HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
OF STRASSBURG

BOUGHT WITH THE
BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
A.M. 1892

Wallenstein.

Historischer Roman

von

Ernst Willkomm.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Chr. E. Kollmann.

1844.

50535.65.3

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
THE BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
NOVEMBER 9, 1928

Wallenstein.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

In den Nachmittagsſtunden eines heißen Julitages 1624 ſprengten zwei Reiter dem Städtchen Gitſchin zu, deſſen Thürme und Häuſer ſich gegen den grünen Bergwald im Hintergrunde ſcharf abhoben. Die Reiſenden hatten hisher meiſtentheils verwüſtete und entvölkerte Gegenden auf ihrem Wege durch Mähren und Böhmen berührt. Traurige Spuren eines unglückſeligen Krieges trugen Städte, Flecken und Dörfer zur Schau, und wäre man auch nirgends geradezu auf Verwüſtungen geſtoßen, ſo hätte doch ſchon der mißtrauiſche Blick und das einſilbige zurückhaltende Betragen Aller, mit denen eine Begegnung unerläßlich war, dem denkenden Reiſenden ein ungefähres Bild des Zuſtandes vor Augen ſtel-

len müſſen, der gegenwärtig der allgemein herrſchende im Lande war.

Seit einigen Stunden war hierin eine auffallende Veränderung eingetreten. Die Reiſenden ſtießen häufig auf Menſchen, die wohlgenährt und zufrieden ausſahen. Sie grüßten auch mit Freimuth, nicht ſcheu und knirſchend, wie anderwärts. Die grundloſen Wege, die kaum dieſen Namen verdienten, verwandelten ſich nach und nach in gebahnte Fahrſtraßen. Bebaute Ländereien, der Aerndte entgegenreifende Saaten, grünende Wieſen und Meierhöfe, zwiſchen Buchenwaldungen glänzend, erfreuten wieder das Auge. Es war das Bild einer Landſchaft, die von feindlichen Horden nicht verwüſtet worden war, oder doch mittelſt reicher Spenden eines klugen und milden Herrn von allem Drangſal ſich raſch wieder erholt hatte. Je näher dem Städtchen, deſto blühender ward die Landſchaft, deſto größere Regſamkeit zeigte ſich aller Orten. Bauern ſammelten die erſten Früchte des Sommers auf den Feldern, lange Züge von Fuhrleuten trieben ihre Geſpanne auf dem zur Heerſtraße erweiterten Wege nach dem freundlich winkenden Orte. In Entfernung von etwa einer Stunde rechts von

der Straße bemerkten die Reisenden zahllose Arbeiter mit Graben und Ausroden, Andere mit Feldmessen beschäftigt. Endlich unmittelbar vor dem altergrauen Thorthurme, in welchen die Straße von Horcicz mündet, wimmelte es von Werkleuten und Steinmetzen, die Sandsteinblöcke von verschiedenen Formen fleißig mit Haue und Meißel bearbeiteten.

„Wahrhaftig," sprach der Aeltere von den beiden Reitern, dem ein schwarzer, langer und faltiger Talar mit schärpenartigem Seidengurt um die Hüften, und der weißgraue, volle Bart, der ihm breit die ganze Brust bedeckte, ein orientalisches Ansehen gaben, „wahrhaftig, hier kann man von Krieg und Mangel nichts entdecken! Sollte man doch meinen, die Bevölkerung anderer Kreise, die beinahe leer standen, wie verfluchte Häuser, habe sich in diese paradiesischen Gefilde geflüchtet! Wem gehört das freundliche Städtchen?"

Sein Begleiter, ein Mann im kräftigsten Alter und in kriegerischer Kleidung, mäßigte den Schritt seines Rosses und blickte wohlgefällig rundum auf das geschäftige Durcheinander so vieler in Thätigkeit begriffener Menschen. „Es ist Gitschin, die Residenz des Fürsten, Eures zu-

künftigen Herrn," versetzte er. „Ihr könnt leicht ermessen, daß ein kluger Geist in ihm lebt. Noch ist kaum ein Jahr vergangen seit Erwerbung dieser Stadt und Umgegend und schon hat sich ihre Volksmenge um das Doppelte vermehrt. Das kommt davon her, daß der Fürst freigebig ist, wo er Vortheil und Gewinn voraussieht. Während anderwärts in diesem von Natur so fruchtbaren Königreiche das Volk über Mangel und Nahrungslosigkeit klagt, ist hier Ueberfluß an Allem. Hier blühen die Gewerbe, hier fließen dem Kaufmanne Betriebscapitale zu, wenn er nur irgend Thätigkeit zeigt. Der Maurer und Zimmermann findet vollauf zu thun und Baumeister werden nicht allein gut bezahlt, sie dürfen sogar auf Grundbesitz Anspruch machen, wenn sie klug sind und auf angegebene Ideen einzugehen verstehen. Denn unser nunmehr alsbald gemeinschaftlicher Gebieter liebt die Baukunst über alle Maßen und sieht es gern, wenn auch seine Unterthanen Lust daran finden. Weil ihm nun die Lage der Stadt gefällt, die Gegend überaus fruchtbar ist und den Mittelpunkt seiner übrigen großen Besitzungen bildet, geht er mit dem Plane um, sie binnen wenigen Jahren zu einer großen, volk-

reichen Handels- und Residenzstadt umzugestalten."

„Der Fürst muß ein großer Mann sein," meinte der orientalisch Gekleidete.

„Nicht allein das, er ist auch ein seltener, geheimnißvoller Mensch, der vom Glück wunderbar begünstigt wird. Alles fällt ihm zu, als könnte es gar nicht anders sein: Gut und Geld, Land und Leute, Ehren und Würden. Glaubt mir, wüßte er den Pfaffen etwas besser und feiner um den Bart zu gehen, er wäre ganz allein des Kaisers rechte Hand."

Sein Begleiter achtete genau auf die Worte des Kriegsmannes. Was er sah, bestätigte das Gehörte, und da Alles so leicht und zwanglos geschah, mußte schon dies allein dem bejahrten Gelehrten Achtung und Ehrfurcht vor dem gepriesenen Fürsten einflößen.

„Sagtet Ihr nicht, Herr Obrist, daß sich der Fürst in Gitschin aufhalte?" fragte er, sein geduldiges Thier behutsam durch eine Menge Maurer lenkend, unter deren geschäftigen Händen so eben die Grundmauern eines sehr umfangreichen Gebäudes über den Boden emporstiegen.

„Ihr werdet ihn alsbald selbst kennen lernen, Signor Zenno," versetzte der Offizier. „Vielleicht begegnen wir ihm dort unter jenen Bauleuten. Er liebt es, überall selbst nachzusehen, und durch Wort und Blick seine Arbeiter anzufeuern. Seht Ihr, Herr, jene hohen Mauern dort? Das sind die Umrisse der Jesuitenschule, auf welcher der Fürst künftighin die adelige Jugend erziehen und unterrichten lassen will."

Unter diesem Gespräch hatten die beiden Reisenden das Innere der Stadt erreicht. Obrist Breuner stieg mit seinem Begleiter vor der Wohnung des Landeshauptmanns ab, um sich von ihm bei dem Fürsten anmelden zu lassen. Er empfing aber nur einen eigenhändigen Brief seines Gebieters, der ihm in kurzen, dürren Worten befahl, er solle ohne Verzug einiger Minuten mit Signor Zenno sogleich nach dem Schloß Rochosecz bei Turnau aufbrechen, wo er ihn erwarte. Diese Nachricht war Breuner sehr unangenehm, da sowohl er, als sein geheimnißvoller Begleiter seit mehreren Tagen kaum vom Pferde gekommen waren und sich nach so angestrengtem Ritt nach dauernder Rast sehnten. Indeß mußten sie sich dem Willen des Fürsten fügen, dessen Eigen-

heiten dem Obriſt hinlänglich bekannt waren. Seine Ankunft in Rochoſecz noch vor Tagesanbruch konnte ihm nicht allein den freundlichſten Empfang, ſondern auch ehrenvolle und reiche Belohnung einbringen.

Die Entfernung war bedeutend, der Weg ſchlecht und unſicher, weshalb die beiden Reiter nur ſo lange raſteten, als nöthig war, um eine karge Erfriſchung einzunehmen. So weit das gitſchiner Gebiet, alſo die Herrſchaft des Fürſten reichte, begleitete ſie eine lebendige Regſamkeit, aber ſchon nach ein paar Stunden wurde das Land wieder einſam, der Weg öde. Die Meierhöfe verſchwanden gänzlich, nur hier und da ſahen gebräunte Mauertrümmer aus üppig wucherndem Fliedergebüſch und verriethen den Reiſenden, daß ehedem ein bewohnter Ort hier geſtanden hatte. Solche Ueberreſte menſchlicher Wohnungen waren gerade am gefährlichſten, indem ſie entlaufenen Söldnern, die nirgends mehr ein Unterkommen finden konnten, zum Obdach dienten. Oft rotteten ſich verwilderte Menſchen dieſer Art in ſo ſtarker Anzahl zuſammen, daß ganze Horden entſtanden. Dieſe zogen dann in kleinern Atheilungen an die Heerſtraßen, we-

gelagerten und erpreßten von den vorüberziehenden Reisenden Geld und Geldeswerth. Sie nannten sich aber nicht Räuber, sondern „Marodebrüder," indem sie behaupteten, volles Recht zu solcher Willkür zu haben, da die Kriegsnoth sie um Besitz und rechtliches Verdienst gebracht.

Vereinzelten Reisenden waren diese gesetzlosen Bettlerhorden äußerst gefährlich. Breuner wußte dies und suchte, weil er die Taktik der Marodebrüder schon kannte, alle Ruinen zu umgehen. Dadurch verlor er aber bald den rechten Weg und gerieth in bergige Waldstrecken, die immer dichter und von Bächen und kleinen Flüssen durchrieselt wurden. Schon stand die Sonne tief und, wenn die Reisenden einen Bergrücken erstiegen hatten, konnten sie durch vereinzelte Lichtungen gegen Nordosten die schroffen Gipfel des Riesengebirges blauschwarz am Horizont erkennen. Dicht geballte Wetterwolken lagen darüber und verhießen bei der stillen Schwüle mit Einbruch der Nacht einen Gewittersturm.

Bisher hatte Breuner die Richtung des Weges ziemlich genau getroffen, denn die thurmartigen, grotesken Felsenpyramiden des Trosky ragten mit ihren zackigen Burgtrümmern hoch über

die Waldungen herauf und vertraten die Stelle eines Wegweisers. Jetzt schlug die Gluth der Abendsonne gegen das weißliche Gemäuer und das porphyrblaue Gestein und übergoß es mit blitzendem Golde. Zenno, überrascht und gefesselt von der phantastischen Romantik dieser Gegenden, stellte manche Frage an seinen Führer, um über Entstehung und Untergang so kühn erbauter Felsenschlösser sich zu unterrichten, und Breuner befriedigte gern die Wißbegierde seines Begleiters, so weit ihm selbst Geschichte und Sage der böhmischen Burgen geläufig war. Darüber verschwand aber nach und nach die letzte hellglänzende Zacke Trosky's und der Abend brach zwischen engen, waldigen Thalschluchten früh herein. Vom Gebirge herab zog finsteres Gewölk, aus weiter, weiter Ferne hörte man das dumpfe Rollen des Donners. Die Pferde zeigten sich unsicher und waren nur mit Mühe durch Gestrüpp, über faule, im feuchten Dunkel leuchtende Baumstämme und moosbedeckte Steine zu leiten. Schon riß zuweilen die schwarze Wolkenwand gähnend auf und schleuderte blendende Flammen durch die Baumwipfel den Reisenden vor die Füße. Mit zunehmender Dunkelheit wuchs auch die Unruhe

der Pferde, und als nun zuletzt der Sturm mit toſender Gewalt von den Kämmen herab ſich in die Thäler ſtürzte, Bäume entwurzelte oder zerbrach, Felsſtücke abriß und unter furchtbarem Donnergebrüll ein ſtromähnlicher Regen aus den zerreißenden Wolken ſich ergoß, da wär Breuner ſo tief in die Irre gerathen, daß er alle Hoffnung aufgab, bei Nacht und Nebel aus dieſer Baum- und Felſenwildniß ſich herauszufinden.

Ein überhangender Fels bot dürftigen Schutz gegen das Unwetter. Die Reiſenden benutzten ihn, um wenigſtens die erſchrockenen Thiere einigermaßen zu beruhigen. Als der Donner weniger laut brüllte, glaubte Breuner das Rauſchen eines Fluſſes in der Nähe zu hören. Man ſtieg wieder zu Pferde und trabte behutſam den kleinen Bach entlang, der, vom Regen angeſchwollen, oft ſeine engen Ufer überſpülte. Die Gegend war ihm ſo ganz unbekannt, daß er nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte. Nach langem Umherirren fanden unſere Reiſenden endlich auf ſteil abſtürzenden Höhen einen Ausweg; das Thal erweiterte ſich, der Wald ward dünner. Man kam in eine breite Thalſchlucht, die grad-über von felſigen, waldbedeckten Bergwänden

begrenzt ward. Ein lebhafter, breiter Fluß durchſtrömte das Thal und Breuner konnte nicht zweifeln, daß es die Iſer ſei.

Das Unwetter hatte indeß ausgetobt, die Wolken zerriſſen hin und wieder und einzelne Sterne glänzten durch fliegende Nebel. Nur der Wind brauſte und heulte noch immer in den Bäumen oder ließ zuweilen, wenn er mit verminderter Heftigkeit über das Thal wehte, Töne hören, welche auffallend dem harmoniſchen Summen einer Äolsharfe glichen. Die Reiter hatten ſchon einige Male ſtutzend ihre ſcheuen Thiere angehalten, um ſchärfer auf Anſchwellen und Fallen dieſer Klänge achten zu können. Jetzt, da ſie um eine jähe Felskante bogen und der Fluß zu ihren Füßen ſich über ein felſiges Bett ſchäumend Bahn brach, ertönte das Summen abermals, aber ganz in der Nähe. Es ſchien aus einer engen Schlucht zu kommen, die hier tiefer in's Gebirge führte.

„Das iſt keine Naturſtimme, das ſind Menſchen," ſprach Breuner zu ſeinem Begleiter. „Folgt mir! Singende Menſchen lieben den Frieden. Sie werden verirrten Wanderern gern Beſcheid auf offene Frage geben."

Der Obriſt brach in den dichteſten Wald, die Schlucht ward breiter und lichtete ſich. Feuerſchein glitzerte durch das Unterholz, Schatten hin und wiederſchreitender Menſchen zogen an den Bäumen vorüber. Indeß ward der Geſang immer deutlicher, bis man genau viele Stimmen unterſcheiden und an der Melodie abnehmen konnte, daß wahrſcheinlich geflüchtete Proteſtanten in dieſer verſteckten Felſenwildniß ihren Gottesdienſt hielten.

Zenno wollte ſprechen, Breuner aber bedeutete ihn zu ſchweigen. Die Pferde am Zügel nach ſich ziehend, ſchritten beide Männer mit größter Vorſicht durch ellenhohes Farrenkraut der Lichtung zu. Das Pfeifen des Windes und in der Entfernung noch immer fortwährendes Donnergeroll würden ſie vor jeder Entdeckung geſichert haben, wäre nicht eins der Roſſe, von plötzlich hell loderndem Feuerſchein erſchreckt, in lautes Wiehern ausgebrochen. Sogleich ſchwieg der feierliche Geſang, es rauſchte hüben und drüben in den Büſchen und die Verirrten ſahen ſich von mehreren düſtern, vollſtändig bewaffneten Männern umringt.

Breuner zog ein langes Piſtol und hielt es

den Buschkleppern entgegen, auch Zenno fuhr nach seinem Dolch im Gürtel. Die Waldbewohner machten jedoch keine verdächtigen Bewegungen. Sie traten nur ruhig zusammen, unterhielten sich ein paar Secunden in einer unbekannten Sprache und kamen dann unter friedlichen Zeichen näher. Breuner erkannte in den gebräunten, kräftigen Männern sogleich Zigeuner, deren es damals in Böhmen noch sehr viele gab. Da es ihm nicht einfallen konnte, die heimlich Lagernden feindlich zu behandeln, so zeigte er ihnen an, daß er ein Verirrter sei, der mit seinem Begleiter den nächsten Weg nach der Stadt Turnau zu wissen wünsche.

Ohne zu antworten ergriff der Stattlichste der Männer die Hand des Obristen und zog ihn mit sich fort, dem Flammenscheine zu. So kam er auf einen grünen Platz, den von drei Seiten hohe, geschwärzte Felsen einschlossen. Grad' vor ihm öffnete sich der Schlund einer Höhle, deren Inneres vom rothen Schein mehrerer Feuer düster erleuchtet ward. Dunkel, aufwirbelnder Rauch und Entfernung ließen auf den ersten Anblick nur ein Durcheinander von Männern, Frauen und einigen Kindern in der Höhle

erkennen. Deutlicher traten zu beiden Seiten derſelben aufgeſchlagene Zelte hervor, unter denen ebenfalls Feuer brannten und die bunte, ſchmutzige Unordnung einer Zigeunerwirthſchaft erhellten.

Unweit der Höhle ließ der Zigeuner Breuners Hand los und deutete ernſt gen Himmel, als wolle er damit ſagen, daß die verſchwiegenen Sterne allein um dieſe Zuſammenkunft wiſſen dürften. Hierauf entfernte er ſich ſchnell, während die übrigen Männer einen weiten Kreis um die Verirrten bildeten. Dieſe hatten jetzt Zeit, die ſeltſame Geſellſchaft etwas genauer zu betrachten. In der Höhle ſaß, umringt von Männern, Frauen und Kindern, ein bejahrter Mann, der ohne auf die Vorgänge außerhalb oder in der Natur zu achten, mit andächtiger Stimme aus einem Buche vorlas. Oft hielt er inne und fügte dem Vorgetragenen etwas gedämpfter einige Erläuterungen bei. Die Worte ſelbſt konnte Breuner des Windgebrauſes wegen nicht verſtehen. Indeß befeſtigte ſich ſeine Annahme, daß es geflüchtete Proteſtanten ſeien, die hier, durch die wunderlichſten Schickſalsverkettungen mit Zigeunern zuſammengeworfen, allem Anſcheine nach

unter deren Schutz ihrem Glauben treu blieben.

Das abenteuerliche Völkchen schien sich übrigens so sicher zu wissen, daß es nicht für nöthig fand, auf den unerwarteten Besuch zu achten. In den Zelten bereitete wenigstens die Altmutter, ein dürres, schmutziges, mit Lumpen von kostbarem Stoff abenteuerlich behangenes Weib, ruhig die Speisen in einem riesigen Kessel, während die jüngeren Mitglieder der Horde durch Spiel und allerhand Kunstfertigkeiten sich unterhielten. Ein schwarzhaariger, schlanker Bube, dessen Oberkörper völlig unbekleidet war und die schönsten, kräftigsten Glieder unter glänzend brauner Haut zeigte, spielte nach Art der indischen Jongleure mit Dolchen, indem er sie mit erstaunlicher Schnelligkeit vor und rückwärts um seinen nackten Körper warf, oder einen auf der Spitze des andern balancirte. Einige führten unter einem eigenthümlich-komischen Gesange seltsame Tänze auf, wobei ihre Bewegungen unbeschadet ihrer Heftigkeit meist graziös blieben. Zwei Knaben begleiteten sie auf zweisaitigen Zithern, ein Dritter saß platt am Boden, hatte die Füße an sich gezogen und hielt auf den Knieen ein verstimmtes

Cymbal, dem er geläufig schrille Töne entlockte. zwei junge Mädchen traten von Zeit zu Zeit in koketten Stellungen neben oder zwischen die Tänzer, winkten ihnen schelmisch und entfernten sich dann wieder in behenden Sprüngen. Ganz einsam von diesen Gruppen saß ein hohes Weib unter zerfetztem Zeltdache. Es war besser als die übrigen gekleidet, hielt regungslos die Arme über die Brust gekreuzt und sah unverwandt in die Höhle. Ohne das Zucken ihrer Augenlider würde man dieses Weib für eine Statue gehalten haben, mit der es ohnehin durch Färbung und Strenge der Züge viel Aehnlichkeit hatte. Dem Ansehen nach konnte sie gegen vierzig Jahre zählen.

Fesselte schon dieses Schauspiel die Verirrten, so mußte ihre ganze Aufmerksamkeit zuletzt eine Erscheinung auf sich ziehen, die sich erst nach einiger Zeit bemerkbar machte. Der Höhle vorüber rieselte ein kleiner Bach dem nahen Flusse zu. Hier standen bei Ankunft der Reisenden viele Männer in gedrängtem Haufen, wie es schien, gespannt irgend einem Vortrage oder Befehle lauschend. Jetzt zerstreute sich dieser Haufe und nun ward ein Mädchen von äußerst zierli-

cher Geſtalt ſichtbar. Es ſaß auf einem Stein und badete ſeine nackten, weißen Füßchen plätſchernd im Bache. Den Verirrten fiel weniger das Mädchen, als ſeine Kleidung auf. Dem Rocke von hellfarbigem Stoffe ſchloß ſich nämlich ein Mieder von dunkelviolettem Sammet an, worauf in Silber die Figur einer Schlange geſtickt war und zwar ſo, daß dieſe ſonderbare Zierrath gerade auf den Erhebungen des jugendlichen Buſens ruhte. Dieſelbe Figur zeigte ſich auch auf dem Gürtel, der, aus blauer Seide gewirkt, die ſchlanken Hüften des Mädchens umwand.

Bisher war dies zarte Kind nur mit dem Baden ihrer Füßchen beſchäftigt geweſen, die ſie plätſchernd bald über die Wellen erhob, bald wieder untertauchte. Ein Blick nach dem Walde entdeckte ihr jetzt die fremden Männer. Schamhaft zog ſie die Füße aus dem Bache und verſteckte ſie unter die Kleider. Dann erhob ſie ſich und langte nach einem paar ſandalenartigen Schuhen von gelbem Saffian, die ſie leicht um die bloßen Füße band. Damit zu Stande gekommen, hüpfte ſie über den Bach und ſchritt nachdenkend auf die Fremdlinge zu. Die Gluth

der Feuer fiel dabei mehrmals gerad' auf ihr Gesicht, dessen Züge mehr anziehend als schön waren. Auffallen mußte es aber den Reisenden, daß diese jugendliche Zigeunerin den reinsten, weissesten Teint und sonnenhelle Haare besaß, die in langen freifliegenden Locken, um die Stirn blos durch einen Silberreif festgehalten, in glänzenden Wellen sich über ihre runden Schultern ergossen.

Dicht vor Breuner und Zenno blieb das anmuthige Wesen stehen, kreuzte ganz so wie die regungslose Frau unter dem einsamen Zelte die nackten, mit vielen Ringen geschmückten Arme über dem Busen und richtete ein paar große fragende Augen auf den Obristen. Während dieser Musterung färbte sich die bräunlich angehauchte Wange des Mädchens etwas höher und von den vollen Lippen erging an Breuner die sonderbare Frage: „Krieger, kommst Du von dem Manne, der die Zügel seines Streitrosses an die Sterne des Himmels knüpfen will?"

Der Obrist würde über so eine ächt zigeunerisch gestellte Frage laut aufgelacht haben, hätte nicht im Tone des Mädchens etwas eigenthümlich Bewältigendes gelegen. Unverwandt ruhten

noch immer die brennenden braunen Augen der jungen Zigeunerin auf ihm, als ob ſie bis in die geheimſten Falten ſeines Herzens ſchauen wollten. Er ſchüttelte den Kopf und verſetzte nach geraumer Zeit in ſcherzender Weiſe:

„Mein liebliches kleines Schickſal, wenn Du willſt, daß ich Dich verſtehen ſoll, mußt Du Dein Zigeuneralphabet bei Seite legen. Da iſt meine Hand! Sage mir 'was Angenehmes und ich gebe Dir eine Krone.“

Zornig warf das Mädchen die Lippe auf. „Bei Dir iſt alle Wahrſagung unnütz,“ verſetzte ſie offenbar in übler Laune, „denn Du haſt kein eigenes Schickſal.“

Breuner kehrte ſich zu Zenno. „So ſind ſie alle, dieſe hübſchen Lügnerinnen der Wälder. Nur Geld und reſpectvolle Worte machen ſie geſchmeidig.“

Eben wollte die Zigeunerin auf dieſe Bemerkung Antwort geben, als die Zurückkunft des Mannes, der unſere Bekannten zuerſt erblickt hatte, ſie daran verhinderte. „Was ſuchſt Du hier, Orionda?“ fragte er das Mädchen. „Geh' an Deinen Platz und wache! Es iſt dies keine

Nacht, um von Fremden Neuigkeiten zu erfragen."

„Ich bin an meinem Platze," erwiederte Orionda trotzig.

„Kennst Du die Fremdlinge?" fragte der Zigeuner.

„Was die Mutter kennt, ist mir nicht verborgen. Von ihr weiß ich schon seit heut Morgen, daß sie zu dem Manne wollen, über dessen Haupte der helle Stern leuchtet, den jetzt die Wolken ausgelöscht haben."

„Spricht sie Wahrheit?" fragte der Zigeuner die Reisenden.

„Wen meint das Kind?" warf der Obrist ein.

„Den Mann, dessen Gedanken die Welt umfassen und der Niemanden liebt, als das Schicksal. Du kennst ihn wohl, aber Du bist neugierig, wie ein Weib."

„Das Mädchen scheint den Fürsten zu meinen, der allerdings mein Gebieter ist und den ich aufsuche. Halb und halb paßt ihre Beschreibung auf den seltenen Mann, ob aber auch ihre wunderlichen Einbildungen in Erfüllung gehen werden, möchte ich bezweifeln."

„Es ist Alles erfüllt vom Anfang an, die Sonne kann aber nicht Alles auf einmal beschei-nen," sprach Orionda und wandte sich ab. Breu-ner bemerkte, daß sie nach dem abgelegenen Zelte ging, wo die sonderbare Frau noch immer in ihrer vorigen Regungslosigkeit dasaß. Als Ori-onda diese auf die Stirn küßte, wandte sie langsam den ausdrucksvollen Kopf nach ihr um. Beide wechselten einige Worte mit einander, worauf sich das Weib erhob und lange nach den Fremdlingen sah. Sie neigte wie bejahend das Haupt, setzte sich dann wieder und fiel ganz in die frühere todtenähnliche Ruhe. Ihr zu Füßen kauerte sich Orionda und sang mit glok-kenheller Stimme ein melancholisches Liedchen in weichen einschmeichelnden Kehllauten.

„Ihr steht unter meinem Schutze," sprach jetzt der Zigeuner, „und wenn Ihr schwören wollt, gegen Niemand, wer es auch sei, von dieser nächtlichen Begegnung ein Wort zu äu-ßern, will ich Euch selbst auf sichere Wege leiten."

Er führte nun die Verirrten wieder in den tiefsten Wald und nahm ihnen hier im Beisein mehrerer von seiner Horde einen furchtbaren Eid

ab, den Breuner gleichgiltig, Zenno mit Zittern und Zagen ablegte. Darauf schüttelte der Zigeuner Beiden die Hände und benahm sich vertraut und durchaus wie ein zuverlässiger Freund gegen sie.

Ein Seitenpfad brachte die Verirrten bald in baumleere Gegenden, wo Breuner sich nach einiger Zeit bekannte. Er dankte dem Führer und wollte ihn belohnen, allein dieser schlug nicht allein das angebotene Geschenk mit stolzem Lächeln aus, er begleitete die Reisenden auch unverdrossen, bis das Land frei und offen vor ihnen lag. „Haltet den Eid!“ rief er ihnen nochmals zu und verlor sich schnell in der Finsterniß.

Die Reiter trabten nun rüstig fort. Als die Bergkuppen in schärferem Umrisse am Horizonte sich zeigten, stiegen jenseits der Iser Thurm und Mauerwerk des Schlosses Rochosecz auf. Noch konnte man deutlich Lichtschimmer an einem der gothischen Fenster gewahren, obwohl schon die Morgendämmerung in mattem Glänzen ringsum an die Berge trat und feuchte Nebel wie fliegende Silbergewänder über dem breiten Flußthale aufwallten. —

Zweites Kapitel.

Eine halbe Stunde von der alten Stadt Turnau am rechten Ufer des Iserflusses liegt das Schloß Rochosecz. Ein hoher, aus dem fruchtbaren Thale senkrecht emporsteigender Porphyrfels trägt die gigantischen Massen des weitläutigen Baues. Wirthschafts- und Verwaltungsgebäude in großer Ausdehnung lehnten sich schon damals an die gewaltigen Flügel der stattlichen Burg. Reiche Ländereien, unermeßliche Waldungen bildeten den Besitz der Herrschaft, die sich über einen der gesegnetsten und romantischsten Kreise Böhmens ausbreitet. Von dem hohen Thurme der Burg übersah man zauberische Landstrecken und zahllose Trümmer alter Schlösser, die

in den blutigen Kämpfen religiöser Fehden zerstört worden waren.

Diese Besitzung mit allem umliegenden Lande viele Meilen weit gehörte seit zwei Jahren dem ehemaligen Obrist Wenzel Eusebius Albrecht von Wallenstein. Ihr früherer Besitzer war Protestant und böhmischer Rebell gewesen, 1620 verbannt, seine Güter aber eingezogen worden. Kaiser Ferdinand, des Vorschlages Wallensteins eingedenk, bot sie diesem zum Kauf an und der reiche Graf griff mit beiden Händen zu. Er kaufte bis um die Mitte des Jahres 1623 für mehr als zwei Millionen schwerer Gulden confiscirte Güter vom Kaiser, die er baar bezahlte; eben so viele schenkte ihm Ferdinand aus Anerkenntniß seiner Verdienste um das Reich und vorzugsweise um die gänzliche Unterwerfung Böhmens und Schlesiens. Denn Wallenstein hatte lange Zeit mit Tausenden von selbst geworbenem Volk treu und tapfer für den Kaiser gefochten, ohne je auf Ersatz seiner ungeheuern Ausgaben Anspruch zu machen. Solche Treue und Aufopferung mußte belohnt werden, und Ferdinand glaubte sich den kräftigen, klugen, kriegserfahrenen und stets dienstwilligen Mann nicht besser und dauern-

der verbinden zu können, als durch Schenkung großer Ländereien, die nach Beendigung der böhmischen Revolution herrenlos geworden waren. Die Stadt Gitschin und die Herrschaft Friedland, bei weitem die größte aller dem Kaiser anheim gefallenen, eben so die wald- und volkreichste, waren unter diesen. Um aber auch den Krieger zu belohnen, der seit zehn Jahren manche Schlacht für ihn gewonnen, manchen Feind rücksichtslos besiegt hatte, und um so großem Besitze Achtung bei der Menge zu verschaffen, erhob der dankbare Kaiser den Grafen in den Fürstenstand, ernannte ihn aber schon nach Jahresfrist zum Herzoge von Friedland.

Der neue Herzog, jetzt kaum einem Reichsfürsten an Rang und Würde nachstehend, wußte so große Bevorzugung zu schätzen und zu benutzen. Sein Arm war vorläufig überflüssig, da der Kaiser nicht als Kaiser, sondern als Bundesglied der Liga in Niederdeutschland gegen Christian von Halberstadt und Andere Krieg führte. Es mußte ihm wichtig sein, die neuerworbenen Ländereien zu besichtigen und sie in guten Stand zu setzen. Deshalb entsagte Wallenstein fernerer unmittelbarer Theilnahme an dem Kampfe, der

verschiedene deutsche Länder verwüstete und nicht immer zu Gunsten der Liga, mithin des Kaisers, ausschlug. Seine Soldaten hatte der Fürst dem Kaiser großmüthig mit sammt allen Offizieren, die unter ihm fochten, zur Verfügung gestellt; allein Soldaten und Offiziere schienen des Blutvergießens und der Strapatzen müde zu sein. Sie entsagten zugleich mit dem Herzoge jedem neuen Dienste, zerstreuten sich und dachten ebenfalls auf Erwerbung von Grundbesitz. Wallenstein unterstützte seine Offiziere dabei, verhalf ihnen zum Ankauf noch immer zahlreich vorhandener confiscirter Güter und bestritt die Kaufsummen oft ganz, oft zum Theil aus seiner Kasse. So ward er der gebietende, mächtige Gläubiger einer großen Anzahl kühner Männer, die einem Naturgesetz zufolge dem großmüthigen Beschützer mit Leib und Leben zugethan blieben.

Wallenstein besaß nunmehr ein kaum berechenbares Vermögen. Er war sowohl an liegenden Gründen, wie an baaren Geldmitteln der reichste Privatmann im damaligen Europa. Seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf sieben Millionen kaiserliche Gulden, die er nicht leichtsinnig nach Art von blindem Glück begünstigter Empor-

kömmlinge verpraßte, ſondern vorſichtig wie ein kluger Geſchäftsmann, anwendete. Während er ſeine Güter bereiſte, Bauten aller Art anordnete, nach verſtändig entworfenem Plane deren Verwaltung regelte und überall eine bewundernswürdige Umſicht und Kenntniß aller Verhältniſſe dabei an den Tag legte, verlor er doch nie das große politiſche Kartenſpiel aus den Augen, das in der Ferne mit ungleichem Glück, nicht ſelten mit wenig Tact, fortgeführt wurde. Treue Freunde mußten auf ſeine Koſten überall hin, ſelbſt nach Frankreich, Schweden und Polen reiſen und ihm genauen Bericht erſtatten über Stimmung der Völker und Fürſten und über die Anſichten der Letzteren in Bezug auf die Angelegenheiten des deutſchen Reiches. Hunderttauſende gab er alljährlich für ſolche Privatgeſandte aus. Dabei ſtand er fortwährend in vertraulichem Briefwechſel mit ſeinem hohen Gebieter, ertheilte ihm auf Anſuchen Rath, ſagte jederzeit ſeine Meinung unverhohlen und wußte ſich ihm, auch als Privatmann, unentbehrlich zu machen. Daß er als Fürſt und Herzog ein ſeinem Range und Reichthume angemeſſenes Hofgeſinde um ſich ſchaarte, lag, auch wenn es dem Zeitgeſchmacke nicht ent-

ſprochen hätte, ſchon in ſeinem Charakter. Er liebte Pracht und Glanz, weil er die Macht derſelben auf das Volk kannte.

Dieſer Mann lebte jetzt in einem großen Troß von Dienern und Leibwachen im Mittelpunkte ſeines Herzogthums auf Rochoſecz, das er zu dieſem Behufe mit fürſtlicher Pracht hatte ausſchmücken laſſen. Er war geſonnen, eine unbeſtimmte Zeit das bequem gelegene, zu Beherbergung vieler Menſchen beſonders geeignete Schloß als dauernden Wohnort zu betrachten. Auch forderten die innern Angelegenheiten ſeiner Ländereien, Aufſtände der Bauern an den Grenzen, Einfälle vertriebener Edelleute namentlich in die ihm zugehörigen Gebiete, und der leichte Verkehr, den er mit Prag unterhalten konnte, dazu auf.

Am Abend deſſelben Tages, wo die beiden Reiſenden im Waldesdickicht ſich verirrten, treffen wir den Herzog in einem halbrunden Thurmgemache ſeines Schloſſes, beſchäftigt, einige alte Pergamentblätter mit großer Aufmerkſamkeit durchzuſehen. Das Zimmer war klein, mit geſchmackvoller Eleganz ausgeſchmückt. Sammetne Polſterſtühle mit reichverzierten Lehnen, ein runder

Tiſch von koſtbarer Arbeit und mit venetianiſchem Gewebe überdeckt, zeugten von dem Reichthum und Geſchmack des Beſitzers. Die Wände waren mit damals üblichen Ledertapeten bekleidet, die in Gold gepreßte Schildereien dem Auge boten. Nach der flachen Seite des Zimmers war die Tapete beweglich, ſo daß man ſie in einen Falz zurückſchieben konnte. Es zeigte ſich dann eine ſchmale Thür, welche nach einer Wendeltreppe führte, die wieder auf die Höhe des Thurmes zu einem Gemach leitete, das früher der Thurmwart bewohnt hatte, von Wallenſtein aber neuerdings zu anderem Zweck eigenthümlich war eingerichtet worden.

Im Widerſpruch mit dem Glanz und Werth der Möbeln ſtand die einfache Kleidung des Herzogs. Ein ſchlichtes Wams von feinem grauen Tuch, Beinkleider von dunkelgrünem Sammet und hohe über die Knie heraufreichende Reiterſtiefeln von weißem Leder war eine Tracht, die jeder wohlhabende Bürger größerer Städte zu tragen pflegte. Nur die äußerſt feinen Manſchetten von brüſſeler Spitzen und der breite Halskragen, der über den Rock auf Bruſt und

Schulter fiel und in reicher Stickerei prangte, deutete den Rang ihres Besitzers an.

Wallenstein war ein Mann etwas über vierzig Jahre, von strengen, harten Zügen, die langjähriges Leben im Feldlager noch herber gemacht hatten. Sein Auftreten war von jeher herrisch und stolz gewesen, sein Blick gebieterisch; seit seiner Erhebung in den Fürstenstand aber mischte sich ein leiser Abglanz von Majestät bei, der die ihm angeborene Härte einigermaßen milderte .Nur das Auge schien an durchbohrender, verwundender Schärfe noch gewonnen zu haben. Es flößte eher Furcht als Vertrauen ein und übte über Alle, die mit ihm zusammenkamen, eine unglaubliche Gewalt aus. Es brachte den Schuldigen schnell zum Geständniß und verrieth die geheimsten Gedanken und Eigenschaften derer, die mehrmals mit ihm verkehrten. Doch konnte sein funkelnder Glanz auch dem Treuen, Zuverlässigen verheißend entgegenblicken und ihm die Zusicherung fürstlicher Belohnung geben. Von Gestalt war der Herzog hager, aber muskelkräftig. Seine Gesichtsfarbe war fahl, mit einem bräunlichgelben Anfluge. Die hohe, an den Schläfen tief eingebogene Stirn verrieth außergewöhnliche

Geiſtesgaben. Er trug ſie ſtets frei, das braune, kurz abgeſchnittene Haar nach hinten emporgeſtrichen, wodurch die ſtolze Härte ſeiner in der Regel ernſten Mienen noch ausdrucksvoller ward.

Erd- und Himmelsgloben, Landcharten, Schlachtpläne, Entwürfe zu Feldzügen, genaue Verzeichniſſe der Stellungen aller gegenwärtig mit einander kämpfenden Heermaſſen, desgleichen Briefe, Rechnungen und Bauriſſe lagen auf Tiſch und Seſſel, ſogar auf dem Teppich des Fußbodens. Mitten darunter ſaß der Fürſt, ſeine blitzenden Augen auf die Pergamentblätter heftend, die unter ſeiner Hand zitterten. Er hatte ſie zu Ende geleſen und lehnte ſich jetzt im Seſſel zurück. Auffallende Milde glänzte auf der Stirn, lag in dem feurigen Auge, das auf die fern dämmernden Gebirge blickte, über denen ſchon die erſten Blitze des Unwetters aufleuchteten. Wieder und immer wieder durchlas er einzelne Stellen der vor ihm liegenden Pergamente, ſtand dann auf und durchſchritt in ernſtem Sinnen mit auf den Rücken gelegten Händen den kleinen Raum.

In dieſem geſchäftigen Gedankenleben ſtörte ihn ſeine jugendliche Gattin, welche die unmittel-

bar an das Gemach des Herzogs ſtoßenden Zimmer bewohnte. Iſabella, geborene Gräfin von Harrach, war ſchön und von ſchlankem Wuchſe. Auferzogen in ariſtokratiſchen Gewohnheiten, genährt mit ariſtokratiſchen Grundſätzen, theilte ſie den Stolz ihres erlauchten Gatten und wußte ihre Stellung der Welt gegenüber mit dem Anſtand einer geborenen Fürſtin zu vertreten. Nur war ſie zu weich von Gemüth und überhaupt zu ſehr ächtes Weib, um auch die ſtolzen Pläne des Herzogs begreifen oder wohl gar theilen zu können. Nichts deſto weniger lebte Iſabella in glücklicher Ehe mit dem ehernen Manne und verſäumte nichts, ihm das Leben ſinnig auszuſchmücken, es durch liebreiche, zarte Hingebung zu verklären, wenn er nach langer Abweſenheit von ſeinen Kriegszügen in den Frieden ſtiller Häuslichkeit zurückkehrte. Iſabella legte ſanft ihre Hand auf des Herzogs Schulter und blickte ihm zärtlich ins Auge. „Albrecht," ſprach ſie ſchmeichelnd, „denke nicht gar zu anhaltend über Dein Glück nach, es möchte gar leicht ſelbſt darüber neidiſch werden."

Wallenſtein ergriff die Hand ſeiner Gemahlin und indem er ſie gegen ſeine Gewohnheit,

an die Lippen führte, erwiederte er mit bedeutungsvollem Blick: „Der Mann hat nie Unglück, wenn er mit ſich ſelbſt einig iſt. Und daß er dies werde, dazu bedarf es nur eines hellen Blickes auf die irdiſchen Verhältniſſe, eines offenen, vertrauensvollen in den geſtirnten Himmel. Das macht einig, Iſabella, und in der Einigkeit liegt unſer, liegt der Welt Schickſal!“

„Und doch biſt Du nicht glücklich, mein Albrecht! Oder kannſt Du mir ſagen, wie es kommt, daß bei dieſer Einigkeit doch das heitere ſtille Glück des Herzens ſo lange ausbleibt?“

„Was kümmert das mich! Ich ſehe nur auf das Ganze, Allgemeine und habe dabei wenig Zeit, das Ja und Nein des kleinen, ſelbſtſüchtigen Herzens, das am Kamin friedlich ſchlägt, zu berückſichtigen.“ Er ſchwieg einige Augenblicke und auch Iſabella verſtummte vor den harten, kalten Worten ihres Gemahls.

„Du kennſt die Bedeutung der Geſtirne,“ fuhr Wallenſtein fort. „Ihren geheimnißvollen Einfluß auf die Gedankenrichtung der Menſchen, die ſie gern betrachten, die ihre Stellung, ihre Bahnen, ihren Wandel und Wechſel

erforſchen, haben die größten Sternkundigen unſers Zeitalters anerkannt, und ob es auch noch Viele gibt, die daran zweifeln, Männer von hoher Geiſteskraft müſſen dieſe kleinen Seelen verachten. Das Geheimnißvolle offenbart ſich nur dem Verwandten. Nach langem Beobachten bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch mein Lebenslauf unwandelbar feſt verzeichnet ſteht am Firmament. Um ganz glücklich zu werden, gebricht es mir nur an hinreichender Kenntniß dieſer wunderbaren Himmelsſchrift, die allnächtlich zu meinen Häupten erſcheint! Darum, Iſabella," ſprach er feierlich weiter, „gehe ich damit um, mir dieſe Kenntniß zu verſchaffen. Ein weiſer Mann, der erfahrene Aſtrolog Signor Baptiſta Zenno aus Padua, der älteſte Schüler des ehemals berühmten Sterndeuters Argoli, dem ich ſelbſt manche Geheimlehre, manchen Aufſchluß über Verhängniß im Menſchenleben und das Verſtändniß der Kabbala verdanke, iſt in meine Dienſte getreten. Ich erwarte ihn ſtündlich. Dann aber, Iſabella, dann wollen wir ſehen," ſchloß er mit einem Anflug zuverſichtlichen Lächelns, „ob nicht der Sternenhimmel blos eine Hieroglyphenſchrift der Sprache iſt, die ſo oft un-

bewußt in unſerm Innern die Gedanken unter einander reden."

„Lieber Albrecht, ich bin in dieſen gelehrten Sachen zu wenig bewandert, um ſie beurtheilen zu können," erwiederte die Fürſtin, „doch laß Dich von der Liebe warnen! Lies in der Sternenſchrift des Himmels, aber mit Bedacht, damit, von willkürlicher Bedeutung erſchüttert, die goldnen Lettern nicht in Pfeile verwandelt tödtend auf Dich herabfallen."

„Umſicht hält alle Täuſchung fern," verſetzte Wallenſtein, „und ich pflege erſt nach erſpähter Gelegenheit zu handeln. Wo ſie aber erſcheint, da iſt ſie ſtets ein Wink von Oben, der zu furchtloſem Handeln auffordern ſoll. Was dann als Schein zwiſchen des Menſchen Willen und den Wink des Weltgeiſtes fällt, das muß ein Mann unbeachtet laſſen. Es ſtört nur und verkleinert urſprünglich erhabene, der Gottheit unmittelbar entſtammte Gedanken. — Mir iſt vor Kurzem ein ſeltſamer, ja ſchauerlicher Aufſchluß geworden über das Verhältniß des Einzelmenſchen zu dem rückſichtslos fortwebenden Weltgeſchick. Bis heut klopften nur Ahnungen an die Pforten meines Geiſtes, jetzt aber, wo auf einmal der Dämmer

eines großen Geschicks wie Frührothschein in meine Seele fällt und mich zwingt, rückwärts blickend, den längst verlorenen Lebensfaden wieder aufzunehmen, um die Gegenwart daran fest zu knüpfen; jetzt muß ich in scheinbarem Zufall eine uralte, von Ewigkeit festbestimmte Nothwendigkeit erblicken, und nicht mehr bedeutungslos komme ich mir vor in dem Wirrwarr der Zeit, der Alles in seine heulenden Strudel begräbt."

Der Herzog schob einen der prunkenden Polsterstühle an den mit Papieren überdeckten Tisch und winkte Isabella, neben ihm Platz zu nehmen. Mit einer silbernen Schelle rief er den Pagen aus dem Vorzimmer und forderte Licht; denn es dunkelte bereits und in immer kürzeren Zwischenräumen erschütterte der Wiederhall ferner Donnerschläge die unbewegte, schwüle Sommerluft.

„Wo kommen diese alten Pergamentblätter her?" fragte die Fürstin, vertrauensvoll zu ihrem Gatten aufblickend. „Ich sah sie noch nie bei Dir und doch deuten Staub und Moderflecke auf ein hohes Alter."

„Deine Vermuthung ist richtig, dennoch wäre der Inhalt dieser wunderbaren Blätter wohl

auch mir ſtets unbekannt geblieben, hätte nicht der Zufall oder, wie ich behaupte, das unwandelbare Geſchick, ſie mir eben zu rechter Zeit in die Hände geſpielt. Der Grundriß eines Schloſſes, den ich noch als Page in Burgau entwarf und deſſen ich mich bei Durchſicht dieſer von meinem Baumeiſter mir vorgelegten Arbeiten entſann, ließ mich dieſen Fund thun. Laß Dir zu beſſerem Verſtändniß ein Ereigniß aus meinem Jugendleben erzählen.

„Du weißt, daß ich bald nach dem frühen Tode meiner Aeltern an den Hof des Markgrafen zu Burgau kam. Mein Oheim, der mich ſehr liebte und meiner Erziehung eine Richtung gab, die ich erſt in ſpäteren Jahren billigen lernte, wollte mich zum Hofmann und Diplomaten bilden. In Burgau ſollte ich nun Hofdienſt und Politik im Umgange mit Perſonen der höchſten Stände lernen, allein meine Neigungen waren ſtärker als das Geſetz, dem ich mich unterwerfen ſollte. Ich tobte gegen allen Zwang, ertrotzte Unabhängigkeit und rettete mich oft durch Flucht aus dem Pagenzimmer, wo es kaum erlaubt war, in ſeidenen Schuhen ſchief aufzutreten. Noch heut find' ich dies Betragen lo-

benswerth und muß es billigen. Ein Mann darf ſich niemals zwingen laſſen, eher ſoll er untergehen, ob edel oder unedel, das iſt einerlei. So dachte ich ſchon damals, ſo denke ich noch und haſſe aus demſelben Grunde noch immer einen alten Ceremonienmeiſter an jenem Hofe, der mir unabläſſig langweilige Litaneien von Gehorſam vorſang. Gehorche, wer dazu geboren iſt, der Kraft gehört der Herrſcherſtab. Gott's Schand', hätt' ich doch am liebſten die Beſtie gleich aufhängen laſſen!"

„Wie gut, daß Du es nicht thun komteſt, Albrecht," fiel Iſabella dem heftig Werdenden beſänftigend in's Wort, „ich hätte Dir ja durch Hindeutung auf ein ſo großes Unrecht jeden Tropfen Wein vergällen müſſen."

„Meinſt Du?" fragte der Herzog, das düſter funkelnde Auge auf das ihm liebend zugeneigte ſchöne Antlitz ſeiner Gattin heftend. „Nun um ſo mehr biſt Du mein Weib," ſetzte er hinzu und erwiederte den ſanften Druck ihrer Hand. „Ja, mein Herz, ich läugne nicht, daß meine Gedanken immer mit Schwertern ſpielten. Um nicht in meiner kriegeriſchen Begeiſterung geſtört zu werden, ſuchte ich größeren Gelagen und

Banketten zu entfliehen, und trieb mich vorzugsweise gern an den äußerſten Vorſprüngen der Burgmauer herum. Eines Tages hatte ich aber doch längere Zeit meinem Dienſte obliegen müſſen und um ihn nur erträglich zu finden, gegen Neigung und Gewohnheit einige Becher Wein getrunken. Erſt die Abendkühle ſah mich an meinem Erholungsplatze. Ich fühlte bald eine überwältigende Müdigkeit und legte mich in eine der Schießſcharten, um auszuruhen. Hier überraſchte mich der Schlaf und Träume von Kämpfen und blutigen Schlachten ſtürmten rauſchend an mir vorüber. Ich gerieth mitten ins Gewühl, wo ich auf einen Mann ſtieß, der von Kopf zu Fuß mit einem dünnen, ſchwarzen Panzer bekleidet war. Dieſer forderte mich wiederholt zum Kampfe. Nach kurzem Zögern nahm ich die Ausforderung an und war ſo glücklich, meinem Gegner das Schwert aus der Hand zu ſchlagen, während ich ihm das meinige nach Siegerart auf die Bruſt ſetzte. Da ſtürzte er wüthend auf mich ein, erfaßte unritterlich und unerwartet meine Schultern und warf mich zu Boden. Ich fühlte den Fall, denn mein ganzer Körper erbebte, und als ich, darüber zuſammenſchreckend, die Augen

aufſchlug, ſah ich mich am Fuße des Gemäuers liegen. Eine haſtige Bewegung im Schlafe mußte mich von der Höhe herabgeſtürzt haben. Gegen alle Wahrſcheinlichkeit fand ich mich zu meiner eigenen Verwunderung vollkommen unverletzt."

„Es war tiefer Abend, die Sonne ſchon untergegangen. Um die fernen Gletſcher wob die Nacht violette, duftige Schleier. Auf mich herab aber ſtrahlte das Licht eines Sternes, den ich bis dahin entweder nicht beachtet oder wirklich noch nicht geſehen hatte. Sein Licht war ſilberrein, ruhig, unendlich weich und wirkte zauberiſch auf mich. Ich mußte ihn unverwandt anſehen und ſeine Strahlen gleichſam einſaugen. Ein weicher, ſtärkender, wonniger Hauch drang wie magiſche Kraft durch alle meine Nerven, und es ward mir einleuchtend, daß in jenem Sterne die höchſte Vollendung weltlicher Formenbildung ausgeſprochen ſei, und eine Stimme in mir rief mir immer und immer zu: ich würde glücklich werden, wenn ich mich ſelbſt in Vorſatz und That vollendete, wie jener Stern ſich vollendet habe in ſeinem Laufe durch das Weltall."

„Dem Rufe lauſchend erhob ich mich. Zwar

ſchmerzten mich die Glieder, aber ich war geſund und ein eigener, kühner Lebensmuth regte ſich in mir. In dieſem Augenblicke wurden auf der Burgmauer Fackeln ſichtbar, zerſtreute Stimmen riefen meinen Namen, und da man mein Barett an der Mauerbrüſtung gefunden hatte, glaubte man, ich ſei verunglückt. Eben wollte ich Antwort geben und die Suchenden beruhigen, als ein ſchlankes Weib an mir vorüberſtreifte und mich mit ſo plötzlichem Auge anſah, daß ich wie bezaubert ſtehen blieb. So viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, war das Weib ſchön, die Kleidung auffallend und prächtig. Ich glaubte eine Zigeunerin vor mir zu ſehen, obwohl das übliche Betragen dieſes verworfenen Geſindels dem Weibe fremd war. „Heißt Ihr Albrecht?“ fragte mich die Fremde mit ausländiſchem Accent. Ich bejahte. „Gut,“ ſprach ſie weiter, „ſo iſt dies für Euch. Bewahrt es ſorgfältig, es hat jetzt noch keine Bedeutung. Am ernſten Tage wird eine große Stunde Euch die Augen öffnen.“ Nun griff ſie in ihren Buſen und legte eine Rolle, ſauber in Saffian verpackt und mit Schnüren zugeheftet, die ſchlangenförmig um das Bündel liefen, in meine Hand. Ehe ich noch

danken oder eine Frage ſtellen konnte, entfernte ſich die Fremde und mir ſchien es, als ſchwebe ſie ſeltſam leicht über den Pfad fort und deute, ſo wandelnd, mit erhobenem Arm und aufgereck-tem Zeigefinger unverrückt auf den hellen Stern. Ja, ſelbſt dieſer ſchien mit dem Weibe fortzu-wandeln, ſo daß ich, ganz in den ſeltſamen An-blick verſunken, die Wirklichkeit um mich her ver-gaß. Erſt im Schloſſe des Markgrafen ward ich meiner ſelbſt wieder ganz mächtig. Die em-pfangene Rolle fühlte ich unter dem Wams auf meinem Herzen."

„Neugierig war ich nie, es kam mir daher nicht ſchwer an, das unter ſo auffallenden Um-ſtänden erhaltene Geſchenk unberührt liegen zu laſſen. Mit mir ſelbſt aber ging von Stund' an eine große Veränderung vor. Hatte ich bisher blos mit kriegeriſchen Gedanken geſpielt und gab es außer dieſen in der ganzen Welt nichts mehr für mich, ſo ging nunmehr die ſtolze Ahnung durch meine Bruſt, daß für mich etwas unaus-ſprechlich Großes zwiſchen Himmel und Erde verborgen liege. Einen tiefen Eindruck machte auf mich der geſtirnte Himmel, doch zog mich in jenem Gewimmel von Millionen Sternen eigentlich

eigentlich nur der eine an, deſſen Strahl mir am Fuße der Burg das Auge für überirdiſche Anſchauungen erſchloſſen hatte. Als ich bald nach dieſem Vorfalle die Univerſität bezog, vergaß ich die unter meinen Habſeligkeiten wohl verpackte Rolle. Erſt auf meinen Reiſen erinnerte ich mich des geheimnißvollen Geſchenkes, und als ich den tiefſinnigen Meiſter Argoli in Padua durch Peter Verdungus, meinen damaligen Begleiter und Führer, kennen lernte und er, in meinem Auge leſend, ausrief: „„Mein Sohn, über Deinem Haupte wandelt auf und ab ein großes Schickſal,““ da wünſchte ich die Rolle herbei, um ihre Fäden zu löſen. Zugleich erfuhr ich von Argoli, daß jener Stern, deſſen Anblick mich ſo entzückt hatte, der Jupiter ſei, auch behauptete der Aſtrolog, er halte dafür, daß Jupiter der Stern und Lenker meiner Lebensſtunden ſein möge — denn jeder Menſch, ſagte er, habe einen Stern, an deſſen Licht ſein Schickſalsfaden auf- und niederlaufe!“

„Meine Rückkehr in's Vaterland fiel mit dem kaiſerlichen Bruderzwiſt zuſammen und die damals ſich entſpinnenden kriegeriſchen Wirren ließen mir keine Zeit, Perſönliches näher in's Auge

zu faſſen. So blieben denn die ſibylliniſchen Sprüche dieſer Blätter bis heut in ihrer Verborgenheit. Ich hatte ſie vollkommen vergeſſen. Wie ſie mir beim Suchen in die Hände kamen, glaubte ich ein Amulet in der Rolle verborgen. Statt deſſen fallen dieſe Pergamente heraus, deren lateiniſche Schriftzüge Ausſprüche von höchſter Bedeutung enthalten. Urtheile ſelbſt, indem ich ſie Dir mittheile."

Die Fürſtin hatte ihrem Gemahl noch nie mit größerer Aufmerkſamkeit zugehört. Es erfreute, es rührte ſie das Vertrauen des Herzogs, mit dem er gegen Jedermann, auch gegen die Gattin, mehr als billig kargte, und ſie war ihm durch verdoppelte Zärtlichkeit dafür dankbar.

„Lies, mein Albrecht, lies," ſprach ſie, „keine ſündige Magdalena kann mit mehr Sehnſucht der Abſolution des Beichtigers entgegenſehen, als ich Deinem Vortrage."

„Das Unwetter ſcheint ſich zu verziehen," bemerkte der Fürſt. „Es tobt ſich um Semil herum aus. So ſind wir ungeſtört. Komm denn und höre."

Wallenſtein entrollte nun die vermoderten Pergamente und las langſam, mit ſcharfer Be-

tonung folgende Ausſprüche, deren räthſelhafte und doch prophetiſch klingende Faſſung wohl geeignet ſein konnte, einen ehrgeizigen, mit geheimnißvollen Plänen ſich tragenden Mann von eiſerner Willenskraft in unſichtbare Kreiſe magiſcher Gewalten zu locken.

„Ueber jedes Jahrhundert iſt von dem Lenker der Geſtirne ein Stern geſetzt, deſſen Macht und Einfluß es gehorchen muß. Die Minute, in welcher das Jahrhundert geboren wird, beſtimmt ihm dieſen Hüter und Leiter, deſſen Sendung es iſt im Reich der Welten, die Geſchicke des ihm übergegebenen Zeitraumes in ſeiner Atmosphäre feſtzuhalten. Das ſiebzehnte Jahrhundert trat in die Zeit unter der Zuſammenſchattung doppelter Gegenſcheine, die von Jupiter und Mars auf die Erde fielen. Durch hellen Aufgang des Saturn ſiegte der Gegenſchein des Mars und erhielt die Herrſchaft über das neue Säculum.“

*

„Jupiter wandelte verſtoßen ſeine Bahn, aber nicht kraftlos. Er hatte über das vergan-

gene Jahrhundert geherrſcht und ſeine Macht haftete noch an der Erde wie ein Magnet. Er machte ſie geltend gegen das neue Säculum.“

*

„Gleich den Zeiträumen iſt auch jedem Menſchen ein Stern als Leiter und Regierer während ſeines Lebens beigegeben; aber nur über großen Geiſtern flammt das ſtärkende Silberlicht eines Planeten. Sie ſind es, in denen die Zeit ſelbſt ihre Gegner findet, weil alles Gleiche ſich bis in Ewigkeit bekämpfen muß.

*

„Wenn Jupiter in der Geburtsſtunde eines Knaben mit hellem Lichtglanz die Planetenbahn überſtrahlt, ſo bleibt das Kind am Leben und käme es auch ein paar Monate zu früh auf die Welt. Ein unter ſolcher planetariſcher Conſtellation geborener Knabe erreicht Alles, was er will, nur darf ſein Wille nie wanken. Der Schwindel des Willens iſt das Fruchtkorn des Unglücks.“

*

„Ueber dem Lande Böheim ſtand im achten Monde des Jahres 1583 lange Zeit der Gegenſchein des Jupiter im Siege über die andern

Planeten. — Man hörte den Tritt eines ehernen Mannes, der von Süden gen Norden und von Norden gen Süden zog.“

*

„Ein großer Krieger ſtand im vierten Hauſe des Himmels.“

*

„Der größte Mann des Jahrhunderts wird der ſein, deſſen Erziehung ihn der Mutterreligion wiedergibt.“

*

„Jupiter leuchtet dem glücklichſten Krieger voran. Aber Jupiter iſt ein Feind aller Empörungen. Seine Herrſchaft iſt uralt und alles Uralte iſt das Rechtmäßige.“

*

„Alle Schwachen gehen unter im neuen Säculum bis auf zwei, und dieſe zwei werden Schwerter tragen und Kronen.“

*

„Ewig ſiegt die Liſt über das Herz, ſie darf aber nicht eitel ſein, noch auch zweideutig. Schweigen nur bildet die ſiegende Liſt.“

*

„Der Knabe des Jahrhunderts wird dun-

kel geboren. Sein Leben ist ruhelos, sein Handeln ewig, sein Tod unvergeßlich. In seiner Hand liegt Europa's Glück, wenn er das gedemüthigte stark züchtigt."

*

„Wer treu zu seinem Herrscher hält, dessen Güter mehren sich und die Strahlen seines Sternes häufen Ehren auf seinen Scheitel, legen Purpurmäntel um seine Schultern."

*

„Es kommt eine Nacht, wo vor Allem hell Jupiter strahlt. In solcher Nacht erwacht der Knabe des Jahrhunderts zum Krieger."

*

„Wenn die Männer seines Volkes weinen, dann reißt der Knabe das Schwert aus der Scheide."

*

„Der Sturz des Kriegers ist der Thron seiner Größe."

*

„Zweimal erbleicht der Stern über dem Haupte des Helden, das erste Mal, wenn ihm alle Macht der Welt gegeben ist, das zweite Mal im siegenden Unterliegen seiner Feinde."

*

„Wen das Schwert begleiten ſoll, der muß die Liebe fliehen.“

*

„Böheim ſchläft. Der Blick des Knaben erweckt es; vor ſeinem Auge werden Fürſten und Völker zittern.“

*

„Du zitterſt nie, darum ſtirbſt Du groß.“

Wallenſtein legte die Pergamente weg und ſah ſeine Gattin fragend an. „Mich dünkt, unter den Helden dieſer dunkeln Prophezeihung müſſe Kaiſer Ferdinand gemeint ſein. Denn will man deuten, ſo läßt ſich das Meiſte, vielleicht Alles, auf den Kaiſer anwenden.“

Der Herzog runzelte die Stirn. „Was gehen dieſe Blätter den Kaiſer an?“ ſagte er bitter. „Nichts, gar nichts paßt auf ſeinen Lebenslauf, auf ſein Beten und Faſten, Alles aber“ — er unterdrückte eine ſtolze Aufregung und ſetzte nach kurzem Bedenken gleichgiltig hinzu — „Alles könnte auf ſeinen Feldherrn paſſen.“

Isabella verstand das Schweigen ihres Gemahls vollkommen. Selbst großsinnig und ehrgeizig, mochte sie ihm die phantastische Zukunft durch mäkelnde Bemerkungen nicht verkümmern, nur hätte sie gern seinen weitgreifenden Geist in gemäßigte Bahnen zurückgeleitet, um dem unermüdlich Strebenden auch die Hindernisse und Abgründe zu zeigen, an und in denen seine hochfliegenden Pläne eine plötzliche Endschaft erreichen konnten. — Ihr schien es, als läge in diesem, wie in jedem Orakel, die feindseligste Zweideutigkeit versteckt und lauere auf die blinde Gläubigkeit des darin Verstrickten, um ihn dem Verderben rettungslos entgegenzuführen. Sie wußte nicht, wie sie dem stolzen Gatten ihre Bedenklichkeiten beibringen sollte, da dachte sie an den erwarteten Astrologen und beschloß, den gelehrten Mann durch Mittheilsamkeit und Anmuth für sich zu gewinnen, damit er auf ihr Bitten in bedenklichen Fällen den starrsinnigen Fürsten warnen, durch seine Wissenschaft ihn von gefährlichen oder übereilten Schritten zurückhalten möge. Wallenstein selbst bestärkte sie in diesem Gedanken, da er in die Aeußerung ausbrach: „Sobald der italienische Signor eintreffen wird und wir uns

verſtändigt und einander kennen gelernt haben, ſoll er mir das Horoscop ſtellen. Es verlangt mich, zu erfahren, ob Jupiter wirklich der Hüter meines Hauptes iſt! Und dann —“

„Nun dann,“ fiel Iſabella ein, „dann vertrauen wir der eigenen Tüchtigkeit und der Gewogenheit unſers gnädigen Kaiſers immer noch mehr, als den unſichern Stimmen, die vom Himmel zu uns herabklingen.“

Die Herzogin erhob ſich, um ein zartes Mädchen von etwa ſechs Jahren, das neugierig die Thüre öffnete und mit glücklichem Lächeln der Mutter entgegenhüpfte, zu entfernen, damit es den Vater, der im Nachdenken höchſt ungern unterbrochen ward, nicht ſtöre und verſtimme. „Still, Theodora,“ flüſterte ſie dem Kinde zu, dem die Natur vom ſtrengen Vater die Stirn, von der Mutter alle Züge holder Anmuth verliehen hatte.

„Gute Nacht, Vater,“ ſagte das Kind, als es an der Hand der Mutter das Kabinet des Fürſten verließ. Wallenſtein überhörte den Liebesruf der Tochter, er hatte ſie nicht einmal mit dem Auge geſtreift. Finſter lehnte er am geöffneten Fenſter, den ſtechenden Blick zum Himmel

emporgerichtet. Unter ihm am Fuß des Felsen blinkte der rauschende Fluß im zitternden Zwielicht fernen Wetterleuchtens. Der Zenith war von wolligen Wolken leicht überflogen. „Wenn die Männer weinen, dann reißt der Knabe das Schwert aus der Scheide," murmelte der Fürst. „Hm! diese Zeit ist gekommen, und wenn irgend ein Ausspruch prophetischer Zunge mit meinen Wünschen übereinstimmt, so ist es dieser."

Er schloß das Fenster, forderte vom Pagen den Nachttrunk und begab sich wieder an seine Arbeit, der er einen großen Theil der Nacht opferte.

Wallenstein gönnte seinem sehnigen, durch Strapatzen abgehärteten Körper nur wenig Ruhe. Auch konnte sein rastlos arbeitender Geist Unthätigkeit nicht ertragen. Wir sehen daher den seltenen Mann schon am frühen Morgen abermals in seinem Kabinet beschäftigt.

Eine Anzahl Briefe, die der Fürst während der Nacht geschrieben, werden jetzt von ihm gesiegelt und einem zuverlässigen Diener zur Be-

ſorgung übergeben. Es waren größtentheils Erlaſſe an die Stadtmagiſtrate ſeines kaum arrondirten Fürſtenthums, die ſich mit Organiſirung einer angemeſſenen Staatsverwaltung beſchäftigten. Wallenſtein nahm darin auf Weltliches und Geiſtliches gleiche Rückſicht, befahl ſeinen neuen Unterthanen den Beſuch der katholiſchen Kirchen, ermahnte die Läſſigen, drohte den Widerſpänſtigen. Andere Briefe waren in einem vertraulich ſcheinenden Tone an erprobte Kriegsgenoſſen gerichtet und erforſchten deren Geſinnung. In ſolche Schreiben ſtreute er kurze, derbe Bemerkungen über den Zuſtand Deutſchlands, über Fürſten- und Pfaffenpolitik ein. Noch andere Briefe erließ er an die zahlreichen Verwalter und Amtleute auf ſeinen Gütern in Böhmen und Mähren, denn der Herzog war ein eben ſo guter Oekonom, als Feldherr. Seine Verordnungen über Nutzung und Verbeſſerung des Bodens, über Pflegung der Obſtbäume, über Hütung des Wildes und vorzugsweiſe über Pferdezucht, überraſchten durch Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe und den Scharfſinn, womit er alle, auch die verſchiedenartigſten Verhältniſſe und Dinge durchſchaute.

Als dieſe Geſchäfte beſeitigt waren, empfing Wallenſtein von ſeinem Kammerdiener die ſeit vorigem Abend eingelaufenen Depeſchen. Ueber viele derſelben konnte er ſchwer ſeine Freude verbergen, andere erregten ihm Mißmuth und zogen ſeine hohe Stirn in tiefe Falten.

„Obriſt Breuner!“ befahl er dem Pagen, der ehrfurchtsvoll ſeiner Befehle harrte. Das Eintreffen des Kriegmannes war ihm gleich beim Erwachen gemeldet worden. Der Gerufene erſchien, ebenfalls mit verſchiedenen Briefen belaſtet.

„Guten Morgen, Obriſt,“ erwiederte der Herzog auf Breuners Gruß. „Du haſt Dich dazugehalten, dafür ſei belobt. So ſehr Du nun aber auch der Ruhe bedürfen möchteſt, ich kann Dir keine Zeit gönnen. Noch heutigen Tages mußt Du wieder aufbrechen, zuerſt nach Prag, dann nach Wien, vielleicht auch nach München. Biſt Du bereit?“

„Zu jedem Dienſt Ew. fürſtlichen Gnaden.“

„Iſt Signor Zenno wohlauf? Ich vernehme, das Wetter in vergangener Nacht habe Euch übel mitgeſpielt.“

„Es hat uns blos Kühlung gebracht, Durchlaucht.“

„Ist Dir sonst etwas von Bedeutung aufgestoßen während der Reise? Wie fandest Du den Zustand der Kreise?“

Breuner zuckte die Achseln und sah den Fürsten fragend an.

„Gott's Schand,“ fuhr dieser auf, „überlaß dies Augenliderspiel den Weibern und sage gerad' heraus, was Du weißt! Ich bin an Schreck und Graus gewöhnt und kümmere mich wenig d'rum.“

„Fürstliche Gnaden,“ erwiederte Breuner, „mich dünkt, das besiegte Böhmen wird gegenwärtig zu hart, zu rücksichtslos streng behandelt. Die Jesuiten wollen von Geduld schon gar nichts hören und martern die armen Leute mit ihrem Bekehrungseifer, daß das bedrängte Volk nicht mehr weiß, wo aus noch ein. Ich meine, ein Bischen Schonung wäre klüger. Ihr jetziges Verfahren treibt die Wohlhabenden aus dem Lande, während es die Unbemittelten zur Widersetzlichkeit zwingt. Im Kuttenberger Kreise stieß ich auf ganze Horden Bauern, die vor Elend, Wuth und Erbitterung Wahnsinnigen glichen. Den Rasen-

den war ein Jesuit in die Hände gefallen und ward in wenig Minuten scheußlich von ihnen verstümmelt. Den Leichnam schleppten sie auf Piken mit sich herum und sangen dazu unter Hohn und Geheul das **Kyrie Eleison.**“

„Noch mehr?“ fragte Wallenstein, mit gekreuzten Armen das Gemach durchwandernd.

„Die Stadt Prachatitz soll durch kaiserliche Bekehrungsregimenter gänzlich verwüstet und der größte Theil der Bevölkerung getödtet worden sein. Die Einwohner anderer Städte warfen mit eigener Hand Feuer in ihre Wohnungen, als die Dragoner und Kapuziner sich ihrem Weichbild näherten, beteten ein Vaterunser und flohen mit Weib und Kind in die Gebirge.“

„Wie ist man auf meinen Besitzungen gegen den Kaiser, gegen mich, gegen die Jesuiten gesinnt? Hast Du davon etwas erlauschen können?“

Die Unterthanen Ew. Durchlaucht haben Brod,“ versetzte Breuner. „Sie werden von Jesuiten, Augustinern und Kapuzinern nicht gequält, blutgierige und lüsterne Kriegerhorden legen sich nicht in Ihre Städte und Flecken, was Wunder also, daß Ihre Unterthanen sich dabei wohlbefinden!“

„Haftest Du mit dem Kopfe für Deine Aussagen?“ fragte Wallenstein streng, einen durchbohrenden Blick auf den Obrist werfend.

„Mein Leben möge verwirkt sein, wenn ich nicht die reinste Wahrheit sprach!“

Der Herzog machte einen Gang durch's Zimmer. „Es harmonirt dies Alles mit meinen Plänen,“ sprach er leis vor sich hin, „noch eine Weile so fort gewirthschaftet und mein ist die Gewalt! — Obrist,“ wendete er sich wieder zu Breuner, indem er einige Briefe vom Tische nahm, „dies Schreiben übergib meinem Vetter, dem Oberstburggrafen in Prag. Fragt er, was ich von den neuesten Maßregeln halte, die sie in Wien unter Perücke und Stola ausgeheckt, so sag' ihm ohne Umschweif in's Gesicht, daß ich dergleichen Umtriebe verachte! Ich bin für's Bekehren, wenn's sein muß, auch für Zwang und Gewalt, aber vernünftige Menschen durch Fleischerhunde zum Altar jagen, halte ich für schlecht. Das erzeugt blos tolle und wüthende Bestien. Gott's Schand', ich möchte die dummen Pfaffen gleich selbst einen solchen Hundetanz aufführen lassen! Sag' dem Herrn Burggrafen, er solle das ändern, ich wollt's! — Und wenn er

lärmt und ſchimpft, laß ihn ſchimpfen; ich mach' mir nichts d'raus. Was jetzt tobt, wird deſto beſſer in Zukunft bitten. — Dieſer Brief an den Statthalter Fürſt Liechtenſtein erfordert Antwort. Warte gleich d'rauf und ſage nur, Du habeſt keine Zeit. Das wird dem Herrn zu Kopfe ſteigen und er läßt hören, was er denkt. Darauf gib Acht! Der gute Herr, fürcht' ich, ſucht Tag und Nacht Scorpione, um ſie mir in den Herzogshut zu practiziren. Sei aber ja fein höflich, ſo lieb Dir Dein Hals iſt! — Endlich gib dies kleine Handbillet dem Aufſeher meiner Bauten in Prag. Die zehn Häuſer, woraus ich den Garten zu meinem Palaſt machen will, müſſen eingeriſſen werden und das **in continenti.** Er ſoll mir keine Flauſen machen über das Sträuben der Bürger. 's Geht mich nichts an, denn ich brauche den Platz und will ihn haben. Was die Häuſer koſten, iſt mir gleich; ich bezahle jede Summe, nur muß ich den Platz kriegen. — Der Ritter Harant ſoll auch ausgewandert ſein. Hörteſt Du von ihm?"

„Der blinde Greis?" fragte der Obriſt lebhaft.

„Nun, wer denn ſonſt? Seinem Sohne hat

der Kaiſer den Hals abſchlagen laſſen, der kann nicht mehr aus dem Lande laufen. 's War nicht klug, denn der Mann war zu brauchen. Aber das läßt ſich immer mit Jeſuitenzungen kitzeln, bis das Herz Amen und Hallelujah dazu jauchzt! Gott's Schand', wo mag der Harant nun ſein?"

„Es iſt mir nichts davon zu Ohren gekommen."

„In Wien dringe auf eine Audienz bei Seiner Majeſtät. Dies Schreiben wird Dir den Weg bahnen. Begegneſt Du dem Lamormain, ſo grüß' ihn ja gar höflich von mir und verſichere ihn meiner innigſten Freundſchaft. — Die Beſtie läßt ſich nun einmal blos durch Streicheln zähmen," ſprach er bei Seite. — „Kommt der Kaiſer auf den Kriegszuſtand zu ſprechen und klagt er über Mangel an Soldaten und Kriegsbedarf, ſo verſichere ihn nur in meinem Namen, daß ich jederzeit zu Befehl ſtände. Thut er's nicht, iſt mir's noch lieber. Ich hab' den Streit ſatt und die Strapatzen und bin's wohl zufrieden, wenn ich die wohlerworbenen Lande in Ruhe regieren kann. Die übrigen Briefe an Eggenberg, Queſtenberg und Andere brauchſt Du nur abzugeben. Sie verſtehen mich und kennen meine

Pläne. In drei Wochen mußt Du wieder hier ſein."

Breuner war hiermit entlaſſen und der Herzog ließ jetzt den italieniſchen Aſtrologen zu ſich rufen. Wallenſteins umfaſſender, reich begabter, kluger und politiſch ſcharfer Verſtand war doch nicht frei von den Schwächen ſeines Zeitalters. Die Kunſt und der Glaube, das Schickſal der Menſchen, Blüthe und Verfall ganzer Staaten aus den Sternen leſen zu können, ſtieg zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts auf die größtmögliche Höhe. Die Aſtrologie als ſublimirte Wahrſagekunſt ward höher geſchätzt und freigebiger belohnt, als die erhabene Wiſſenſchaft der Sternenkunde. Jeder Fürſt, ſogar mancher reiche Privatmann, hatte ſeinen eigenen Sterndeuter und dieſe immer klugen und ſchlauen, obwohl von der Wahrhaftigkeit ihrer Kunſt ſelbſt überzeugten Männer übten einen gewaltigen Einfluß auf die geheime Politik der damaligen Zeit. Wallenſtein glaubte mit ſeinem Jahrhundert an die Untrüglichkeit der Aſtrologie, aber es kam ihm nicht in den Sinn, den geſtirnten Himmel wegen Kleinigkeiten zu incommodiren. Wie Alles, ſollte auch der Himmel ihm dienen. In dieſem Sinne,

mit ſolchem Willen kehrte er des Nachts ſein Auge den Geſtirnen zu, ſchob und rückte die Sternbilder nach den geheimen Wünſchen ſeines Herzens in Winkel und Kreiſe, und zog mit ſeiner reichen Phantaſie ſo anhaltend Linien dazwiſchen, bis die Conſtellation ſeinem Willen entſprach, bis Schein und Gegenſchein ſich vereinigten, das vom Himmel herab zu beſtätigen, was ſein kriegeriſcher Geiſt auf der Welt vollbringen wollte. Sein Stolz täuſchte den außerordentlichen Mann über ſeinen Glauben und ſein Glaube beſiegte wieder im Moment des Operirens ſeinen grenzenloſen Stolz. So wurden nicht der Himmel und ſeine Sterne Wallenſteins Diener, ſondern er ſelbſt gerieth wider Wiſſen und Wollen in Gefangenſchaft der geheimnißvollen Himmelslichter, die über ſeinem Scheitel glühten.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß uns anhaltendes Nachdenken den Gegenſtand, mit dem wir uns eben beſchäftigen, in ſo ſinnlichfühlbare Nähe rückt, als ſei er wirklich da, als könnten wir ihn greifen. Eben ſo geht es mit Ideen und Vorſpiegelungen, die in einer verwandtſchaftlichen Beziehung zu unſerm Herzen ſtehen. So verwandelt ſich ein heißer, oft wiederholter Wunſch,

womit die Seele in verheimlichtem Gelüst leichtfertig tändelt, plötzlich in ein Weſen, das lebendig wird, Macht über uns gewinnt und, wollen wir ihm ſpäter wieder entfliehen, als feueraugiger Dämon das Amt der Nemeſis übt. —

Auch der Geiſt Wallenſteins hatte ſchon zum Theil ſeine Unabhängigkeit verloren. Sein erſtes Geſpräch mit Zenno raubte ihm für immer den Reſt klarer Unbefangenheit. Er empfing den alten Mann mit ſtolzer Kälte. Streng, wie Alle, die zum erſten Mal in ſeine Nähe kamen, traf ihn ſein Blick, aber Zenno ſenkte vor ihm nicht das ruhige, beſonnene Auge.

„Du nennſt Dich Baptiſt Zenno?“ fragte Wallenſtein, als der Aſtrolog ihm gegenüber Platz genommen.

„So heiß' ich.“

„Padua iſt Dein Geburtsort?“

„Auf dem Apennin hab' ich zum erſten Male Tag und Nacht erblickt. Jupiter regierte die Stunde.“

„Er iſt der Stern des Lichts und der Kraft! Seine Kinder leben klug und ſterben glücklich, ſagte mein Lehrer, der weiſe Argoli.“

„Er war auch der meinige, Durchlaucht, und

ſein Ausſpruch lebt noch unverwiſcht in meinem Gedächtniß fort, doch mit dem Nachſatz: wenn ſie die glücklichen Strahlen weiſe zu beherrſchen wiſſen."

„Es iſt daſſelbe," meinte der Herzog etwas empfindlich, doch fuhr er ſogleich wieder in ruhigem Tone fort: „Du biſt mir empfohlen, Baptiſt, und wirſt bei mir bleiben. Kennen wir uns erſt näher und ſchenken wir einander Vertrauen, werden wir oft Wichtiges im geheim zu beſprechen haben."

„Kinder des Jupiter dürfen ſich immer vertrauen."

„Du weißt? — Ich wäre unter dem Lichte des ſchönſten, heiterſten Sternes geboren?" fiel Wallenſtein bewegt ein.

„Deine Stirn hat es mir verrathen," ſagte Zenno. „Es ſtehen große Geſchicke darauf verzeichnet."

Wallenſtein ließ wieder ſeinen durchdringenden Blick auf den Aſtrologen fallen. Auch diesmal ertrug ihn Zenno ohne Beben, und das Vertrauen des Fürſten zu ihm wuchs.

„Kannſt Du dieſe Schrift leſen?" fragte er

und zeigte auf die uns bekannten Pergamentblätter.

„Einige Sorgfalt wird ſie mir entziffern helfen.“

Wallenſtein läutete. Ein Page erſchien und wartete an der Schwelle auf die Befehle des ſtrengen Gebieters. „Oeffne das Thurmgemach!“ ſagte der Fürſt und geleitete den Aſtrologen durch die geheime Tapetenthür aufwärts nach einem wohnlichen, gewölbten Zimmer, das nach drei Seiten hin eine umfaſſende Ausſicht nach dem Horizont darbot. „Dies wird Dein Aufenthalt ſein, Baptiſt. Hier ſtört Dich Niemand, als ich. Ein Page wird ſtets Deiner Schelle gehorchen. Alle nöthigen aſtrologiſchen Inſtrumente ſollen Dir ſogleich eingehändigt werden. Sei fleißig, achte auf die Worte dieſer Blätter und hüte Dich bei Gefahr Deines Halſes, mich täuſchen zu wollen!“

Die geheimnißvollen Pergamente ſanken in Zenno's Hand und Wallenſtein verließ ihn.

Das angewieſene Thurmzimmer behagte dem Aſtrologen ungemein. Es geſtattete ihm einen

vollkommen freien Anblick des Himmels und, was ihm von nicht minder großer Bedeutung war, alle Fenster beherrschten die einzige Straße, die zum Schlosse führte, so daß er Gehende und Kommende jederzeit beobachten konnte.

Zenno ließ es sein erstes Geschäft sein, das geringe Gepäck, welches er führte, schicklich unterzubringen. Es bestand größtentheils aus Instrumenten zur Beobachtung der Gestirne. Himmelsgloben, ein Astrolabium, Tafeln, die verschiedene Zeichnungen von Planetenaspecten darstellten, ein Sehrohr und einige mathematische Geräthschaften wurden passend und geheimnißvoll geordnet. Der Page mußte ihm dabei rüstig zur Hand gehen und seine etwaigen Forderungen unverzüglich befriedigen. Ehe er sich jedoch in seine Studien und Beobachtungen vertiefte, untersuchte er mit der Aengstlichkeit eines Gefangenen, der nach Freiheit lechzt, jedes Fenster, jede Nische; ebenso die Tapetenthür, welche in das Zimmer des Fürsten führte, und die schlank gewundene, schmale und düstere Treppe, auf welcher man, ohne das übrige Schloß nur zu berühren, ganz ungestört und ungesehen in's Freie kommen konnte. Da Zenno die äußere Pforte des Thur-

mes verſchloſſen fand, beauftragte er ſeinen Pagen, in ſeinem Namen den Schlüſſel dazu vom Herzoge zu fordern. Er müſſe, behauptete der gelehrte Mann, zu jeder Tagesſtunde unbehindert in die freie Natur treten können, wenn ſeine Bemühungen von Nutzen ſein ſollten. Wallenſtein ließ ihm darauf ſogleich den Schlüſſel verabreichen.

Nun entrollte Zenno die Pergamentblätter. Mißtrauiſch wendete er ſie hin und wieder, prüfte und durchforſchte mit äußerſter Genauigkeit ihr wahrſcheinliches Alter, Form und Aechtheit der Schriftzüge und erſt, als er überzeugt war, daß kein Betrug obwalte, ging er an die Lektüre der räthſelhaften Sprüche. Hätte Wallenſtein den Leſenden jetzt belauſcht, vielleicht wäre dann ein Zweifel an die Wahrhaftigkeit der aſtrologiſchen Wiſſenſchaft in ſeiner Seele aufgeſtiegen. Zenno's immer ruhig heitere Stirn, ſein tiefes, unſchuldiges Auge, ſein ganzes in gebietender Ehrfurcht zuſammengefaßtes Weſen Alles verwandelte ſich und ging jetzt in ſchlaffe Läſſigkeit über, die wenig Vertrauenerweckendes hatte. Dazu ſpielte ein Lächeln, zwiſchen Hohn und Schadenfreude ſchwankend, mit ſeinen Geſichtsmuskeln und das Auge zeigte eher gierigen

Glanz, als gläubiges Feuer einer aus bewegter Seele aufſteigenden Begeiſterung. Es konnte demnach ungewiß bleiben, ob man die emſige Pflege ſeiner Wiſſenſchaft mehr eigennützigen Zwecken oder dem unerſchütterlichen Glauben an die Wahrhaftigkeit aſtrologiſcher Berechnungen zuſchreiben ſollte.

Die Entzifferung des Manuſcriptes machte Zenno viel Mühe. Es ward Abend, ehe ihm Form und Sinn deutlich wurden, ehe er ſich manche Einzelnheiten in unverſtändlicher Zeichenſchrift zu fernerer Benutzung angemerkt hatte. Endlich war ihm der Inhalt bekannt; er ſtand auf und trat an eins der Fenſter. Einzelne Sterne flimmerten blaß am reinen Himmel. Der Aſtrolog richtete ſeine Blicke ſo feſt auf dieſe, als wolle er ſie bannen. Kein Glied, keine Muskel bewegte ſich an dem hohen Manne. Gebietender Ernſt thronte auf ſeiner Stirn, die Sprache der Weisheit rollte wie ein heiliges Räthſel wieder auf dem hellen Grunde ſeiner ſtillen, feſten Augen. Als nun mehr und immer mehr Sternbilder am Firmament ſichtbar wurden, erfaßte Zenno einen Griffel und zog mit feſter Hand auf eine weiße Tafel, die er ſchon früher an's

Fenſter gerückt hatte, einige Kreiſe, in und an denen er die Stellung derjenigen Sterne, die ihn beſchäftigt haben mochten, durch Punkte andeutete.

Ein Menſch, der ſchweigend, aber tiefſinnig den geſtirnten Himmel betrachtet, hat immer etwas Ehrwürdiges, etwas geheimnißvoll Gebietendes. Seine Kenntniß von Dingen, die eigentlich außerhalb alles irdiſch Erfaßbaren liegen, ruft in Andern ein Gefühl der Scheu wach, das nur ſchwer und langſam erliſcht. Iſt nun eine ſolche Beſchäftigung überdies noch mit einer Menge Wunderlichkeiten verbunden, wie dies bei der Aſtrologie ſtets der Fall war, und ſucht der Sterndeuter ſelbſt ſich auszuzeichnen durch fremde Tracht, durch feierliches, bedeutungsvolles Benehmen im Verkehr mit Andern, ſo kann ein zauberähnlicher Eindruck ſolchem Thun und Treiben nicht wohl entgehen.

Die Fürſtin hatte, wie uns bekannt iſt, aus Beſorgniß um ihren Gatten, den Entſchluß gefaßt, Zenno kennen zu lernen, und ſie ſchloß ganz richtig, daß ein voller Blick in das Ganze ſeines Weſens nur möglich werde, wenn ſie ihn in ſeiner Zelle, der Durchforſchung des Himmels hin-

gegeben, überraschen könne. Der heitere Abend, der glänzende Himmel, die lautlose Stille ringsum ließen die Fürstin vermuthen, daß Zenno eine so günstige Stunde schwerlich unbenutzt werde verstreichen lassen. Sie wußte außerdem, daß Wallenstein einen Ritt in den nahen Forst gemacht habe, um einige ergriffene Wildfrevler zu verhören, und so konnte sie ohne Bangen eine Unterredung mit dem fremden Manne wagen. War es nun aber Scheu vor dem Ungewohnten, oder besorgte sie, der Astrolog möge glauben, es führe sie blos weibliche Neugier in sein Gemach; genug, sie nahm Anstand, ihren abenteuerlichen Gang allein anzutreten und wählte deshalb die kleine Theodora zu ihrer Begleiterin.

Isabella öffnete die Thüre des Thurmzimmers gerade in einem Augenblicke, wo Zenno still, ernst, gemessen die Stellung der von ihm betrachteten Gestirne auf die Tafel zeichnete. Sein dem Fenster zugewandtes Gesicht erschien wie in Marmor gemeißelt, so bleich und glanzlos übergoß es der falbe Schein des abendlichen Zwielichts. Nur sein voller, fast ganz weisser Bart zeigte, daß Leben in der regungslosen Gestalt sei. Die silbernen Haare bebten leis.

Ein Ausruf des Erstaunens von Seiten des Kindes verrieth dem Astrologen die Ankunft der Fremden. Ruhig wandte er sich und rief den schüchtern Eintretenden zu: „Komm näher, Fürstin! Du und Deine Tochter, Ihr steht beide unter hohem Schutze, und ob ich gleich Deine Wünsche nicht ganz werde befriedigen können, hohe Frau, so wirst Du mich doch immer auf deren Spuren finden."

Diese Begrüßung, die eine ziemlich klare Enthüllung ihrer Absichten in sich schloß, überraschte die Herzogin, doch entgegnete sie gefaßt: „Ich verstehe Euch nicht ganz, Signor, meint Ihr aber, daß Ihr Eure Kunst oder Wissenschaft der Neugier eines heitern Kindes zu Liebe nicht entweihen dürft, so stimme ich Euch vollkommen bei. Kinder wollen nun einmal Alles sehen, und da Theodora von fern Euer Gewand erblickt hatte, ließ sie mir keine Ruhe, bis ich sie hieher geleitete."

„Mutter," sagte Theodora, „der Mann gefällt mir nicht. Er sieht aus wie die garstigen Juden, die mich in Prag immer erschreckten."

Der Astrolog lächelte, ob über die Bemer-

kung des Kindes oder über den Vorwand der Herzogin, wagen wir nicht zu entscheiden.

„Hohe Frau," versetzte er, die Tafel von sich schiebend, „wenn ich dem Fürsten diene, so stehst auch Du mit Deiner Tochter immer vor meiner Seele. Den Stern Deines Gatten zu ermitteln, ist meine erste Pflicht, doch schließt jener Stern, will ich ihn im Hause des Lebens vor Feinden sicher stellen, den Deinigen mit in sich. Was also dem Fürsten gilt, berührt Dich mit, und was Dir zu Gunsten am Himmel vorgeht, das hilft die Lasten ermäßigen, die auf die Schultern des Fürsten gelegt worden sind."

„Ihr findet also die Zeichen günstig, Signor?" fragte Isabella.

„Der Umsicht wird Alles günstig," erwiederte der kluge Zenno ausweichend.

„Sieh die wunderlichen Buchstaben, Mutter," rief Theodora eins der Pergamentblätter erfassend. „Was heißt das, Du langer Mann? Sage mir's, da brauch' ich's später nicht erst auswendig zu lernen."

„Habt Ihr diese Pergamente gelesen?" fragte die Herzogin. „Ich möchte dann fast die

Bitte meiner Tochter unterſtützen und fragen, was Ihr davon haltet."

„Dem Forſcher und vor Allen demjenigen, der es ſich zur Aufgabe gemacht hat, das menſchliche Leben mit dem aller Welten in Beziehung zu ſetzen, iſt Alles, auch das Unbedeutende und Verworrene wichtig."

„Ihr glaubt alſo, daß der Inhalt dieſer Blätter nicht bedeutungslos für meinen Gatten ſei?"

„Es ſind Sprüche eines melancholiſchen Geiſtes und jeder Spruch iſt vieldeutig!" ſagte Zenno.

„So wäre es möglich, daß auch ein Anderer mit den Andeutungen gemeint ſein könnte, die in ſeltſam-myſtiſcher Faſſung hier niedergelegt ſind?"

„Was ein prophetiſcher Geiſt ſpricht, trifft nur einen Einzigen, man darf ihm aber nicht die Stimme tadeln und das Wort nicht meiſtern."

„Die Sprache der Wiſſenſchaft iſt mir nicht geläufig," ſagte die Herzogin, durch das zurückhaltende Weſen des Aſtrologen beleidigt. „Bedenkt, daß ich ein Weib bin und daß Weiber

weder Prophezeihungen noch Staaten umzuſtürzen pflegen.“

„Hohe Frau,“ erwiederte Zenno mit Gleichmuth, „zürne nicht dem Diener des Himmels, noch mißachte ſeine Worte. Ich ſpreche die Wahrheit, auch wenn ſie finſter zu ſein ſcheint. Darum muß ich nochmals wiederholen, daß dieſe Sprüche, deren Sinn ich erkannt habe, viel bedeuten und doch wenig vermögen. Wer ihnen Odem einhaucht, den allein werden ſie beglücken, wenn er ſtark iſt, dem werden ſie zahlloſe Fußangeln auf den Weg ſtreuen, wenn Eitelkeit ihn beherrſcht! Der Herzog hat ſie geleſen — nun wohl — er iſt weiſe — kann ich ihn hindern, die Nacht an der Sonne anzünden zu wollen? Der Begriff, den ich mit dem Worte verbinde, gibt dieſem erſt Bedeutung, und in dieſen Pergamentblättern liegt eine Welt von Begriffen.“

„Sie wurden meinem Gemahl auf geheimnißvolle Weiſe in die Hand geſpielt,“ ſagte Iſabella.

„Der Zufall iſt immer geheimnißvoll, das Schickſal noch mehr; es iſt geheimnißreich,“ verſetzte Zenno. „Wem ein Schickſal geſchenkt wird, der ſoll es bilden! Darin kann jeder Menſch ein

Meiſter werden, denn es gibt keinen, dem der Weltgeiſt nicht einen werthvollen rohen Edelſtein reichte, damit er ihn an ſeinen Lebensjahren ſo lange ſchleife, bis er ſich zur ſchönen Geſtalt, zur Klarheit funkelnden Kriſtalles rundet. In Wille und Kraft vereint liegt das Schickſal, und wer nur Beide gleichmäßig klug handhabt, dem wendet es gern ſeine heitere Seite zu und nennt ihn Meiſter, nennt ihn glücklich, nennt ihn groß!"

Iſabella ſtellte noch viele Fragen an Zenno, um in Bezug auf ihren Gemahl und deſſen Zukunft beruhigende Aufklärung zu erhalten, was aber auch der Aſtrolog antworten mochte, die Einkleidung war immer ſonderbar, nicht gerade unverſtändlich, doch auch nie ſo beſtimmt, daß ſie nicht verſchiedene Deutungen zugelaſſen hätte. Dabei behauptete der gelehrte Mann eine unerſchütterliche Ruhe, ſeine Antworten folgten immer ſchnell auf die Fragen und man konnte doch keiner einen tiefen Sinn abſprechen. Ja man hätte weiſe Lehren darin entdecken können, wären ſie nicht ſo ſeltſam verpuppt geweſen.

Die Herzogin mußte ſich geſtehen, daß Zenno ihre Abſichten völlig durchſchaut hatte. Indeß

war sie ihm auch für das Wenige dankbar, was er ihr durch Seitendeutungen hatte ahnen lassen. Sein bescheidenes, ruhiges Benehmen ließ Theilnahme errathen und in der Art, wie er ihre Fragen durch doppel- und mehrsinnige Antworten ab- und zur Ruhe verwies, lag doch ein Zugeständniß, ihr dienstbar sein zu wollen. Sie stand auf, mit dem Astrologen mehr zufrieden, als mit sich selbst. Während der Unterredung hatte die herein brechende Nacht den ganzen Himmel mit flimmernden Welten übersät.

„Da kommt der Vater!" rief Theodora am Fenster und klatschte in die kleinen Händchen. „Ich will zu ihm und ihm erzählen, daß ich mich vor dem bärtigen Manne jetzt nicht mehr fürchte."

„Er ist es," sagte die Herzogin. „Entschuldigt, Signor, daß ich Euch störte. Nehmt meinen Dank und habt gute Nacht!"

„Jupiter über seinem Haupte!" sprach Zenno, den Fürsten gewahrend, der mit großem Gefolge langsam in den Schloßhof ritt.

„Ist Jupiter der Stern meines Gemahls?" fragte Isabella bewegt.

„Er ist es und auch der dieses heitern Kin-

des," verſetzte der Aſtrolog, indem er einen Kuß auf die hellbraunen Locken Theodora's drückte.

„Nun ſo behütet dieſen Stern," ſagte die Herzogin mit feierlicher Stimme, ergriff die Hand des Kindes und ſchlüpfte eiligen Fußes in ihre Gemächer. —

Drittes Kapitel.

Bis an die Zähne bewaffnet trabte Breuner durch sehr entwölkerte Landstriche gen Prag. Er vermied geflissentlich die große Heerstraße, weil gerade diese am unsichersten war und der Verlust eines seiner Briefe ihm für immer Haß und Verfolgung Wallensteins zuziehen konnte. Erst in der Nähe von Jung-Bunzlau mußte er aus den bergenden Schatten dichter Wälder in die bebaute Ebene zurückkehren. Schon geraume Zeit war fernes Getön, wie Glockengeläut, über den Wald gezogen, anderes verworrenes Gelärm hatte sich darein gemischt und Breuner nahm an, es gäbe irgendwo in einem nahegelegenen Ort eine Festlichkeit, die man in so geräuschvoller Weise begehe. Jetzt aber sah er mit Entsetzen auf

allen Wegen und Stegen lange Züge dürftig bekleideter Menschen die Stadt verlassen. Diese sangen gerührt und flehend ein lutherisches Kirchenlied, Jene, von heftigerem Temperament, schrien, streckten die Arme drohend gegen die Stadt oder gegen den Himmel aus und mancher grauenvolle Fluch mochte den zürnenden Lippen in der Verzweiflung entschlüpfen. Auf allen Kirchen Jung-Bunzlau's läuteten die Glocken.

Breuner konnte nicht in Zweifel bleiben, daß er endlich mit eigenen Augen erblicken sollte, was ihm bisher nur Berichte Anderer zugetragen hatten. Die Bewohner der Stadt wanderten in die Verbannung! Jemehr er sich dem unglücklichen Bunzlau näherte, desto deutlichere Zeichen gewaltsamer Bekehrungsversuche fielen ihm in die Augen. Kroaten mit gezogenen Säbeln hielten die Thore besetzt. Halbtrunken von geraubtem Weine hieben sie in bachantischer Freude Jeden nieder, der die Stadt verlassen wollte. Indeß hatten sie doch noch so viel Verstand und Einsicht, daß sie die rothe Feldbinde, als kaiserliches Dienstabzeichen, erkannten und mit einiger Scheu dem Obrist Platz machten. Breuner hielt sein Pferd an und erkundigte sich nach der Bedeutung

des Läutens und Schießens, das man aus weiter Ferne zuweilen hörte.

„Seid Ihr ein kaiſerlicher Obriſt und wißt das nicht?“ antwortete Einer der Kroaten. „Laßt Euch dann ſagen, daß wir ſo eben den alleinſeligmachenden chriſtlichkatholiſchen Glauben in dem verfluchten Ketzerloche einführen. Die ſpitzbübiſchen Leute ſind aber ſo vernarrt in ihre Unſeligkeit, daß wir ſie gutwillig platterdings nicht in den Himmel kriegen. Da wird denn mit Kolbe, Säbel und Blei nachgeholfen, und glaubt mir, Herr Obriſt, eine gründlichere, eindringlichere Bekehrungsmethode gibt's nicht. Wir ſind ſchon tüchtig d'rauf einexercirt. Die Leut' heißen uns weit und breit das blaue Hetzregiment.“

Breuner empörte die brutale Geſchwätzigkeit des Kroaten, er ließ ihn aber gewähren, um tiefere Blicke in den Jammer zu thun, unter dem Böhmen ſeit Jahresfriſt verblutete. Der Halbtrunkene fuhr fort: „Seht, ſeht, da kommt eben wieder unſer Heiliger! Der verſteht Euch das Kreuz zu predigen und aufzulegen, daß es einem ſo recht in Mark und Knochen ſchlägt! 's Iſt ein Kerl zum Sünderſeligmachen wie geſchaffen.“

Unter fanatiſchem Geſchrei ſchritt ein Kapuziner

die Gaſſe entlang. In der Rechten ſchwang er ein gewichtiges Krucifix, die Linke fegte ſchlottrig in der Luft umher, um dem ſalbungsvollen Vortrage, den er eben hielt, mehr Nachdruck zu geben. Seine hagere Figur, von der braunen Kutte umſchlottert, der kahle Scheitel, nur mit einem Kranze ſpärlich weißer Haare umgeben und die weit vorquellenden, mit Blut unterlaufenen Augen mußten jeden Beſonnenen mit Ekel und Abſcheu gegen den Fanatiker erfüllen. Um und hinter ihm drängte ſich ein heulender Haufe meiſtentheils zerlumpter Menſchen von jedem Alter, die von nachreitenden Kroaten gezwungen wurden, dem entſetzlichen Prediger zu folgen.

„Wollt Ihr verfluchen Eure Aeltern?“ ſchrie der Kapuziner, in dem Breuner mit Entſetzen den berüchtigten Spanier **Dominicus de Jesu Maria** erkannte. „Wollt Ihr abſagen Eurem vermaledeiten Götzendienſte, ſo öffnet die heilige Kirche verzeihend ihre Mutterarme und führt Euch durch die Thore der Gnade in's Paradies zurück! — Verirrte, Elende, Verfluchte! Seht hier den Gekreuzigten! Zürnend blickt er auf Euer viehiſches Ketzerleben und ruft mir zu: brauche die Waffe Deines Wortes und bediene Dich der

Schärfe des Schwertes! Bete, bitte, drohe und tauche Deine Arme in Blut bis an die Schultern, wenn Beelzebub die Beſeſſenen nicht freigeben will aus ihrer Verblendung; denn ſo viele Ketzer du tödteſt, ſo viele Teufel verbrennen in dem Schwefelpfuhle der Hölle! Wohlan, hört mich! Stürzet nieder und ſchwöret Euern Baalsdienſt ab, oder ſeid der ewigen Strafe gewärtig!"

In dieſem Tone ſalbaderte der Kapuziner ohne Aufhören fort und ſchritt während des Predigens der Stadtkirche zu. Willenlos und zitternd mußten die zuſammengejagten Menſchen dem Fanatiker folgen. Die Thürflügel der Kirche ſtanden weit offen. Man ſah die brennenden Kerzen auf dem Hochaltare flimmern, Weihrauchgedüft durchwürzte die Luft. Die Menge ſtutzte und drängte rückwärts, um einer ſo gewaltſam angeordneten Bekehrung zu entfliehen. Ihr Widerſtand blieb erfolglos. Die Nächſten jagte **Dominicus de Jesu Maria** durch Gebrauch ſeines Kreuzes in die Kirche, auf die Entfernteren ſtürzten ſich die Kroaten. Es entſpann ſich ein Kampf der fürchterlichſten Verzweiflung mit der erbarmungsloſeſten, brutalſten Gewalt. Viele

riſſen die halbtrunkenen Kroaten von den Pferden und ſchlugen in ſchäumender Wuth ihre Zähne in Arme und Beine der Elenden. Andere wurden von Schweißhunden, die klaffend anſprangen, gepackt und zu Boden geriſſen, wo man ſich ihrer bemächtigte und ſie trotz allen Sträubens unter Säbel- und Peitſchenhieben in die Kirche trieb. Nie hatte Breuner einem empörendern Auftritte beigewohnt, nie unter Kugelregen im Brüllen der Schlacht einen ſolchen Widerwillen gegen Pfaffengewalt und Fanatismus empfunden. Das Gefühl ſeiner Ohnmacht inmitten einer ſo wahnſinnigen Bekehrungshorde, und Entſetzen über den Anblick von Greueln, die unter dem Deckmantel des kaiſerlichen Namens von grauſamen Wütherichen ungeſtraft verübt werden durften, trieb ihn fort. In vollem Jagen verließ er die unglückliche Stadt und fühlte ſich erſt etwas erleichtert, als der letzte Thurm hinter ihm verſchwunden war und der heitere Frieden einer ſchönen Natur ihn in ſeinen Schooß aufnahm. Benateck auf ſeinem bewaldeten Bergrücken lag in Sonnenglanz vor ihm. Die Straße, ein unebener, kreuz und quer laufender Sandweg, war todt. Selten entdeckte er in der Ferne ein

paar Bauern auf dem Felde, wo eine spärliche Aerndte begonnen hatte.

Breuner leitete sein Roß von der Heerstraße ab nach einem Kieferwäldchen, um auf geraderem Wege die alte Stadt zu erreichen. Er war kaum eine Minute in dem harzduftigen Gebüsche fortgeritten, als er hinter dem Dickicht eine klagende Frauenstimme hörte. Mitleidig ritt er dem Schalle entgegen und entdeckte bald eine rührende Gruppe. Mitten in der Waldung lag ein zerbrochenes, schlechtes Fuhrwerk, daneben so wie ziemlich weit verstreut Trümmer zerschlagener Koffer und Kisten. Neben diesen nutzlosen Ueberresten eines ohnehin dürftigen Besitzes lagerte auf untergebreitetem Mantel ein steinalter Mann am Waldsaume und vor ihm kniete, ihr Gesicht an seine Brust verbergend, ein schlankes Mädchen, das laut weinte. Ein ebenfalls bejahrter Diener las im heißen Kiefricht einige verzettelte Brauchbarkeiten zusammen und stieß bei diesem Geschäft manchen gut böhmischen Fluch aus.

Ein Blick genügte, um Breuner die Ueberzeugung zu geben, daß hier an wehrlosen Menschen eine jener Beraubungen verübt worden sei, wie sie täglich an hundert Orten des verwüsteten

und verwilderten Königreichs vorfielen. Er ritt zu den Verlaſſenen und fragte theilnehmend, ob er ihnen in irgend einer Weiſe helfen könne? Das Mädchen war aber ſo in Furcht gejagt, daß es in dem neuen Bewaffneten ebenfalls einen Räuber ſah und feſter als je den machtloſen Greis umklammerte.

„Fürchtet Euch nicht, ſchöne Dame," redete Breuner die Erſchrockene an. „Ich komme, Euch beizuſtehen, wenn ich es vermag und Ihr mir Vertrauen ſchenken wollt."

Das Mädchen beruhigte ſich zwar bei dieſer Stimme, doch zitterte es noch von dem gehabten Schreck. Dagegen richtete der Greis ſeine Augen auf den Sprecher, nahm ſein altböhmiſches Barett ab und ſprach: „Serviteur, Serviteur, edler Herr! Wer Ihr immer ſein mögt, ob lutheriſch, calviniſtiſch oder katholiſch geſinnt, ein armer Vertriebener, dem in einem Leben voll Kummer das Licht der Augen erloſchen iſt, bittet Euch: habt Erbarmen mit dieſem Mädchen und ſagt, wohin wir uns wenden müſſen, um neuen räuberiſchen Angriffen zu entgehen."

„Ihr kommt aus der Hauptſtadt und ſeid ein

Edelmann. Wollt Ihr Euern Namen mir anvertrauen?“

Ein wehmüthiges Lächeln flog über die Züge des Greises. „Warum ſollte ich meinen Namen verſchweigen!“ ſagte er. „Sonſt nahm jeder Böhme ſeine Mütze vor dieſem Namen ab, jetzt darf ihn ungeſtraft der frechſte Bube höhnen! O, es iſt eine Zeit harter Prüfung, edler Herr! Gebt mir Eure Hand! Ritter Harant iſt ſo hinfällig geworden, daß er ſich nicht mehr ohne fremde Hilfe aufrecht halten kann.“

„Edler Ritter!“ rief Breuner gerührt und half dem Greiſe vom Boden auf. „Sagt, wer hat Euch in dieſe beklagenswerthe Lage gebracht?“

„Darauf könnte ich antworten: mein Kaiſer, ich will aber die Frevelthaten zügelloſer Raubgeſellen nicht dem Oberhaupte dieſes tiefgebeugten Landes Schuld geben.“

„Es waren Marode- oder Gardenbrüder, Herr Offizier,“ ſagte der Diener, der jetzt mit den zuſammengeleſenen Sachen herantrat. „Das ganze Land wimmelt ja von brodloſem Geſindel, das im Kriege das Faullenzen gelernt hat.“

„Wohin gedenkt Ihr zu reiſen?“ fragte Breuner.

„Wo eine glücklichere Sonne ſcheint,“ erwiederte Harant. „Aber ich fürchte, es iſt überall auf Erden ſo finſter, wie hier.“ Der Greis deutete auf ſein Geſicht. „Die Sonne meiner Augen iſt untergegangen und am Himmel, dünkt mich, gibt's auch keine mehr.“

„Da kommt Seſyn zurück,“ ſagte Margaretha lebhaft, nach einem der vielen Waldwege deutend, die ſich hier kreuzten.

„Hat er die Pferde gerettet?“ fragte der Ritter.

„Er iſt ganz allein, doch ſieht er hoffnungsvoll aus.“

„Ihr ſeid Soldat, wie ich hörte,“ wandte ſich Harant wieder an den Obriſt. „In weſſen Dienſt ſteht Ihr da wohl?“

„Der Herzog von Friedland iſt mein Gebieter,“ verſetzte Breuner ſtolz. „Wollte Gott, ich wäre früher dieſes Weges gekommen, jene elenden Räuber ſollten vor dem Ruf eines friedländiſchen Dieners ſchon gezittert haben.“

„Friedland!“ wiederholte der Ritter. „Ja, ja, ich hörte von dem Manne und ſeinem Glück.

Friedland, Friedland! Er soll schnell Ordnung auf seinen neuen Besitzungen eingeführt haben und überhaupt scharf regieren. Es ist doch der Wallenstein, der wilde Feind aller Protestanten?"

„Er stammt aus dem Geschlecht der Wallensteine."

„Es geschehen sonderbare Dinge auf der Welt," fuhr der Ritter fort. „Könige werden vertrieben, Bischöfe ziehen in's Feld mit Weiberhandschuhen auf dem Kriegshelme und ein schlichter Edelmann steigt zum Herzog empor! Er soll sehr reich sein, der Friedland."

„Sein Vermögen gleicht seiner Macht. Was er will, das führt er aus, ob's auch noch so viele Anstrengungen kostet. Er hat auf seinen Gütern Ordnung gestiftet, er wird auch das Königreich zur Raison bringen, sobald's der Kaiser befiehlt."

„Da läßt also der Friedland seine Unterthanen nicht schinden und quälen?"

„Mein Gebieter ist streng und gerecht, aber nicht grausam. Wer unter seiner Obhut lebt, hat Brod, Schutz und Aussicht auf bessere Tage. Der Herzog will alle Leute zufrieden und wohlhabend machen."

„Serviteur, Serviteur!“ erwiederte Harant, sein Barett lüftend. „Ihr habt da ein Wort gesprochen, das mir Achtung vor Eurem Herrn einflößt. Möge der Himmel so menschenfreundlichen Bemühungen Segen und Gedeihen geben!“

Inzwischen war Sesyn mit Margaretha, welche die Ungeduld ihm entgegengetrieben, herangekommen. „Wer seid Ihr?“ fuhr der finstere Böhme den Obrist trotzig an. „Wollt Ihr etwa noch mit helfen, dem blinden Greise das Leben vollends zu nehmen? Geht lieber, wenn Ihr ein tapferer Offizier seid und setzt dem frechen Gesindel nach, das im Namen Eures Kaisers Schoß- und Geleitgeld, wie's die Schurken nennen, von armen Vertriebenen erpreßt.“

„Ruhig, ruhig, mein Sohn!“ fiel der Ritter ein. „Beleidige nicht einen Menschenfreund! Reiche dem Obrist lieber die Hand. Es ist ein vertrauter Diener des reichen Herzogs, der als Edelmann Graf Wallenstein hieß.“

„Ein Vertrauter Wallensteins!“ murmelte Sesyn, während fliegende Röthe sein Gesicht überzog und sein Auge funkelte. Doch eben so schnell schüttelte er dem Obristen die Hand und

bat ihn mit bewegten Worten, er möge seiner bei dem Fürsten gedenken. „Ich habe die Absicht, mich mit dem Kaiser zu vergleichen aus Liebe und Anhänglichkeit für diese Verlassenen. Sie haben Niemand, der ihnen einen sichern Zufluchtsort ermittelt."

Breuner gab erfreut das Versprechen, seinen Einfluß bei dem Herzoge geltend zu machen, und schrieb den Verstoßenen eine Reiseroute vor, die sie auf möglichst sicherm Wege in die Gegend von Rochosecz führen mußte. Noch während er sprach und Sesyn das Nöthigste in eine Schreibtafel bemerkte, jagte ein verwilderter Bauerbursche mit einer Art Wagen den Waldweg daher. Der Begleiter des Greises hatte ihn auf dem Felde bis zum nächsten Orte gedungen, wo er ein besseres Gefähr zu finden hoffte. Breuner reichte dem Ritter nochmals unter Freundschaftsversicherungen die Hand und schied mit galantem Gruße von der eingeschüchterten Margaretha.

Man trennte sich gegenseitig mit den Gefühlen wahrer Achtung. Breuner spornte sein erprobtes Roß, um noch vor Nacht eine sichere Herberge zu erreichen. Indeß begannen doch die Thäler und Flüsse schon zu dampfen, ehe das alte fin-

ſtere Schloß von Brandeis ſichtbar ward. Die Elbbrücke war geſperrt, das Thor geſchloſſen. Er mußte geraume Zeit warten und ein langes Examen beſtehen, ehe man ihn einließ. Breuner ward darüber ungeduldig und ließ den Thorwart heftig an, als dieſer endlich öffnete. Er drohte, beim Herzog Beſchwerde zu führen, deſſen Diener ſo gut reſpectirt werden müßten, wie die des Kaiſers; denn er ſei des Kaiſers Freund und betrachte jede ihm zugefügte Beleidigung als der Perſon des Kaiſers ſelbſt angethan. Der Thorwart erſchrack ſo heftig über eine ſo unerwartete Drohung, daß er demüthig um Verzeihung bat, worauf Breuner, vollkommen zufrieden geſtellt, die engen, ſchlecht gepflaſterten Straßen der alten Stadt kreuz und quer durchreiten mußte, um ein leidliches Nachtquartier zu finden.

Die Herberge war geräumig und ſtark beſucht. Kaufleute, Handwerker, Trödeljuden und Soldaten ſaßen einträchtig neben einander und ſprachen über die neueſten Welthändel. Man

war eben dabei, die Kriegsthaten Mannsfeld's und Christian's von Braunschweig durchzuhecheln, wobei Einer die Worte des Andern ergänzte. Denn da es noch keine Zeitungen gab, die regelmäßig eine Uebersicht des Vorgefallenen zusammenstellten, konnte man sich nur durch Aneinanderreihen der Erzählungen Verschiedener ein ungefähres Bild von dem Stande der Sachen machen.

Sehr bereitwillig rückte diese Gesellschaft zu, um dem Obrist Platz zu geben. Breuner bestellte einen Imbiß und ein Seidel Melnecker. „Schön," sagte der kleine kugelrunde Wirth mit süßem Schmunzeln, holte das Verlangte, kredenzte den Stamperl seinem Gaste und nippte davon. „Gott g'segn' es Euch und mögt Ihr rechtschaffen durstig davon werden! Es ist Ausbruch von Anno siebzehn — kostbar!"

Breuner lächelte und ließ sich's wohlschmekken. Das Gespräch, eine kurze Zeit stockend, war schon wieder im schönsten Flusse. Ein Soldat von munterem Aussehen erzählte unglaubliche Geschichten. Mochte auch der Kern davon wahr sein, die Kosten der Ausschmückung mußte jedenfalls die lebhafte Phantasie des Erzählers

tragen. Ein ſchmächtiger Jude hörte vor Allen mit großer Spannung zu.

„Ihr wollt nicht glauben, daß ein chriſtkatholiſcher Biſchof ſolche Teufelsgeſchichten treibt?“ ſagte der Soldat, als er das ungläubige Kopfſchütteln einiger Kaufleute bemerkte. „Sackriſti, da muß ich Euch die Augen öffnen! Was iſt das? Was ſteht da drauf?“

Er warf eine große blanke Silbermünze auf den Tiſch, nach der ſogleich viele Hände langten. „Schaut, das iſt ein Chriſtians- oder Tolleherzogsthaler, und drauf ſteht geſchrieben, daß es ehrliche Chriſten, verfluchte Juden- und Türkenhunde leſen können: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind.“ Na, und denkt Ihr, das thut Einer blos ſo zum Spaß, um ſich 'mal die Augen auszuwiſchen?“

„Bei Sanct Veit, der Spruch ſteht Wort für Wort auf dem Gepräge.“

„Als es den gnäd'gen Herrn gefällt, möcht' ich auch ſehen den blanken Thaler,“ ſagte der Jude in dem näſelnd-ſingenden Tone ſeines Stammes.

„Anſehen ſollſt Du ihn dürfen, Mauſchel, aber nicht daran ſchaben oder kratzen mit Deinen

Nägelschwertern," erwiederte der Soldat. „Schade, daß sich der Kerl nicht rasiren darf," setzte er gegen die Umsitzenden hinzu, „er könnte gleich seine eigenen Krallen dazu gebrauchen."

„So der Thaler is feil, will ich ihn bezahlen mit gutem Geld," rief der Jude.

„Seht den Spitzbuben!" entgegnete der Soldat und entriß den Christiansthaler mit Gewalt den schmutzigen Händen des Juden. „Feines Silber steht Euch Bestien immer an, wenn Ihr es gegen versilberte Messinggroschen eintauschen könnt."

„Ist's denn wahr?" fragte ein junger Handwerksbursche, „daß der durchlauchtige Herr den seidenen Handschuh der schönen Pfalzgräfin am Hute trägt?"

„Guter Freund, Du scheinst ein Grobschmied zu sein," versetzte der Soldat in bester Laune, „denn sonst, Sackristi, müßtest Du die prächtig schöne Engländische Prinzessin doch, meiner Sir, Königin tituliren! Es ist das so Mode. Man titulirt den Menschen immer nach der höchsten Staffel, die er erreicht hat, wenn's auch später wieder bergunter mit ihm geht. So heißt ein Mörder immerdar Mörder, wenn er auch blos ab und

zu langefingert, und ein König heißt König und machte ihn der Teufel zum Nachtwächter."

„Nichts für ungut und danke für Belehrung."

„Ist gern geschehen," fuhr der Soldat fort. „Indeß muß ich bekennen, daß der tolle Herzog allerdings ein solch Gelümpel auf dem Hute trägt, obwohl's nicht sonderlich putzt. Ueberhaupt ist er ein äußerst galanter Mann gegen die Weiber und ein Feinschmecker erster Sorte. Davon weiß ich eine hübsche Geschichte."

„Erzähle! Erzähle!" riefen Mehrere.

„Eigentlich sollt' ich's nicht thun," sagte der Radoteur, „denn der Herzog war ehedem mein Befehlshaber, weil er mich aber nicht ehrlich besoldet und mich sogar einmal den Steigbügelriemen hat kosten lassen, eben der Geschichte wegen, die ich erzählen will, so sollt Ihr's erfahren."

„Zuvor noch a Melnecker, Herr Wirth!" befahl im Wiener Dialect die gemüthliche Stimme eines wohlbeleibten Mannes, der sich an dem Gelärm des redseligen Kriegsmannes ungemein ergetzte.

„Schön," sagte der runde Wirth und brachte den Stamperl frisch gefüllt zurück.

„Wir lagen vor der Stadt Münster in

Weſtphalen," erzählte der Soldat, „als mir die Bewachung des herzoglichen Zeltes übertragen ward. Es war juſt ſo gegen die Dämmerung und nebelte mitunter. Im Zelte ging's luſtig her, denn der biſchöfliche Herzog liebte gut Eſſen und Trinken. Alle Tage waren die Generäle bei ihm zu Tiſch und des Abend's, wenn's gerade nichts einzuſchießen und anzuzünden gab, wurde ſtark bankettirt. Das geſchah denn auch an jenem Abende. Ich gehe auf und nieder vor dem Zelt, deſſen Thür doppelt verhangen war. Da wundere ich mich, daß ich unter den rauhen Männerſtimmen auf einmal auch Mädchengewisper höre. Ich ſtemme mich ruhig auf die Pike und lauſche. Richtig, es waren Mädchen im Zelte. Halt, denk' ich, da mußt Du genauer unterſuchen. Ich krieche alſo Schritt vor Schritt um das Leinwandhaus herum und finde glücklicher Weiſe für mein Auge, meinem Rücken ſehr zum Verdruß, eine Spalte, durch welche ich das Bankett überſehen kann. Sackriſti, was erblickte ich! Dachte meiner Sir, die griechiſchen Götzen, die Ihr in vornehmer Herren Schlöſſern in Marmor gemeißelt ohne Kleider herumſtehen ſeht, wären lebendig geworden und hielten da eine ganz aller-

liebſte Promenade. Die Herren Offiziere lachten unbändig und Niemand mehr, als Herzog Chriſtian. Mein Lebtage habe ich nie mehr eine ſo prächtige, glänzende und zarte Bedientenlivree geſehen! Wie ich aber ſo gucke und mir dieſe altgötterartige Spazierengeherei betrachte, vergeſſe ich, daß ich eigentlich Wache halten ſoll. Statt deſſen fange ich an zu phantaſiren über Weiberſchönheit, Wuchs und was ſonſt dazu gehört, und da erſpäht mich das Falkenauge Seiner Durchlaucht. Nun, Ihr könnt wohl denken, daß ich geſchwind auf meinen Poſten zurückkehre, allein es war ſchon zu ſpät! Ich war entdeckt und mußte dieſes Götterſchauſpiel, wie die hohen Herrſchaften es nannten, verdammt theuer bezahlen. Noch ſchlimmer erging's den armen gutwilligen Dingern, die ſo leichtfertig in's liebe Heidenthum hineingepfuſcht hatten. Der Herzog hielt als geiſtlicher Herr und hoher Prälat auf Reputation, und fürchtete, daß, weil die geheime Bankettfreude einmal entdeckt worden ſei, ſie auch durch die lieben Kinder weiter getragen werden könne. Um nun alles Aufſehen zu vermeiden, ließ er die hübſchen Göttinnen noch in derſelbigen Nacht ganz ſtill ertränken. Er lachte dabei und

meinte, das heiße man auf Griechiſch Lethe ſaufen.“

„Beim heiligen Kreuz, der iſt ja noch ſchlimmer als der Mannsfeld!“ rief ein Handwerksburſche aus. „Wo der hinfällt mit ſeinen Schaaren, da bleibt nichts zurück, als Mühlſteine und glühend Eiſen, aber mit ſolchen Teufeleien macht er ſich doch nichts zu ſchaffen.“

„Natürlich,“ verſetzte der erfahrene Soldat, „er iſt kein Pfaff und verſteht's Bannen nicht. Der tolle Herzog weiß ſich in allen Lagen zu helfen. Auch dazumal, nach dem Bankett, juckte es ihm unter der Sturmhaube und das Gewiſſen fing an gegen die Hirnſchale zu klopfen. Chriſtian ließ ſtürmen, die Stadt ward eingenommen und vorzugsweiſe der Kirchen ſich erbarmt. Den Prälaten zog das Herz in dieſe Heiligthümer. Er lag auch gleich vor dem Hochaltare, um Buße und Vergebung zu erflehen. Da lachten ihn die ſilbernen Apoſtel darauf freundlich an. Ach, wie ſchlug das den frommen Mann in's Gewiſſen! Er ſtand auf, gab den Apoſteln brüderlich die Hand, nahm ſie herab und überreichte ſie ſeinem Münzmeiſter mit den gläubigen Worten: „Gehet hin in alle Welt!“

Und so haben sie gethan. Als runde, klingende Tolleherzogsthaler gehen sie durch aller Herren Länder und predigen den Ruhm Christians. Ich that gleichfalls nach ihrem Vorbilde. Als der fromme Herr sich zu neuen Bankettfreuden rüstete und verschiedene treue Freunde nach glatten, frischen Evaslivreen ausschickte, machte ich einen Spaziergang, verirrte mich und kam nach langem Herumstreifen endlich hieher, um mich bei Euch auszuruhen."

Breuner lächelte über den Radoteur. Der Kaufmann aus Wien, in der Voraussetzung, daß der Obrist vor Kurzem die Hauptstadt verlassen haben möchte, wandte sich freundlich zu ihm. „Wohl bekomm's, Herr Offizier! Mögen S' dem Kaiser noch eine ganze Weile dienen! Nix Neues von der Donau?"

Breuner verneinte. „Na, so thut's halt nix," fuhr der Kaufmann fort. „Da mir aber gerad' in die Erzählung hineingerathen sind, muß ich den Herrn, wenn S' 's erlauben, was ganz Apartes berichten. Herr Wirth, noch a Melnecker!"

„Schön," sprach der Dicke und erfüllte den Wunsch des Kaufmanns.

„Itz' paſſen S' aber 'mal auf! Schaun S', da haben ſ' in Prag eine Kirchen, ſie nennen ſ' die Teynkirchen, ein ganz ſtattlich G'bäu, ob ſ' auch mit dem Stephan nicht zu vergleichen iſt. Nu müſſen S' wiſſen, auf dieſe Kirchen oder mitten zwiſchen ihre beiden Thürme, da hatten die Huſſiten vor langer Zeit einen großen Kelch gepflanzt und ihn ganz vergoldet — ſchad' um's ſchöne Gold, hab' ich immer g'ſagt. — Nu denken S' 'mal, als ich vor vier Tägen nach Prag komme, gibt's ein großes Gedräng und Z'ſammenlaufen auf 'm Ring und ſo herum in allen Gaſſen. Na, mein' ich, wo ſo viele Menſchen hinſpatzieren, da kann ich halt wohl auch mitlaufen. Kam alſo g'rad' vor die Teynkirchen. Und was machen ſ'? Ein paar Maurerg'ſellen rütteln und ſchütteln, ſtoßen und handthieren an dem Kelche herum, und pardautz! ſchmeißen ſ' ihn g'rad herunter auf's Pflaſter. Gott ſteh' mir bei, bin ich erſchrocken, daß ich g'zittert hab', wie ein Espenlaub! Ach, und den Jammerſchrei hätten S' hören müſſen, den die Evangeliſchen ausſtießen, als der große Kelch ſo herunterplautzte, und dann wieder das freudige Jauchzen der frommen Väter Jeſu, die gar trotziglich recht dicht

beian ſtanden. Fuhr mir halt durch die Seele wie ein G'wiſſensbiß, und hat mir den ganzen Tag kein Trank und kein Speiſ' g'ſchmeckt, nicht einmal ein Kälbernes, was doch mein Leibgericht g'weſen iſt von Jugend auf."

„Wißt Ihr nicht, welche Beſtimmung man dem Kelche Podiebrad's zugedacht hat?" fragte Breuner.

„Je nun, ein Marienbild wollen ſ' auf die Kirchen ſetzen und wollen ſ' ihm einen goldnen Schein um's Antlitz machen, und weil ſ' halt eben nit ſehr bei Kaſſe ſind, ſoll's Geld aus dem Kelche fließen."

„Eure Neuigkeiten ſind ernſter Natur."

„O, das is lange noch nit Alles, das is blos ein Anfang! Wiſſen S', ich hab's auch mit ang'ſehen, wie ſ' jetzt in Prag die katholiſche Religion wieder einführen und wie's die klugen Väter Jeſuiten g'ſchwind anzufangen wiſſen, damit ein Menſch gleich auf der Stell' katholiſch wird. 's Iſt zum Verwundern ein g'ſcheidter Einfall und gar eine prächtige Sach."

„Nun, was thut man denn?" fragte Einer von den Gäſten.

„Das is g'ſchwind g'ſagt. Schaun S', das

machen ſ' ſo! Ein Prieſter geht in's erſte beſte Haus, in einen Laden oder Buden, wo Menſchen beiſammenſtehn und fragt ganz leutſelig: Seid Ihr katholiſch g'boren? Seid Ihr katholiſch g'worden? Verſprecht Ihr katholiſch zu werden? Wollt Ihr auf keine Weiſe katholiſch werden? Lautet die Antwort auf alle vier Fragen Nein! ſchaun S', dann is halt gleich mit ihm vorbei. Es wird ihm 's Haus g'nommen, 's Königreich verboten und Alles, was ſein iſt, confiscirt. Und dann muß er fort binnen vierundzwanzig Stunden. Sie können's gar nit glauben, wie g'ſchwind die Menſchheit den Roſenkranz nimmt und wieder rechtgläubig wird. Ich kann ſagen, die Sach' hat mir g'fallen, aber eine Angſt iſt mir g'worden bei dem Jammern und Wimmern auf allen Straßen, daß ich's nit mehr aushalten konnt'. 's War doch nit anders, als wäre die Peſt in Prag, ſo viele Menſchen drängten zu Pferd', zu Wagen und zu Fuß durch alle Gaſſen, um Stadt und Land zu verlaſſen. Denn nur 's Bettelvolk blieb da. Was noch ein paar Gulden im Sacke hatte, das zog aus und blieb beim alten Glauben. Und darunter gab's manchen ſteinalten Greis, manch armes Mütterchen,

das kaum noch so viel Augenlicht besaß, um den ganzen Trödel überschauen zu können. Und da is mir halt weich g'worden um's Herz und ich bin fortgegangen, um's nit mehr sehen und hören zu dürfen."

Noch mancher Gast wußte die Mittheilungen des Kaufmanns zu ergänzen, so daß Breuner immermehr seine gegen Wallenstein ausgesprochene Vermuthungen bestätigt fand. Am nächsten Morgen erreichte er frühzeitig Prag, das ihn diesmal wie ein fremder Ort ansah. Die Stadt war todtenstill und öde. Viele Häuser standen leer, Läden und Arbeitsstuben der Handwerker waren geschlossen. Man erzählte ihm, daß in den letzten acht Tagen über drei Tausend Familien ausgewandert seien. Man sah nur Mönche und Jesuiten, und vor den Thüren der neu eingeweihten katholischen Kirchen Schaaren von Bettlern und gemeinem Volk. Die glänzenden Sinnbilder des Hussitenthums, die vielen vergoldeten Kelche, so lange eine eigenthümliche Zierde der alten Königsstadt, waren auf allen Kirchen verschwunden. Jeder Schritt belehrte Breunern, daß die Revolution Böhmens bis auf die letzte Faser vernichtet, daß ein kühnes, frei-

heitsdurſtiges Volk von Proteſtanten in eine kleine Schaar bigott Gläubiger zuſammengeſchmolzen ſei, deren Aufgabe es jetzt ſein mußte, das gedemüthigte Land wieder aufzurichten und in die entvölkerten Städte und Dörfer wieder Menſchen zurückzuführen.

Viertes Kapitel.

Inzwiſchen thürmten ſich von Tag zu Tag mehr ereignißſchwangere Wolken über dem Hauſe des Friedländers, deren drohende Nähe nur dem Herzoge deutlich bekannt war. Das Wiſſen anderer kluger Köpfe blieb größtentheils im Bereich dunkler Vermuthung. Selbſt dem erfahrenſten Manne würde es ſchwer geworden ſein, die Triebfedern der großen Begebenheiten aufzufinden, die ſich offenbar vorbereiteten. Nur daß Wallenſtein Theil daran haben müſſe, konnte nicht zweifelhaft, nicht verborgen bleiben; denn dafür zeugten die zahlloſen Boten und Couriere, die bei Tag und Nacht ab- und zugingen. Zenno allein durchſchaute Zuſammenhang und Plan der geheimen Handlungen, mit denen der Herzog ſich

zu ſchaffen machte, genauer; denn dem Aſtrologen mußte dieſer Manches andeuten, was allen Andern verborgen blieb. Allein auch dabei verleugnete Wallenſtein weder ſeinen Stolz, noch ſeine herrſchſüchtige Natur, die von Andern das Unmögliche begehren konnte und ſelbſt keine Handbewegung thun mochte, welche erleichternd gewirkt hätte. Allgemeine Angaben mußten dem Sterndeuter genügen, während der lauſchende Fürſt von ihm die ungeſchminkteſte Wahrheit zu hören begehrte. Nicht das Schickſal, das er heimlich-ſtill in ſeinem ruheloſen Geiſte ausbildete, wollte er von ihm wiſſen, nur die Stimme des Himmels verlangte er zu hören, um ihre Ausſprüche mit dem weiſſagenden Geflüſter ſeines ehrgeizigen Herzens zu vergleichen.

Zenno beſaß jedoch hinreichende geiſtige Schlauheit und Spürkraft, um auch aus dem verſchwiegenen Thun ſeines ſonderbaren Gebieters Nutzen zu ziehen. Es verrieth ihm die Neigungen und Leidenſchaften des Herzogs vollkommen, und wie die politiſche Welt ſich geſtaltete, das konnte er deutlich auf der bald finſtern, bald heitern Stirn deſſelben leſen.

Störend war dem Aſtrologen bei dieſer im

Allgemeinen ſeinen Zwecken ſo günſtigen Lage nur die Ungeduld Wallenſteins. Er mahnte Zenno faſt täglich um das Horoscop, das er zu ſtellen unternommen hatte. Der umſichtige Gelehrte war auch nicht unthätig, allein er wünſchte den zuverſichtlich Hoffenden eben ſo genügend zu befriedigen, wie ſeine Wiſſenſchaftlichkeit. Wie alle Aſtrologen jener Zeit, war auch Zenno nicht frei von jener wunderlichen Charlatanerie, die ihre eigene Hohlheit hinter einem wiſſenſchaftlichen Gewande und wunderbaren Worten verbarg und damit nicht ſelten unwillkürlich einer gefährlichen Selbſttäuſchung erlag. Demnach rechnete er theils aus Schlauheit, theils im feſten Vertrauen auf die Untrüglichkeit ſeines Wiſſens das geheimnißvolle Treiben, das kräftige Wollen, das ehrgeizige Hoffen des Herzogs mit hinein in die geheimnißvolle Conſtellation der Geſtirne, die nach dem Glauben jener Zeit deſſen Leben gefangen hielten.

Dieſe Berechnung dauerte dem Herzoge zu lange. Er ließ es daher nicht an Nachfragen, nicht an perſönlichen Ermahnungen zu größerer Beſchleunigung fehlen. Der Aſtrolog dagegen war ſtets bereit, den ungeſtümen Dränger zu be-

ruhigen, ihn durch Vorzeigung der bereits gewonnenen Reſultate vertrauensvoll zu machen, dabei aber auch immer auf einen noch dunklen Punkt hinzudeuten, deſſen Erhellung man durchaus abwarten müſſe. Ward nun der Herzog durch ſolche Gründe von weiterem Drängen abgehalten, ſo verhehlte derſelbe doch auch nicht, daß ihm am Warten gar nichts gelegen ſei, indem Ereigniſſe eintreten könnten, die ihn plötzlich auf längere Zeit abrufen dürften.

Gerade ſolche Aeußerungen wünſchte Zenno. Sie zeugten von den großen Plänen des Herzogs und konnten unwiderleglich die Ausſprüche beſtätigen, welche ihm der Himmel ſelbſt über den ungewöhnlichen Mann verrathen hatte. Von nicht unbedeutendem Nutzen bei dieſer Beſchäftigung war dem Aſtrologen jene räthſelhafte Pergamentſchrift, die wir kennen. Ueber den Verfaſſer ſo eigenthümlicher Sprüche konnte er zwar nur Vermuthungen haben, eben ſo auch über die Perſon, von der ſie Wallenſtein erhalten hatte; dagegen ließen die prophetiſch-dunklen Worte eine Deutung zu, die er gern und willig mit der Sprache der Sterne in Einklang brachte.

Darüber vergingen nun mehrere Wochen.

Unterdeß erhielt Wallenſtein von ſeinen Abgeſandten die günſtigſten Nachrichten und dadurch zu anderer Thätigkeit aufgefordert, ward Zenno jetzt ſeltener geſtört, ſo daß ſich die Nativität des Herzogs in ſauberem Abriß von ſelbſt unter ſeinen Händen beendigte.

Er war gerade damit zu Stande gekommen, als Breuner wieder in Rochoſecz eintraf. Wallenſtein verſchloß ſich mit dem treuen Boten ſogleich in ſein Cabinet und hatte nach flüchtiger Durchleſung der erhaltenen Depeſchen eine lange Unterredung mit ihm.

„Es hilft ihnen nichts," ſagte der Herzog, die Briefſchaften weglegend. „Sie müſſen endlich doch d'ran glauben und in den ſauern Apfel beißen. Mir iſt's einerlei, was die ſpaniſchen Kragen für Geſichter ſchneiden, wenn ich nur das Allgemeine aus dieſer grenzenloſen Noth und Zerſplitterung ſiegreich hervorgehen ſehe. Haſt Du den Kaiſer geſprochen?"

„Seine Majeſtät gaben mir perſönlich ihr Bedauern zu erkennen, daß ſie Ew. Durchlaucht hochherziges Anerbieten nicht annehmen könne. Sie zuckten die Achſeln und meinten ſeufzend, man

dürfe doch nicht den Krieger allein, man müſſe auch die Männer des Friedens hören.“

„Ich weiß, ich weiß,“ verſetzte Wallenſtein mit verächtlichem Lächeln. „Das iſt ſo die Manier des Wiener Hofes. Wo ein Prieſterrock flattert, muß ein Schwert gleich Complimente machen. Aber wartet und zögert nur, dann könnt Ihr's noch erleben, daß die ganze Cleriſei fußfällig einen armen Kriegsmann um Beiſtand und Schutz angehen muß.“

„Fürſt Eggenberg ſprach ſich ganz in gleicher Weiſe aus. Es ärgere die Jeſuiten, meinte er, daß Sie eine ſo hohe, unabhängige Stellung im Reiche errungen hätten, und nur ungemeſſener Stolz habe Sie dem Kaiſer das abgewieſene Anerbieten machen laſſen.“

„Stolz, Gott's Schand', Stolz, ungemeſſener Stolz! Was wiſſen die Herren von mir und meinem Stolz! Ja, ich bin ſtolz, und warum ſollte ich's auch nicht ſein? Aber ich bin nur darauf ſtolz, daß ich Kaiſer und Reich dienen kann, wenn mir die Vollmacht dazu gegeben wird, ja mein Stolz würde grenzenlos ſein, wäre es mir vergönnt, den hohen Plan, den ich unter günſtigen Winken des Himmels ſtill in mir ent-

worfen habe, auszuführen. Deutſchland müßte ſich dafür bei mir bedanken. Wenn ſie mich aber nicht brauchen können, nun — nun — —. Du ſagteſt doch, daß ich vorläufig alle Koſten aus eigenen Mitteln beſtreiten wolle?"

„Genau, wie Ihr Auftrag lautete. Ew. fürſtliche Gnaden überſchätzten Ihre Kräfte, meinte der geheime Conſcienzrath."

Wallenſtein lächelte ſpöttiſch. „Hatte man ſichere Kunde vom Zuſtande des ligiſtiſchen Heeres?"

„Nur Lamormain ſchien genau unterrichtet zu ſein, der Kaiſer —"

„Ja, ja, ja!" unterbrach ihn der Herzog bitter, „der arme Kaiſer muß glauben und thun, was der überweiſe Herr Pater für gut befindet. Wäre ich ſein Beichtvater, nun — von den Rüſtungen des Dänen hatte er doch gehört?"

„Unbeſtimmtes, nichts Zuverläſſiges."

Wallenſtein ging unruhig durch's Zimmer. Sein feuriger, durchdringender Blick fiel zuweilen auf den Obriſten, dann blieb er wieder an den Papieren haften, mit denen ſein Arbeitstiſch überhäuft war. „Nun gut," ſagte er nach längerem Schweigen. „Wollen ſie es nicht beſſer haben,

ſo ſollen ſie auch ihr Schickſal ganz erfüllen.“ Hierauf entließ er Breunern, indem er ihn nochmals ſeiner Raſtloſigkeit wegen belobte und ſchließlich ihm ein vortreffliches Roß aus ſeinen Stallungen zum Geſchenk machte. In der Einſamkeit hing er mit Vorliebe wieder dem Gedankengange nach, den er jetzt häufig verfolgte. „Ihr Zaudern, ihre Mißgunſt zwingt ſie,“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Tilly allein kann Mannsfeld und Chriſtian von Dänemark nicht widerſtehen. Ein Kreis, ein Stift nach dem andern muß abfallen, und ſelbſt, wenn das Glück der Liga treu bleibt, ſo fehlts ihr an Geld, um die Truppen willig zu erhalten. Es bleibt ihnen alſo nichts übrig, ſie müſſen doch d'ran. Dann aber, Gott's Schand', dann ſollen ſie fühlen, daß der Friedländer nur für den Kaiſer das Schwert zieht, nicht für die kleinen neidiſchen Fürſten und Herzöge, die Gift und Galle vor Aerger ſpeien, daß es in dieſem zerſtückelten, uneinigen Deutſchland noch einen Mann gibt, der ſich um ſie Alle nicht kümmert, ja, ſie am liebſten mit all ihren nichtsnützigen Privatintereſſen zum Lande hinausjagen möchte. Dürft' ich's den Herren nur gerade in's Geſicht ſagen, es wär' mir ein Feſttag, aber ſo

— nun ſei's d'rum! Der Erfolg iſt mir geſichert, ſo lange der Himmel mit ſeinen rollenden Sternen die Entſchlüſſe der Menſchen billigt und leitet."

Es war inzwiſchen allgemach dunkel geworden. Ueber den fernen Sudeten ſchimmerten in mattem Silberglanz einzelne Sterne durch leichte Wolkenflocken. Das erſte Mondviertel ſtand wie ein Banner der Osmanen auf den Trümmern von Trosky und ſein kalter, falber Schein fiel leblos gegen die Tapete. Die Ruhe, die Einſamkeit, der Zauberſchein der Sterne, von denen ein Theil des Himmels beglänzt wurde, verbunden mit den gewaltigen Gedanken, welche der Herzog in ſeiner Seele wälzte, erweckten in ſeinem ſonderbaren Gemüthe ſeine alte, von Jugend auf genährte Leidenſchaft für die Geheimlehren der Aſtrologie. Er ſah ſich wieder dem weiſen Argoli gegenüber, die Vergangenheit zog, von lichthellem Rahmen umfaßt, an ſeinem rückwärtsblickenden Auge vorüber und deutete durch ihre ernſten Bilder auf eine reiche, große Zukunft. Dadurch ward der Herzog wieder in die Gegenwart zurückgedrängt. Er gedachte des räthſelhaften Pergamentes, der Perſon, die es ihm gege-

ben hatte. Die vermoderten Blätter befanden ſich noch in Zenno's Händen, der ſie oftmals durchleſen hatte, ohne ſich über deren Inhalt gegen Wallenſtein auszuſprechen. Dies Zurückhalten war dem Herzoge unangenehm; ihm dünkte, es ſei Zeit, den Aſtrologen nachdrücklich an ſeine Pflicht zu erinnern. Ungeſäumt öffnete er die Tapetenthür und ſtieg die ſchmale Wendeltreppe nach dem Thurmzimmer hinan. Bald hörte er Tritte, und da er beſorgte, es könne Jemand, dem er nicht zu begegnen wünſchte, herabkommen, ſo kehrte er um und trat zurück in das Cabinet. Ein dünner Lichtſchein flimmerte die Stiege herab, an leiſem Schlürfen erkannte Wallenſtein den Aſtrologen. Schnell eilte er ihm jetzt entgegen, um den Säumigen zu ſchleunigſter Vollendung ſeiner Berechnungen anzutreiben.

„Wohin?“ fragte der Herzog barſch den Alten; als die ernſte Geſtalt, ein Lämpchen in der Hand, ihm zu Geſicht kam. Zenno erſchrack nicht. Ruhig erhob er ſein bedeutendes Haupt und einen langen Blick auf Wallenſtein werfend, erwiederte er: „Zu Dir, Fürſt. Eine Nachricht von größter Wichtigkeit vertrieb mich aus den Häuſern des Himmels, in denen mein Geiſt mit Deinem

Schickſal beſchäftigt war. Folge mir, Herr, denn dies iſt eine Stunde, die folgenreich für Dein ganzes Leben ſein muß!“

„Was kann geſchehen ſein, daß es Dich Müſſigen aus Deiner Läſſigkeit aufſchüttelt? Der Himmel iſt hell und Jupiter ſteht klarer, denn je, über den Einwirkungen ſeiner Gegenſcheine.

„O, traue meinem Wort, hoher Gebieter und folge mir!“ verſetzte Zenno und ſchritt eilig die Treppe wieder hinan. „Dein Stern ſtrahlt hell, aber jener dunkle Fleck, der im Hauſe des Lebens fortwährend auf- und nieder ſtieg, wird jetzt eben blutig erleuchtet.“

„Nun, ſo eile, damit ich mit eigenen Augen erkenne, was mir unheilvolles droht.“

Zenno ſtieß die Thür ſeines Gemaches auf. Ein rother Gluthſchein erfüllte es ganz und fiel blendend auf den Herzog.

„Was geht hier vor, Zenno? Was haſt Du begonnen?“

„Nicht ich, Hoheit, Dein Schickſal hat dies angeſtiftet,“ antwortete der Aſtrolog, mit der Hand auf die Fenſter deutend, durch welche ein gluthrother Horizont flammte. „Dieſe Feuersbrunſt gibt Dir viel, weit mehr, als ſie Dir

vielleicht rauben wird. Es liegt in Deine Hand gegeben, Hoheit, denn noch iſt der Tag nicht zu Ende, mit deſſen Ablauf der Gegenſchein Jupiters und Saturns vollendet wird."

Wallenſtein hörte nicht mehr auf Zenno's Worte. Haſtig ſtieß er einen Fenſterflügel auf und ſah in die flammenbeleuchtete Gegend hinaus. in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden jenſeits der hügeligen Waldſäume, die den Lauf der Iſer bezeichnen, ſchlug die Röthe über die nächſten Berghöhen empor. Die Feuersbrunſt mußte ihr zufolge bedeutend ſein; und da neuerdings allerorten, auch auf entfernteren Beſitzungen des Herzogs einzelne Gewaltthaten gegen auswandernde Proteſtanten vorgekommen waren, ſo lag die Vermuthung nahe, daß ähnliche Urſachen auch dieſen Brand veranlaßt haben möchten. Wallenſtein horchte einige Zeit angeſtrengt in die Nacht hinein, und da vollkommene Ruhe in der Natur herrſchte, ſo konnte man tumultähnliches Geräuſch aus bedeutender Ferne vernehmen. Sein ſcharfes, im Feldlager geübtes Gehör erkannte bald aus verworrenen Tönen das Geknatter einzelner Muſketenſchüſſe. Dieſe entzündeten das ſoldatiſche Feuer ſeines ganzen We-

ſens. Er winkte dem Aſtrologen und ſprach unter drohendem Zuſammenziehen ſeiner dunklen Augenbrauen:

„Ich fürchte, die Prager Bekehrungsdragoner haben Anlaß zu dieſer Unthat gegeben. Gott's Schand', wenn man den Stier hetzt und ſtachelt, ſo braucht er ſeine Hörner! Dem Unfuge ſoll in Zeiten geſteuert werden. Ich will ſelbſt einmal unter dieſe Teufel fahren und ihre erzkatholiſchen Naſen mit friedländiſchen Lunten kitzeln. Und hängen ſoll Jeder, den ich über einer Mißhandlung ertappe, wär's auch mein beſter Freund!"

Schnell verließ der Herzog das Thurmgemach. In der Eile vergaß er den eigentlichen Zweck ſeines Kommens, ſelbſt die ſaubere, reinliche Zeichnung überſah er, die an der Wand lehnte und vom Wiederſchein des Feuers düſter beleuchtet wurde. Sie enthielt ſein eigenes, jetzt vollendetes Horoscop mit jener ſonderbaren, aber wohlbegründeten Eintheilung, die alle Aſtrologen zur genauen Berechnung des Schickſals für unerläßlich hielten. Auch die auf einem Seſſel daneben liegende Pergamentrolle entging ſeinem ſcharfen Auge, obwohl die auffallenden Randverzierungen, die

arabeskenartig den Text umgaben, in der erleuchteten Atmosphäre wunderlich flimmerten.

Unterdeß war man im Schlosse allgemein des Feuers ansichtig geworden. Der Page des Herzogs sprach die Meinung Kundiger aus, daß man nämlich glaube, das Unglück möge ihm zugehörige Besitzungen treffen.

„Es thut nichts," versetzte Wallenstein. „Sage dem Obrist, er solle meine Diener beritten machen und mir sogleich den Rappen satteln lassen. Ich habe Lust selbst nachzusehen und ein Exempel zu statuiren."

Während der Page diese Befehle vollzog, ging der Herzog in die Gemächer seiner Gemahlin, die ebenfalls bereits unterrichtet war. „Ich muß noch einen nächtlichen Streifzug machen," sagte er in scherzendem Tone. „Es wäre möglich, daß ich Gefangene zurückbrächte. Für solche mag der Haushofmeister einige Zimmer in Bereitschaft setzen; denn ich will nicht, daß Unglückliche oder Verirrte Pein leiden, wenn sie auch Strafe verdienen. Gefängnisse brauche ich nicht. Was mir von verbrecherischem Gesindel aufstößt, lasse ich auf der Stelle sattsam stäupen oder ohne einige Verzögerung sogleich richten."

Theodora ſchmiegte ſich an den hohen Vater und fragte: ob ſie nicht mitgehen dürfe? Sie ſähe gern einmal ein Gefecht, wo der Vater den Befehl führe. Wallenſtein küßte das Mädchen auf die helle Stirn und legte es in die Arme der Mutter. „Es geht nicht, mein Kind! Bleib' bei der Mutter und ſei brav.“

Auf Bitten ſeiner Gemahlin legte er noch einen leichten Bruſtharniſch an und ſtieg dann, wohl bewaffnet und von einer ſtattlichen Schaar Berittener umgeben, zu Pferde. An der Spitze dieſes kräftigen Häufleins ſprengte er in vollem Jagen dem nahen Walde zu. Ein ſcharlachrother Mantel, den er im Kriege und nicht ſelten auch auf Reiſen über ſeine andern Kleider trug, zog vom ſchnellen Ritt hoch emporgehoben, wie eine blutige Wolke hinter ihm fort und machte auf manche Vorübergehende einen ſo furchtbaren Eindruck, daß ſie vor dem Herzoge ein Kreuz ſchlugen, als ſei er der Hölle verbündet.

Man erreichte alsbald eine Höhe, von der aus ſich der Flammenheerd überblicken ließ. Zwei kleine Herrſchaften Wallenſteins unfern Münchengrätz ſtanden ſammt allen darum gelegenen Bauernhütten in vollen Flammen. Das häufige

Auflodern immer neuer Brände, ſo wie das fortdauernde, obwohl nur vereinzelte Schießen bewies, daß offenbare Gewaltthat den Frevel begonnen habe und noch zu vergrößern ſuche.

Der Herzog trieb zur Eile. An ſeinen finſtern Blicken konnten ſeine Begleiter den Zorn ermeſſen, der in ihm kochte. Dieſer ſteigerte ſich noch, als man, etwa eine Viertelſtunde von dem Brande entfernt, auf einem mit ſpärlichen Bäumen beſetzten Feldrain einen aufgeknüpften Leichnam, von der Gluth geröthet, erblickte. Mit verhängtem Zügel jagte Wallenſtein darauf zu und ließ ihn abſchneiden. Man fand den Unglücklichen an Naſe und Ohren grauſam verſtümmelt. Schweigend ſetzte der Herzog ſeinen Weg fort. In größerer Nähe des Brandes vermehrten ſich ähnliche Erſcheinungen. Ueberall ſtieß man auf Spuren verruchter Brutalität und ausgeſuchter Mordluſt. Jetzt erkannten die zu Hilfe Eilenden wimmernd und heulend durcheinander rennende Menſchen, von Verfolgenden gehetzt, deren Geſtalten im Qualm der Gluth nicht deutlich zu unterſcheiden waren. Gleich einem Dämon der Rache trieb Wallenſtein ſeinen Rappen mitten unter den dichteſten Knäuel und donnerte

den Raubenden ein befehlshaberiſches Halt zu. Die ſo unangenehm Ueberraſchten machten zwar Anfangs Miene, als wollten ſie dem Fremden kein Gehör ſchenken, allein die hohe, eiſerne Geſtalt des Helden, der niederſchmetternde, Furcht und Entſetzen einflößende Blick und die zum Gefecht bereite Schaar, welche, von Breuner geführt, drohend hinter dem Herzoge hielt, verminderte die Luſt zum Widerſtande.

„Auf die Kniee, ihr Beſtien!“ befahl Wallenſtein den Unſchlüſſigen. „So wahr ein Gott im Himmel lebt, wer ſich nur unterfängt einen Finger zu rühren, den laß' ich verkehrt dort in's Feuer hängen!“

Ein ſcheues Gemurmel lief durch den Haufen, der aus den gemiſchteſten Menſchenracen beſtand: Kriegeriſche Röcke, Bauernkittel, Trachten, welche dem Süden anzugehören ſchienen, drängten ſich durch einander. Weiber und Kinder, zum Theil ihrer Kleider beraubt, umklammerten die Kniee wildblickender Männer, deren jetzt mehrere eiligen Laufes das nahe Gebüſch zu gewinnen ſuchten. In einem der dichteſten Haufen, dem jede Flucht durch Wallenſteins Gefolge unmöglich gemacht war, hielten ein paar

kaiſerliche Soldaten zwei Männer feſt, von denen der Eine dem Ausſehen nach ſchon bejahrt zu ſein ſchien, der Andere dagegen in voller Jugendkraft den Soldaten trotzige Blicke der Verachtung zuwarf.

„Was haben die Männer verbrochen, daß ihr Teufel, die ihr gewohnt ſeid, für den Gruß eines Pfaffen jede arme Seele zu Tode zu peinigen, ſie zurückhaltet?“ fragte Wallenſtein barſch die Dragoner. „Wer hat das Feuer angezündet? Ich will es wiſſen, und der volle Zorn meiner Rache treffe Euch, wenn Ihr es wagt, mich nur eine Minute lang an der Naſe herumführen zu wollen!“

Niemand antwortete dem erzürnten, gefürchteten Fürſten. Nur ſchüchtern und leiſe flüſterte man ſich zu: „Es iſt der Friedländer! Er wird uns beſchützen und rächen.“

„Gott's Schand', ſoll ich Euch die Mäuler mit Zangen aufreißen laſſen?“ fuhr bei fortdauerndem Schweigen Wallenſtein abermals auf. — „Spaßt nicht mit mir, ſag' ich Euch, ſondern ſprecht, weil es noch Zeit iſt!“ Er trieb ſeinen Rappen einige Schritte näher und auf den jungen, gefeſſelten Mann deutend, ſprach er milder:

„Sprich, wer biſt Du und was für ein Recht haben dieſe Schurken, Dich feſtzuhalten?"

„Er iſt der Brandſtifter, er und dieſer alte graue Sünder!" riefen die Dragoner.

„Glauben Sie ihnen nicht, Hoheit," erwiederte auf dieſe Anſchuldigung der Aeltere. „Seh' ich wohl aus wie ein Mordbrenner? Dieſe Haare ſind nicht grau geworden unter Sünden, der Boden, aus dem ſie ſproſſen, ward nur durch Anſtrengung zu ſehr ausgeſogen, um ihnen die nöthigen Säfte zuzuführen. Nachtwachen und Nachdenken, Hoheit, ſind die einzigen Sünden, deren ich mir bewußt bin, da ich mich ſelbſt anklagen muß, durch ſie mein Leben, meine Geſundheit untergraben zu haben."

„Laßt den Mann gehen!" befahl Wallenſtein. „Und Du, tritt vor. Du biſt kein gewöhnlicher Menſch, von Dir will ich die Entſtehung dieſes Brandes hören."

„Sollten Sie mich ganz vergeſſen haben, gnädigſter Fürſt?" verſetzte der Fremde mit ſanfter Stimme und wendete ſein Geſicht dem Herzoge zu. Die helle Gluth beſchien Züge, die weniger vom Alter, als von ätzenden Gedanken durchfurcht waren. Eine hohe, glatte Stirn, eine

gebieterische Nase und Augen voll sinnigschwärmerischen Glanzes begegneten dem strengen Blicke Wallensteins. „Ha, Meister Johannes!“ rief er überrascht aus und reichte dem kleinen, dürftigen Manne vom Pferde herab die Hand zum Gruße. „Wie kommt Ihr in diese Gesellschaft? Lange Jahre habe ich nichts mehr von Euch gehört. Was machen Eure astronomischen Berechnungen?“

„Ihre freundliche Theilnahme beglückt mich, Hoheit,“ erwiederte Johannes Keppler. „Ich befand mich in Ihrem Interesse auf der Reise, als mich die freien Söhne des Waldes ergriffen und, da meine schwache Kraft ihren Anmuthungen nicht widerstehen konnte, mich ihrem Willen unterwerfen. Sie hätten kein Brod, meinten sie, und hier am Orte gäbe es davon noch genug. So brachen sie denn ein, ohne Gewaltthätigkeiten zu üben, als aber einige von diesen Soldaten sich ihnen entgegenstellten, war es, als ob Geister der Unterwelt Macht über sie bekämen. Dies sind die Pfaffenschergen, schrieen sie einander zu, die das Volk morden und zum Bilderdienst zwingen. Auch unsere Schützlinge haben sie in's Elend gejagt. Kommt, laßt uns Rache nehmen, sengt, brennt, mordet und schlach-

tet, was Euch in die Hände fällt! So, mein Fürſt, gingen dieſe vielen Gebäude in Flammen auf und Manches ward gethan, was der Krieg entſchuldigen könnte, was aber ein friedliebendes Gemüth tief und ſchmerzlich beklagen muß."

Wallenſtein dankte Kepplern durch einen wohlwollenden Wink, dann wandte er ſich zu dem jungen Mann, der noch immer in trotzigem Schweigen verharrte und nur von Zeit zu Zeit einen wilden Blick auf den Herzog warf. „Wird es Dir jetzt auch belieben, mir Antwort zu geben?" fragte Wallenſtein. „Wie heißt Du?"

„Wie Du nicht wünſcheſt, daß ich heißen möchte."

„Du mußt Dich für eine ſehr wichtige Perſon halten, daß Du es wagſt, ſo mit mir zu ſprechen. Sei kurz, kecker Burſch, ſonſt möchte Deine Keckheit Deinem langem Halſe unangenehm werden."

„Seſyna Raſchin!" verſetzte mit zu ſammengebiſſenen Lippen der junge Mann.

„Du biſt der Theilnahme an der Rebellion überführt worden, ich erinnere mich. Deine Güter wurden confiscirt, ganz recht — der

Hammer des Auctionators brachte ſie in den Beſitz eines treuern Unterthan.“

„Mögen ſie ihm ſo lange treu bleiben, als er es verdient.“

„Du magſt dies ſagen. Was treibſt Du jetzt?“

„Ich bettele für Hungrige und raube den Reichen, was unverſchuldete Arme vor dem Hungertode ſchützen kann.“

„Das heißt, Du biſt ein Mordbrenner geworden,“ entgegnete heftig der Herzog. „Nimm Dich in Acht, Seſyn! Du kennſt mich! Wer hat meine Güter in Brand geſteckt?“

„Zigeuner. Sie werden noch viele anzünden, wenn man ſie und die Ihrigen zu guten Chriſten martern will.“

„Warum begaben ſie ſich nicht unter meinen Schutz?“ verſetzte Wallenſtein. „Alle meine Unterthanen wiſſen, daß ich Niemanden durch Martern zwinge, katholiſch zu werden. Es iſt mir lieb, wenn ich gute Katholiken um mich habe, doch ſind mir fromme und zufriedene Verirrte lieber, als fluchende Chriſten. Wo halten ſich Deine Bekannten auf?“

„Wo Dein Arm ſie nicht erreichen kann.“

„Mäßige Dich, Sesyn!“ rief Wallenstein gebieterisch. „Ich mag kecke Bursche und trotzige Gemüther gern, aber ich verachte boshafte Herzen. Es kömmt auf Dich an, ob wir uns vertragen und einander nützlich werden wollen. Du bist ohne Besitz, ohne Nahrung, willst Du mir gehorchen, so verspreche ich Dir Beides. Du hast Verstand und Einsicht, ich weiß es, und solche Leute kann ich brauchen. Bedanke Dich bei diesen Eigenschaften, daß ich Dich nicht aufhängen lasse. Verdient hättest Du es.“

Sesyn schwieg, aber in seinem Auge glühte ein Funken wilder Freude.

„Willst Du mir den Schlupfwinkel Deiner Bekannten anzeigen?“ fragte Wallenstein in milderem Tone, indem er dem Böhmen traulich auf die Schulter klopfte. „Ich verspreche Dir bei meinem Fürstenwort, daß Keinem ein Leid geschehen soll. Straflos soll Jeder ausgehen, dafür aber müssen sie mir dienen, wenn ich es verlange, Du nicht ausgenommen.“

„Morgen, Hoheit, sollen Sie Antwort haben,“ versetzte Sesyn nach einigem Nachdenken. Der Herzog war es zufrieden, ließ dem Gefesselten die Bande abnehmen und befahl, daß man

den Flammen Einhalt thun ſolle. Seine Begleiter mußten ſogleich Hand anlegen, während er anordnend die Feuerſtätte umritt und die kaiſerlichen Soldaten unter harten Drohungen entließ. Sobald die Gluth ſoweit gedämpft war, daß weiteres Umſichgreifen nicht mehr zu befürchten ſtand, verließ er, von nur Wenigen aus ſeinem Gefolge begleitet, die rauchende Feuerſtätte. Johannes Keppler und Seſyn ließ er Pferde verabreichen und übergab Beide der Obhut ſeiner treueſten Diener. Breuner mit der größeren Anzahl der Bewaffneten blieb bei der Brandſtätte.

Dem kleinen zurückkehrenden Häuflein ritt nun Wallenſtein weit voraus. Er begehrte allein zu ſein, um die Begebenheiten der Nacht in ſeinem Geiſte durchzudenken. Zenno's Ausſpruch, daß Alles, was vor Mitternacht geſchehen werde, in nothwendigem Zuſammenhange mit der zukünftigen Wendung ſeines Schickſals ſtehe, erhielt mehr und mehr Bedeutung. Das Erſcheinen Kepplers, ſelbſt in dem leicht begreiflichen Zufalle noch wunderbar, und noch mehr die Andeutung des gelehrten Aſtronomen, daß er ihn habe aufſuchen wollen, Beides erweckte eine Art Neugier in ihm, die nicht in ſeinem Charakter lag. Der

Ungeſtüm ſeines Gedankenlebens theilte ſich ſeinem Handeln mit. Er ſpornte den Rappen zu ſo großer Eile, daß er ſeine Begleiter weit hinter ſich ließ und ſchon eine Stunde nach Mitternacht Schloß Rochoſecz ganz allein erreichte.

Mit Tagesanbruch beſchied der Herzog den Mathematikus zu ſich, um von ihm ſelbſt zu erfahren, was ihn bewogen habe, in ſo gefahrvoller, plünderungsſüchtiger Zeit ohne allen Schutz eine ſo weite Reiſe anzutreten. Nach ſeiner Gewohnheit ging Wallenſtein in ſeinem Kabinet auf und nieder, als ihm Keppler gemeldet wurde. Ein ſtrenger Blick und eine kaum merkliche Handbewegung vertraten die Stelle des Grußes, den er dem verdienten Manne gönnte. Gewohnt, alle Menſchen, auch die vorzüglichſten nach ihren Fähigkeiten abzuſchätzen und zu benutzen, hatte er für Freundſchaftsbezeugungen weder Zeit noch Form. Auch lag gewinnende Herzlichkeit nicht in Wallenſteins Charakter. Was ſpäter ſo viele Tauſende an ihn feſſelte, war die dämoniſche Gewalt ſeiner Erſcheinung, die gebieteriſche

Strenge ſeines Auges, der Glaube, daß ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote ſtünden, das Geheimnißvolle, womit er ſich gefliſſentlich umgab, und die eiſerne Feſtigkeit ſeines Wortes, dem Niemand leicht zu widerſtehen wagte.

Keppler beugte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Auserwählten des Glückes. Der kleine, zartgebaute Mann ſah kränklich aus. Spuren tiefen Kummers und bitterer Sorgen waren ſeinen verfeinerten, geiſtreichen Zügen unverkennbar eingegraben, alle Noth aber hatte das Lebensfeuer ſeines Auges nicht verdüſtern, die klare Stirn von irdiſchen Dämmerungen nicht umwölken können. Wallenſtein betrachtete einige Augenblicke den vormals ſo hochgeſtellten Mann und ſeinem ſchnellen Auge entging es nicht, daß er unter dem Mantel eine wohlverpackte Rolle trug.

„Setzen wir uns, Meiſter Johannes," ſprach er, „und nun laßt mich wiſſen, was Ihr mir mitzutheilen habt."

„Ihnen, Hoheit, nur Erfreuliches, in ſofern es Sie ſelbſt betrifft, von mir" — er zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Seid Ihr durch die bürgerlichen Unruhen um das Eurige gekommen?"

„Um das Meinige? Nein, Hoheit! Mein Beſitzthum war von Jugend auf die Armuth und dieſe blieb geſichert in Krieg und Frieden. Was ich außerdem noch mein nennen darf, läßt ſich nicht rauben, allein die Zinſen eines ſo tief verborgenen Capitals können durch Zeitumſtände geſchmälert werden und ſich zuletzt ganz verlieren. Und das iſt es, Hoheit, was auch den Mann der Wiſſenſchaft betrüben, was ihn niederdrücken kann.“

„Ihr hattet Gönner, Meiſter Johannes. Wie kommt es, daß ſie Euch vergeſſen haben?“

„Das Schwert unſeres allergnädigſten Kaiſers hat ihnen das Gedächtniß durchſchnitten.“ Der Herzog runzelte die Stirn, doch unterdrückte er ſeinen auflodernden Unwillen und fragte ruhig: „Der hochſelige Kaiſer Rudolph, der Euer gnädiger Herr war, hat Euch doch in ſeinem Teſtamente bedacht?“

„Darauf habe ich zu erwiedern, Durchlaucht, daß ein Teſtament, ſei es auf Pergament oder auf Papier geſchrieben, ſich eben ſo gut zerreißen läßt, als es der kaiſerlichen Scheere leicht wird, eine magna charta —“

„Nun, nun,“ unterbrach ihn Wallenſtein,

„ich ſehe ſchon, man hat Euch nicht Wort gehalten und darum iſt Eure Zunge ſo ſcharf geworden. Um ſo beſſer, ſie kann alsdann mit den Augen gleichen Schritt halten. Doch ſagt, habt Ihr Familie?“

Keppler ſenkte ſein Haupt, als müſſe er ſich beſinnen, dann ſtand er auf und trat dem Herzog einen Schritt näher, und indem er ſein ſchwärmeriſch leuchtendes Auge zu dem ſtarren Helden erhob, legte er die Rolle in deſſen Hand und ſprach: „Durchlauchtigſter Her, ich weiß es nicht; wenn es aber eine ewige Wahrheit gibt, und der begabte Menſch durch Nachdenken und Fleiß den Schlüſſel dazu erhält; ſo hoffe ich eben ſo gewiß mein Kind nochmals an dies Herz zu drücken, als ich Sie auf einer der höchſten Stufen irdiſcher Macht erblicken werde.“

„Was ſoll das?“ fragte Wallenſtein erſtaunt. „Wenn Ihr Kinder gehabt habt und ſie ſind Euch verloren gegangen, meint Ihr, ich beſitze die Macht, ſie Euch wiedergeben zu können? Ihr irrt! Und hätte ich ſie auch, ſo würde mir doch keine Zeit übrig bleiben, ein verlaufenes Schäfchen oder einen ſtörrigen Bock ſeinem Vater zu-

zuführen. — Was iſt's mit dieſer Rolle? War ſie mir beſtimmt?"

„Ihr Inhalt vermochte mich, allen Gefahren einer Fußreiſe durch dieſes unglückliche Land zu trotzen."

Wallenſtein entfaltete das Pergament und ſowohl die ihm gewordene Kenntniß der Kabbala, wie ſeine raſtloſe Beſchäftigung mit aſtrologiſchen Studien ſagten ihm ſogleich, daß dieſe rechtwinkligen, ſich kreuzenden zwölf Dreiecke, die mit Zahlen und den Signaturen der Planeten zierlich beſchrieben, auch in geſchloſſenem Kreiſe von den zwölf Bildern des Thierkreiſes umgeben waren, das Horoscop eines bedeutenden Menſchen enthalten müßten. Wunderbar ſtrahlend leuchtete ihm aus dem leeren Raume im Innern der Dreiecke, welche die zwölf Häuſer des Himmels darſtellten, mit großen goldenen Buchſtaben ſein eigener Name entgegen.

„Gott's Schand'," rief er bewegt aus, „da hat ja der Mathematikus, ohne mich zu ſprechen, beendigt, was der langweilige Graubart in einem Monat nicht zu Stande bringen wollte!" — Wallenſtein prüfte dann mit Kennerblicken die einzelnen beigefügten Berechnungen und die

Zeichen, deren Stellung ihm Glück oder Unglück verheißen ſollte. Am längſten verweilte er bei einem Aufriß zweier Planetenaſpecte, von denen der eine die Conſtellation der einflußreichen Himmelskörper in der Stunde ſeiner Geburt darſtellte, der andere die auffallende Conjunction Jupiters mit Mars innerhalb der angenommenen Grenzen ſeines im Aufſteigen begriffenen Hauſes des Lebens verſinnbildlichte. Die Jahrzahl 1623 war darin zu leſen.

„Wie kommt dieſe Jahrzahl hieher?“ fragte Wallenſtein.

„Sie bezeichnet den Eintritt Jupiters, dem Mars verbunden, in das achte feurige Trigon,“ erwiederte Keppler. „Dies große Himmelsereigniß vollendete ſich im Jahre des Heils 1623, und daß die Conjunction dieſer wichtigen Planeten gerade in Ihr Lebenshaus fiel, das, Hoheit, gibt mir Veranlaſſung, einen großen Theil der Weltſchickſale als in Ihrer Hand ruhend zu betrachten.“

„Habt Ihr das Horoscop berechnet?“

„Ich hatte genug Muße dazu, doch vergingen volle drei Jahre über der Arbeit.“

„Aeußerſt ſonderbar!“ ſagte der Herzog leiſe

für ſich, indem er die Rolle weglegte und nachdenklich das Zimmer durchſchritt. Keppler beobachtete, auf die Seſſellehne geſtützt, alle Bewegungen des tief ergriffenen Mannes. Die geheimſten Gedanken traten auf ſeine Lippen. Er murmelte, dem Aſtronomen verſtändlich: „Gerade im Jahre 1623 ernannte mich mein Kaiſer zum Fürſten von Friedland — jetzt bin ich Herzog und — ja, wer hinter euch ſchauen könnte, ihr Sterne! Wer es wüßte, ob ihr auf der Kehrſeite ebenſo verführeriſch ſtrahlt, oder ob euer Glänzen blos dem ſchadenfrohen Lächeln gleicht, das über die Geſichtszüge verſteckter Feinde gleitet! — Damals Fürſt — jetzt Herzog! — Warum nicht mehr? Warum nicht Dictator?“ Er blieb ſtehen, die trotzigen Lippen ſchloſſen ſich feſt, das Auge ſprühte Flammen in ehrgeiziger Strebeluſt. Dann trat er wieder zu Keppler, legte ſeine Hand auf die Schulter des Weiſen und ſprach: „Meiſter Johannes, ich bin Euch verpflichtet. Habt Ihr Luſt, in meine Dienſte zu treten?“

„Ihr hoher Sinn, Durchlaucht, gibt mir Gewähr, daß die Wiſſenſchaft bei Ihnen eine eben ſo ſorgfältige Pflege finden wird, als die

Kunſt, für die Sie ein ſo aufgeſchloſſenes Gemüth haben, wie ich bemerkt. Ich darf alſo mit heiterem Dank Ew. fürſtlichen Gnaden ehrenvolles Anerbieten annehmen. Nicht immer, Durchlaucht, dürfen Männer der Wiſſenſchaft in die Dienſte hoher Häupter treten, denn nur Wenige verſtehen ſie zu ſchätzen. Die Wiſſenſchaft aber iſt ſtolz, auch in der bitterſten Armuth, und es hat wohl ſchon Gelehrte gegeben, die es vorzogen, lieber auf dürftigem Strohlager zu ſterben, als feile Diener blos ehrgeiziger und prunkſüchtiger Fürſten zu werden. Verzeihen Sie, Hoheit, den Freimuth eines armen, doch auch ſtolzen Verehrers der Wiſſenſchaft! Sie überſchauen das Ganze, Durchlaucht, Sie kennen den Menſchen; ſollte ich mich geirrt haben, wenn ich annahm, daß Sie auch mich erkennen, mich verſtehen würden?"

„Ihr ſeid ein ſeltener Mann, Meiſter Johannes," erwiederte Wallenſtein. „Da Ihr Euch denn ſo gebt, werdet Ihr mir's nicht Uebel nehmen, wenn ich Euch ſage, daß nicht jeder Fürſt Eure Rede unverdroſſen an- und ausgehört hätte. Ich hab's gethan, weil ich den Muth überall ehre, und ich verſpreche Euch, Meiſter Johannes,

daß Ihr in meinem Dienſte ungeſtört ſein ſollt, wenn Ihr auch ſonſt Euch in mich finden lernt. Vernehmt, Herr Gelehrter, wie ich das meine. Euer Grübeln, Sinnen, Träumen und Phantaſiren in allen Branchen der Wiſſenſchaft, ſeht, das rührt mich nicht und ich kümm're mich nichts d'rum. Haltet's damit, wie Ihr wollt. Soll ich Euch aber lieb gewinnen, ſo werft Euch daneben ein wenig auf die Praris. Ich brauche Hände, die mir nützen, nicht bloß Köpfe, die ſo große Gedankennetze ausſpinnen, daß man das ganze heilige römiſche Reich hineinwickeln und es in eines Dominikaners Kaputze ſchieben könnte. Das kann mir nicht frommen. Ihr aber, Herr Keppler, Ihr verbindet Beides, und wollt Ihr mir nun zu Handen ſein, wenn ich etwas in meiner Art bedarf, ſo ſchlagt ein und Ihr ſollt des Friedländers Dienſt nicht in Mißachtung bringen."

„Ihr Fürſtenwort iſt mir Bürgſchaft genug," erwiederte der Aſtronom. „Wo ich Ihnen nützlich ſein kann, will ich's thun, für mich ſelbſt begehre ich nur einen ſtillen Winkel, der mir den Anblick des Himmels und ein Plätzchen gewährt,

darauf mein müdes Haupt zum Schlummer und, soll es sein, zum Tode niederzulegen."

„Ihr bleibt hier," sagte Wallenstein kurz und entschieden. Keppler sah, daß er entlassen war, da der Herzog eingelaufene Depeschen entfaltete und durchlas. Er zog sich zurück. Bald darauf befahl Wallenstein, Sesyn zu ihm zu führen. Trotzig, wie in der vergangenen Nacht, trat er ein. Seine Verbeugung vor dem Herzoge war so unbedeutend, daß man sie kaum merkte. Er sah starr vor sich hin. Das Gesicht war bleich und eingefallen und die starken, über die Nase zusammenlaufenden Augenbrauen drückten seinen Mienen den Stempel der Tücke auf. Wallenstein übersah die rohen Manieren des trotzigen Böhmen.

„Du hast mir heut Antwort versprochen, Sesyn, ich fordere sie jetzt," redete er ihn an. „Besinne Dich aber wohl, ehe Du sprichst; denn ich halte mein Wort in einem wie in dem andern Falle."

„Ich nehme den Vorschlag Ew. Durchlaucht an," versetzte Sesyn unfreundlich, wie Jemand, der zu einem ihm verhaßten Geschäft gezwungen wird.

„Du thuſt ſehr wohl daran, jedoch hat Dein Entſchluß nur dann Werth für mich, wenn Du die Schlupfwinkel jenes Räubergeſindels entdeckſt, mit dem Du zeither Gemeinſchaft gehabt haſt.“

„Es ſind ehrliche Menſchen, Durchlaucht, Verfolgte —“

„In meinen Augen nicht!“ unterbrach ihn Wallenſtein heftig. „Räuber und Mordbrenner nenne ich Geſindel und hätte ſich der ganze rebelliſche Adel Böhmens zu ſolchem Freibeuterhandwerk zuſammengethan. Ich kann es nicht dulden, daß man dem Mißvergnügten Vorſchub leiſtet; ich thue genug, wenn ich den albernen Thoren Schutz verſpreche. Wer dieſen annimmt, dem ſoll verziehen ſein, wer aber ferner noch bei Raub und Diebſtahl betroffen wird, der hängt, und hätt' er auch nur den Werth einer hohlen Eierſchale entwendet. Das Land ſoll und muß rein werden von dieſen Banden. Ich hab's geſchworen!“

Seſyn war nicht ſogleich einzuſchüchtern. Er machte noch verſchiedene Verſuche, den Herzog von ſeinem Vorhaben zurückzubringen. Darüber gerieth Wallenſtein in den heftigſten Zorn, wobei er dem heimtückiſch Lauſchenden über-

raſchende Blicke in ſein Herz geſtattete. Zuletzt ward er durch den ohnmächtigen, aber hartnäckigen Trotz des Böhmen ſo ſehr gereizt, daß er eben Befehl zu einem Streifzuge ins Gebirge geben wollte, als die Zurückkunft Breuners von der Brändſtätte der Angelegenheit eine andere Wendung gab. Der rüſtige Obriſt hatte nämlich einen der Plünderer aufgegriffen und ihn mit nach Rochoſecz gebracht. Farbe, Tracht und Benehmen ließ den Zigeuner nicht verkennen. Als Seſyn dies erfuhr, der junge, gelenke Vagabonde ihm vorgeführt ward und dieſer ſich, um ſein Leben zu retten, ſchnell erbot, das verſteckte Lager zu verrathen; da fürchtetete der Böhme alle Vortheile, die er ſo ſchlau gewonnen, für immer wieder zu verlieren. Ohnedies hielt er es für gut, ſeine gegenwärtige Rolle zu Ende zu ſpielen, um alsbald eine bei weitem wichtigere zu beginnen. Er verbeugte ſich daher tief und ehrfurchtsvoll vor dem Herzoge und ſprach: „Durchlaucht, ich haſſe allen Verrath. Um dieſem jungen Menſchen ein ſo ſchändliches Verbrechen zu erſparen, will ich Ihr Führer ſein.“

„Macht nicht viel Worte,“ fiel Wallenſtein ein, „es braucht's das nicht. Zu morgen früh

halte Dich bereit. Kommſt Du Deinen Verſprechungen gewiſſenhaft nach, ſo biſt Du hiermit als Courier in meine Dienſte genommen. Sei klug, Dein Kopf ſteht auf dem Spiele!"

Mit ſo drohenden Worten ward Seſyn verabſchiedet. Er hatte den noch übrigen Theil des Tages über Zeit genug, einen allſeitig durchdachten Plan für ſein neues Leben zu entwerfen.

Seit Jahren ſchon war der ehemalige Hofaſtrolog Kaiſer Rudolphs unſerm Helden entrückt worden. Er vermißte ihn nicht, da er keinen Drang hatte, mit dieſen großen Manne in Verbindung zu treten. Es konnte Wallenſtein nicht verborgen geblieben ſein, daß Johannes Keppler unter den Gelehrten ſeiner Zeit eine auffallende Ausnahme mache. Man wußte, daß er dem Treiben der ſo hochverehrten, von freigebigen Fürſten allgemein geſuchten Aſtrologie abgeneigt ſei und daß er ſich nur mit Widerwillen dazu verſtanden hatte, dem verſtorbenen Kaiſer Maximilian in aſtrologiſcher Form die Nativität zu ſtellen. Ungeachtet gerade dies Horoscop im ganzen

deutschen Reiche das größte Aufsehen erregte, beharrte Keppler dennoch auf seinen Behauptungen, die alle Astrologie für trüglich und ihre Pfleger für Thoren erklärte. Es ging aber damit gerade so, wie mit der Goldmacherei, die eben so eifrig betrieben ward, ohne daß je ein Gewinn dabei zum Vorschein kam. Man glaubte an Beide, weil man sie für untrüglich hielt und man hielt sie für untrüglich, weil man an sie glaubte.

Menschen die seine Ansichten bestritten, konnte Wallensteins rechthaberischer, herrschsüchtiger und gebieterischer Geist nicht leiden. Darum kümmerte er sich nicht weiter um das Schicksal des Mathematicus, wie Keppler allgemein genannt wurde. Er war bald nach dem Tode Kaiser Rudolphs verschollen und die Welt, schien es, konnte ihn, wie tausend Andere, entbehren. Daß er in tiefer Zurückgezogenheit Unsterbliches für die Wissenschaft that, konnte und wollte die damalige Zeit in ihrer Zerrüttung nicht anerkennen. Schon das unerwartete Erscheinen dieses gelehrten Mannes nun mußte dem Herzog auffallen, daß aber der Weise ihn suchte, um mit eigener Hand ihm das Horoscop seines Lebens zu überreichen, sühnte ihn sogleich mit dem Mathe-

maticus aus. Wallenstein benutzte jede Stunde, um tiefer in die hier verzeichneten Räthsel seines Lebens einzudringen. Bald aber ging bei dieser Beschäftigung sein anfängliches Entzücken in Verwunderung und Mißbehagen über. Er glaubte nämlich zu entdecken, daß die gebrauchten Zeichen, die Aspecte der Planeten, ihre Conjunctionen und Constellationen ihm zwar eine große Rolle in der Welt zutheilten, daß aber die Gesammtsumme des ihm Verliehenen zuletzt doch in einer traurigen Negation sich wieder verliere. Er stieg nur, um recht tief zu fallen, er ward groß, um verspottet zu werden! So, wie in diesem Horoscop die Macht der Sterne auf den Menschen gedeutet ward, mußte jeder Verständige wünschen, nie von den Strahlen dieser Himmelskörper begünstigt zu werden. Er konnte endlich nicht mehr zweifeln, daß Keppler durch sein Horoscop beweisen wollte, wie die Astrologie im Wahne eitler, selbstgefälliger Menschen eine Wahrheit erhalte und wie demzufolge die Sterne nicht Leiter des Menschenschicksals, sondern vielmehr strafende Gewalten seien für Ueberhebungen, die Mancher sich in seiner besondern Stellung zu Schulden kommen lasse.

Dieſe Entdeckung beunruhigte den Herzog. Er konnte nicht begreifen, was Keppler damit beabſichtigt haben mochte. Sein Glaube an die Geſtirne ward aber durch ſie nicht wankend gemacht. Der arme Mathematicus ſchien ihm in ſeiner weiſen Ausſchließlichkeit nur bedauernswerth. Noch bemühte er ſich, das Glückverheißende in der vor ihm liegenden Nativität, auf ſein Leben zurückgehend, aufzufinden und das Unheilvolle, das ſich ſchlangenartig um jenes wand, hinwegzudeuten, als Zenno mit hohem Ernſt in der lautlos zurückweichenden Tapetenthür erſchien. Eine halboffene Rolle ruhte in des Aſtrologen Hand, jetzt entfaltete ſich dieſe und ein zweites, ganz vollendetes Horoscop ſah den Herzog mit lockenden Wunderaugen an. Zenno bemerkte Wallenſteins Aufregung, und einen ſo günſtigen Moment für ſich klug benutzend, ſagte er:

„Hoheit, ich weiß, daß Du mir zürnſt, weil ich nach Deinem Dafürhalten zu lange mit der Berechnung zögerte; Deine Stimmung wird ſich aber ändern, ſobald Du aus dieſen Linien und Zeichen wirſt erkannt haben, daß nur eines Einzigen Stern dem Deinigen dominiren

kann! Sohn Jupiters, Täufling ſeiner hellen, ſegenbringenden Strahlen, die in goldener Heiterkeit raſtlos um Deine Stirn fliegen, nimm von mir zuerſt die Huldigung an, die dem Auserwählten des Himmels zukommt! Du herrſcheſt, Du biſt glücklich, was Du auch unternehmen magſt. Kronen häufen ſich zu Deinen Füßen, ohne doch Dein Haupt zu ſchmücken. Du biſt der Allgewaltige und in hellem Glanz, wie Du geboren, wirſt Du ſterben! Ein einziger Feind ſteht Dir zur Seite im neidiſch trüben Licht des Saturn. Er trifft Deinen Stern bei jedem Aspect im Gedrittſchein. Vor ihm hüte Dich, ihn ſuche durch Beſonnenheit zu entkräften. Vor Allem aber ſei klug, wenn ſein falſcher Glanz mit gelbem Strahl in das Haus Deines Lebens fällt!"

Der gewandte Italiener hatte ſich während dieſes enthuſiaſtiſchen Sermons vor dem Herzog auf ein Knie niedergelaſſen. Wallenſtein hörte ihn in ſtolzer Haltung an und ließ, gewohnt ſeine Empfindungen und Gedanken zu verheimlichen, auch jetzt nichts von dem ungeheuern Eindruck merken, den Zenno's Worte auf ihn machten. „Steh' auf," ſagte er zu dem Knieenden. „Sprichſt

Du wahr, ſo dank' ich Dir, haſt Du mich belogen, dann ſtrafe Dich daſſelbe Schickſal, das dereinſt Deinen, wie meinen Scheitel berühren wird."

Bei ehrgeizigen Menſchen bedarf es nur eines geringen Anſtoßes, um ſie entſchieden auf der Bahn fortſchreiten zu laſſen, die ſie eingeſchlagen haben. Zenno's Worte und ſein Horoscop, dem Kepplerſchen gleich und doch wieder ſo unähnlich, verlieh Wallenſtein jene kalte Zuverſicht, womit er von Stund' an längſt entworfene Pläne durchſetzte. Er glaubte unwiderruflich feſt an ſein großes Schickſal, weil er es wünſchte, und ſein Glaube verwirklichte ſich, weil jede kecke Kraft der Göttlichkeit verwandt iſt und deshalb ſo oft Unglaubliches hervorbringt.

Vor ſo ſchmeichleriſchen Verheißungen mußte Kepplers Stern bei Wallenſtein erbleichen. Es reute ihn beinahe, dieſem überſtolzen Gelehrten Schutz, Unterhalt und Beſchäftigung verſprochen zu haben, und um ihn nur bald los und durch ſeinen Anblick nicht etwa zu liebloſen, harten Aeußerungen gereizt zu werden, ließ er ihn noch an demſelben Tage nach Gitſchin geleiten, wo er die dortigen großen Bauten beaufſichtigen und

ſpäter die mathematiſchen Wiſſenſchaften an der bald zu erreichenden neuen Jeſuitenſchule lehren ſollte. —

Neu aufſteigende Feuerzeichen am Abend beſtärkten den Herzog in ſeinem Vorhaben. Er ließ die geeignetſten Anſtalten zu einem Streifzuge in's Gebrige treffen und ſein ganzes Gefolge, das ſehr zahlreich war, vollſtändig bewaffnen. Mit aufdämmerndem Frühroth zog dieſe wohlberittene Streitmacht den großen Waldungen zu, die jenſeits der Iſer in meilenweiter Ausdehnung damals noch Berge und Thäler bedeckten. Seſyn und der junge Zigeuner wurden, von einander getrennt, im Vortrabe mitgeführt. Man folgte ihnen anfangs auf leidlichen Buſchwegen zu Roß, ſpäter, als dichtes Unterholz und ſteinigter, mit Schlinggewächſen überwucherter Boden die edlen Thiere unbrauchbar machten, zu Fuß. Der Herzog ließ die Pferde koppeln und unter hinreichender Bewachung auf einer Bergwieſe zurück.

Nach ein paar Stunden geleitete Seſyn Wallenſteins Schaar in einen tiefen Felſenkeſſel, aus dem die Iſer ſchäumend, ſtürzend und brauſend ihre hellen Wogen ergoß. Nun ſchritt man

vorsichtig am Ufer des Flusses fort, bis sich die enge Schlucht in ein Thal ausweitete, das auf beiden Seiten von grünen Bergmatten eingefaßt war. Dahinter schlossen dichte Waldung und hohe Bergrücken die Aussicht. Die tiefe Ruhe der Natur ward nur durch das Toben des mächtigen Gebirgsflusses, durch Aufflattern verscheuchter Vögel, zuweilen auch durch das Rascheln einer buntgefleckten Natter unterbrochen. Nirgend eine Spur von Anbau, nirgend ein Laut, der auf Bewohner dieser romantischen Wildniß hätte schließen lassen.

„Wahre Deinen Kopf, Sesyn!" rief der mißtrauisch gemachte Herzog dem Böhmen zu. „Du hängst, wenn Du mich täuschest, so wahr Jupiter mein Stern ist!"

„Stünde es in meiner Macht, den Weg abzukürzen, so würde ich Ew. Durchlaucht diesen mühseligen Spaziergang erspart haben," antwortete Sesyn.

Der Zug bewegte sich langsam weiter, bis ein Seitenthal, eng und finster, aus übereinander gethürmten Bergen die Krieger angähnte. „Wohin nun?" fragte Wallenstein.

„Zur Rechten dem Gebirge entgegen," befahl Seſyn, „nur vorſichtig und geräuſchlos. Bald werden wir auf die Vorpoſten der Verborgenen ſtoßen."

Breuner eilte an des Herzogs Seite. „Fürſtliche Gnaden," ſprach er, „nunmehr glaube ich unſerm Führer. Ich beſinne mich, ſchon einmal des Nachts in dieſer Gegend ein ſonderbares Abenteuer erlebt zu haben. Es war damals, als ich den Aſtrologen nach Rochoſecz geleitete und ein heftiges Unwetter uns vom Wege abbrachte. Wir ſind in den Schluchten des Koczakow. Treffen wir mit denſelben Leuten zuſammen, die mir in jener merkwürdigen Nacht begegneten, ſo dürften Sie ſich wundern."

„Warum hab' ich nichts davon erfahren?" fragte Wallenſtein.

„Weil mein gegebenes Wort mir Schweigen auferlegte. Auch muß ich bekennen, daß ein menſchenfreundliches Benehmen der ſonderbaren Kolonie, die ich durch Zufall entdeckte, nicht fremd war."

Ein Schuß fiel in geringer Entfernung. „Haltet Euch bereit," rief Wallenſtein den Seinen zu, „braucht aber nur gegen diejenigen Ge-

walt, die Euch wie offene Feinde behandeln! Seſyn," wandte er ſich zu dem Böhmen, „kann man die Wegelagerer nicht umzingeln? Dein junger Freund hier oder Du ſelbſt könnteſt dann einen Parlamentär abgeben. Ich bin überzeugt, ſichern wir dieſem elenden Häuflein Schutz und Leben, ſo denkt Keiner von Allen an Vertheidigung."

„Einer kleinen Abtheilung müſſen Sie noch Freiheit oder Krieg verſprechen, Durchlaucht," erwiederte Seſyn, „ſonſt werden ſie bis auf den letzten Mann kämpfen und ſelbſt überwunden noch mit den Zähnen ſich gegen ihre Sieger wehren."

Wallenſtein theilte nun ſeine Schaar in zwei Haufen, von denen einer unter Breuners Leitung in großem Bogen den Theil des Waldes umzingelte, der nach Seſyn's Behauptung das Zigeunerlager barg. Er ſelbſt, von dem Böhmen geführt, drang mit den Uebrigen in das Dickigt. Inzwiſchen fielen verſchiedene Schüſſe, man hörte deutlich lautes Zurufen und Waffengeräuſch, Alles, wie es ſchien, um ſich gegenſeitig auf die Möglichkeit eines bevorſtehenden Ueberfalls aufmerkſam zu machen. Endlich ward

die Waldung lichter und auf der schmalen Bergwiese, die hellgrün durch die letzten Bäume schimmerte, erblickte man Gruppen von drei und mehr Männern, alle vollständig bewaffnet und jede Secunde bereit, auf Befehl den Vordringenden entgegen zu stürzen. Diese Ruhe glaubte Wallenstein benutzen zu müssen. Er ließ die Seinigen halten und trat, nur von Sesyn und dem Zigeuner begleitet, auf den Wiesenplan.

Die kriegerische Gestalt und der ehrfurchtgebietende, dämonische Blick des Herzogs unterstützten ihn trefflich. Zwanzig bis dreißig Männer, vor wenigen Secunden noch kampfgerüstet, ließen sogleich ihre Waffen sinken und schienen unschlüssig zu sein, was sie thun sollten. Wallenstein ergriff das Wort und forderte sie im Namen des Kaisers auf, sich zu unterwerfen; er habe Macht und Befugniß, Allen, so viel ihrer auch sein möchten, Schutz und Lebensunterhalt zu verleihen.

Durch die Bäume leuchteten, von Sonnenlicht beglänzt, Cüraſſe und Schwerter der Zurückgebliebenen. Den Lagernden im Rücken zeigte sich Breuner mit seiner Schaar. „Friede oder Tod!“ rief Wallenstein, auf diese kriegerischen

Anſtalten deutend. „Wählt ohne Verzug, ich bin's nicht gewohnt, mit Verbrechern lange zu unterhandeln."

„Es iſt der Friedländer! Wallenſtein! Der Unbeſiegbare!" riefen vereinzelte Stimmen und der Herzog bemerkte nun erſt, daß jenſeits der Lichtung ein ſchmaler Streif Lärchenbäume hinlief, hinter deren hellerem Nadelgrün Weiber und Kinder neugierig lauſchten.

„Ja, es iſt Friedland, und mit ihm ſind Gott und des Himmels Sterne!" wiederholte der Herzog ſtolz und erhob in prophetiſcher Zuverſicht ſeine Rechte mit dem gezogenen Schwert zum Himmel. „Wer mir folgt, dem will ich Vater ſein, über den Widerſpänſtigen aber komme die Allmacht meines Zornes!"

Dieſen Worten antwortete ein lautes Jubelgeſchrei. Im Augenblick wimmelte die Lichtung von zerlumpten Kindern, von blaſſen, leidenden Mädchengeſtalten, von vergrämten und fanatiſch blickenden Weibern. Viele eilten mit ausgebreitenten Armen auf den Herzog zu und ſtürzten vor ihm auf die Knie, ſeine Füße umſchlingend, ſeinen Reitrock oder ſeine Schärpe faſſend. An-

dere murrten und ihre rollenden Augen sprachen deutlich den Haß aus, den sie weniger gegen die Person des Herzogs, als gegen einen so siegreichen Streiter für Papst und Kaiser im Herzen trugen. Lange Entbehrungen, beispiellose Leiden und grausame Verfolgungen hatten ihre Gemüther verwildert und kaum war nur dumpf das Zeichen grollender Unzufriedenheit gegeben, so brach auch unter den friedlich Gesinnten der alte Schmerz wieder auf und riß sie fort zu Verwünschungen und drohenden Gebehrden. Es klirrten Waffen, es blinkten Schwerter, Piken und Streitkolben. Stäbe mit scharfen Eisenspitzen und furchtbar gekrümmte Sensen blitzten im hellen Sonnenstrahl.

Ein Wink Wallenstein's genügte, die Unzufriedenen vollkommen einzuschließen, er wiederholte nochmals seine Worte. Sie wurden mit einigen Schüssen erwiedert, die indeß wenig Schaden anrichteten. Diesem Friedensbruche folgte auf der Stelle die angedrohte Strafe. Der Herzog ließ die Nächsten ergreifen und ohne Erbarmen niederschießen. Die Bestürzung und Uneinigkeit der Gegner benutzend, wurden die Andern entwaffnet, worauf abermals die Friedlicheren ihren

Ruf: „Es iſt Friedland, der Unbeſiegbare! Heil Wallenſtein!“ wiederholten.

Seſyn erwies ſich jetzt als Ehrenmann. Er ging von Trupp zu Trupp und machte ſie in der Kürze mit den Verſprechungen des Herzogs bekannt. Seine Beſtrebungen hatten Erfolg, nur auf einem Puncte wollten weder ſanfte Worte noch Drohungen fruchten, indem einige Wenige in raſender Wuth mit Säbeln und Piken um ſich ſchlugen und Manchen gefährlich verwundeten. Wallenſtein, der theilnehmend einige Fragen an die Erſten, Beſten that, ward jetzt auf dies ſeltſame Scharmützel aufmerkſam und ging raſch darauf zu. Das ſonderbarſte Schauſpiel ward vor dem Staunenden aufgeführt.

Ein junges Mädchen, überaus zierlich, aber auffallend gekleidet, hatte eine Pike ergriffen und gebrauchte die Waffe mit Geſchick und gelenkeſter Behendigkeit gegen Alle, die ſich ihrer bemächtigen wollten. Die Gemüther der friedländiſchen Soldaten waren damals noch nicht ſo verwildert, daß ſie gegen ein ſchwaches Geſchöpf, auch wenn es verzweifelten Widerſtand leiſtete, hätten grauſam ſein können. Sie waren nur

darauf bedacht, die wunderliche Kämpferin zu entwaffnen, ohne ihr selbst ein Leid zuzufügen. An Ausführung solchen Vorsatzes aber verhinderte sie ein unerwartet gegen sie anstürmender Feind und erfüllte sie mit Furcht und Entsetzen. Wie nämlich sonst arg Bedrängte wohl von einem treuen Hunde vertheidigt werden, so hatte sich hier dem verwegenen Mädchen eine der größten Nattern beigesellt, die ihren bunten, gefleckten Körper mit lebhaftem Ziſchen gegen jeden Andringling emporſchellte. Es würde leicht gewesen sein, die ohnedies unſchädliche Schlange zu tödten, hätte nicht blinder Aberglaube die beherztesten Krieger davon abgehalten. Denn da sie das Bild der Natter auch auf dem Gürtel des Mädchens in glänzender Stickerei bemerkten, so hielten alle das Thier für den Böſen, und weder Bitten noch Drohungen würden die Abergläubiſchen zu einem gewaltſamen Angriffe auf die ſo seltſam Beſchützte vermocht haben.

„Was für ein unmännliches Spiel treibt Ihr da?“ Herrſchte Wallenſtein ſeine Krieger an. „Entreißt dem Kinde die Pike und läßt es laufen.“

„Es iſt eine Zauberin! Sie iſt gefeit! Der

Teufel ſelbſt kämpft für ſie!“ verſetzten die bärtigen Männer und machten dem Herzog Platz. Wallenſteins Augen funkelten zornig. Er riß ſein Schwert aus der Scheide, zerhieb die gegen ihn anſpringende Natter und fixirte das ſonderbare Mädchen. „Thörichte Dirne,“ rief er ihr zu, „ſeit wann iſt es Sitte, daß die Weiber fechten, wenn die Männer ſich ſchon ergeben haben?“

Das Mädchen erbebte vor dem rauhen Klang dieſer Stimme. Sie ſenkte die Pike und indem ſie ihr dunkles Auge von dem zuckenden Thiere langſam zum Herzog aufſchlug, antwortete ſie: „Dem Günſtlinge des Himmels muß die Maid gehorchen.“ Dann legte ſie die Waffe zu des Herzogs Füßen, drückte die Hände kreuzweis auf ihren Buſen und verneigte ſich mit ungewöhnlichem Anſtande tief vor dem Helden.

„Wer biſt Du?“ fragte Wallenſtein, von all dieſem überraſcht.

„Die Tochter des Himmels und der Schlange.“

„Dein Name?“ fragte Wallenſtein weiter.

„Wer mich ſieht, nennt mich Orionda.“

Sie richtete ſich bei dieſer Antwort ſtolz empor, ſo daß Wallenſtein jetzt ihre Geſtalt genauer betrachten konnte. Orionda war von

ſchlankem Wuchs, ihr Teint machte die Annahme, daß ſie von Zigeunern abſtamme, zweifelhaft. War er auch nicht mit der feinſten Weiße der ſchönſten Europäerinnen zu vergleichen, ſo fehlte ihm doch jener gelbliche Grundton gänzlich, der allen Zigeunern eigenthümlich iſt. Ein ſanftbräunlicher Anhauch auf der ſammetnen Wange, auf Nacken und Armen des Mädchens konnte Folge eines ununterbrochenen Lebens im Freien ſein.

Schon die ſonderbaren Antworten, wenn auch mit zigeunerhaftem Weſen leicht in Einklang zu bringen, waren dem Herzoge aufgefallen, noch mehr aber feſſelten ihn Benehmen und Ausſehen Orionda's. Ihr ovales Geſicht trug die Züge eiſerner Willensfeſtigkeit und gab den ſonſt anmuthigen Linien eine faſt abſtoßende Härte. Der trotzig geſchloſſene Mund, die höhniſch geſchürzte Lippe, das große, tiefe Auge ſchienen zuſammen nur da zu ſein, um Wunden zu ſchlagen. Wallenſtein glaubte in dieſem Geſicht, in dieſer Körperform Aehnlichkeiten zu entdecken, für die ſein Gedächtniß keinen Anknüpfungspunkt fand. Einem Mährchen gleich, das leis anklingend über die Saiten ſeiner Seele lief, ſtand dieſes ſonder-

bare Mädchen vor ihm, sein Herz bewegend, ihn heftig anziehend und doch wieder zurückstoßend.

„Kennst Du die Dirne?" fragte er Breunern, der zu ihm trat.

„Es ist dasselbe Mädchen, das mir in jener Gewitternacht begegnete," sagte Breuner. „Ich erkenne es an der Tracht."

„Hat er Dich gegrüßt?" fragte Orionda den Herzog leidenschaftlich heftig. „Die Blitze waren hell genug und der Donner konnte ihn mahnen."

„Hast Du Aeltern?" sagte Wallenstein, die Frage Orionda's überhörend, und wollte ihre Hand fassen. Sie entzog sie ihm gewandt und schnell wie ein Reh entschlüpfte sie dem Kreise der gaffenden Soldaten. Sie lief einer grauen, mit Moos und Flechten überzogenen Felswand zu, die im Hintergrunde sich an die emporsteilenden Berge anlehnte. In einem finstern Spalte, der den Fels zerklüftend theilte, verschwand sie. Wallenstein folgte ihr auf dem Fuße, von den Beherztesten seiner Krieger begleitet, deren bei weitem größte Mehrzahl die schlanke Zigeunerin noch immer für eine Zauberin hielt. Bald ent-

deckte nun der Herzog jene Höhle, die Breuner früher beim Fackellicht schon gesehen. Die in ihr herrschende Dunkelheit hinderte ihn, sogleich zu erkennen, von welchen Menschen sie bewohnt wurde. Lauschend blieb er am Eingange stehen. Es war still in der Höhle, nur das eigenthümliche hohle Säuseln des Luftzuges, der von außen hineindrang, machte ein unbedeutendes Geräusch an den feuchten Wänden. Bald aber mischten sich auch andere Töne in dieses Naturgelispel. Verschiedene Stimmen schienen leis zu flüstern und unterdrücktes Schluchzen erschreckter Frauen konnte einem scharfen Gehör nicht lange verborgen bleiben.

Wallenstein ließ Kienbrände herbeischaffen, um, wie er sagte, das tolle Gaunernest vollends aufzuschütteln.

Der Herzog betrat zuerst den feuchten, mehr und mehr sich erweiternden Raum. Die Luft, anfangs nur dunstig, ward bei weiterem Vordringen schwül und die Kienfackeln brannten düster. Plötzlich erklang aus dem brodelnden Rauch eine vor Alter zitternde Stimme, die Wallenstein zur Rast veranlaßte.

„Serviteur, Serviteur, durchlauchtigster

Fürſt!“ ſprach die Stimme. „Immer treten Sie näher! Alter, Blindheit, Schwäche und ſchüchterne Frauenanmuth eignen ſich ſchlecht zum Kampfe, gälte es auch Leben und Religion zu vertheidigen.“

„Anmuthig mögen Eure Frauen ſein, ſchüchtern aber ſind ſie wenigſtens nicht alle,“ verſetzte Wallenſtein. „Warum zieht Ihr Euch in dumpfe Felſenlöcher zurück, als hätte die Erde nicht Häuſer genug für ihre Bewohner?“

Zuſammengehaltene Kienſpäne erleuchteten jetzt den dunſtigen Raum vollſtändig. Der Blick des Herzogs fiel auf die edle Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſes, der neben einem bleichen Mädchen auf einem Lager von Moos und dürrem Laube halb aufrecht ſaß, das mit einem koſtbaren Teppich überbreitet war. Spärliches, ſilberweißes Haupthaar ringelte ſich in dünnem Gelock um die eingefallenen, kummervollen Züge, und ein dichter Bart, längere Zeit ungeſchoren, kräuſelte in anmuthigem Gewirr um das feſte Kinn. Sein Barett, noch geſchmückt mit diamantner Agraffe, war weit nach hinten geſchoben und ließ die ſchönſte Stirn ſehen. Die vorſtehenden Augen ſchweiften, unſtätt ſuchend, in die Runde,

um den Schein der Geſtalt zu erhaſchen, die ſo unerwartet in dies Aſyl des Kummers eingedrungen war. Zu Füßen dieſes Greiſes kauerte nach orientaliſcher Sitte Orionda und ließ ihre ſchlanken Finger tändelnd über die Metallſaiten einer böhmiſchen Zither gleiten. Weiter nach dem ſchließenden Grunde der Höhle erhob ein drittes Mädchen ihr dunkelbraunes Lockenhaupt. Ein blauſchwarzes Augenpaar, von ſehr breiten Lidern geſchirmt, ſprühte Flammen der Leidenſchaft. Die unſchuldige, heitere Lieblichkeit eines ſchönen Knaben von etwa drei Jahren, der ſich dem Arm des Mädchens oder der Mutter anſchmiegte, milderte das etwas furienartige Ausſehen derſelben. Ganz in der Tiefe einer Felſennische endlich lehnte ein ebenfalls bejahrter Mann, deſſen Tracht den ehemaligen Geiſtlichen verrieth. Auf ſeinen Knieen lag eine aufgeſchlagene Bibel, aus der er ununterbrochen mit halblauter Stimme abgeriſſene Sprüche vorlas, ohne den Eindringlingen mehr als flüchtige Seitenblicke zu gönnen.

Wallenſtein überflog mit ſchnellem Auge dieſe ſonderbare Geſellſchaft und ließ es dann mit dem Ausdruck unverkennbaren Mitleids auf dem ehrwürdigen Greiſe ruhen.

„Ritter Harant — denn der ſeid Ihr doch wohl," ſprach er, „es betrübt mich wahrhaftig einen ſo würdigen Mann in ſolcher Lage anzutreffen. Erlaubt, Herr Ritter, daß meine Hand es ſei, die Euch aufrichte. Ich hoffe, von ihr geſtützt, ſollt Ihr dem Leben, der Welt wiedergegeben werden."

Wallenſtein reichte dem Greiſe die Hand, der ſie auch dankend faßte und ſich von ſeinem Lager erhob. „Zürnt mir nicht, Hoheit," ſprach der Ritter, „wenn ich Euch den Dank für Eure Dienſtleiſtung ſchuldig bleibe. Iſt doch mein Gemüth ſo erſchüttert von den Ereigniſſen der letzten ſchweren Jahre, daß ich nicht mehr zu danken wage. — O, ich habe manchmal meine ſchwachen Hände zum Himmel erhoben und bin ihnen gefolgt mit den erblindenden Augen, um dem Ewigen Dank für die Stärkung darzubringen, die er mir zu Theil werden ließ, aber nun, Hoheit, nun will ich nicht mehr danken." Der Greis, beide Hände auf den Rohrſtab ſtützend, ſchüttelte dabei das weißumlockte Haupt wie ein verzweifelnder Löwe. Die Züge ſeines ſo milden Geſichtes wurden hart und finſter, er kniff die Lippen ein und einzelne Thränen benetzten

das zitternde Barthaar. „O, pfui, pfui, schämt euch, ihr Quellen meines Grames!“ fuhr Harant fort. „Wozu denn weinen! Ein Schwert und ein gesunder Arm wären besser; denn nun auch die stille Religion des Herzens dem Henker verfallen ist, nun brauchts der Milde nicht mehr. Sonst, o ich weiß, sonst gab's einen Gott der Duldung und eine Kirche, wo man zu diesem Gott ungestört beten konnte, und Priester, die nicht in der Verfolgung anders Gläubiger ihre Sendung zu vollenden meinten. Das Alles ist vergangen. Jener Gott hat sich von den Greueln der Menschen abgewendet und läßt Kaiser und Könige, Bischöfe und Priester die Unschuld martern und würgen. O pfui, pfui über diese Welt, in der Wahn und Fanatismus den Scepter führen!“

Der entrüstete Ritter warf mit aller Kraft den Stab von sich, so daß er gegen den Brustharnisch des Herzogs prallte. Wallenstein trat einen Schritt zurück, beugte sich und reichte dem Greise seine Stütze wieder.

„Beruhigt Euch, edler Harant! Wer möchte leugnen, daß Ihr Entsetzliches erduldet habt und daß Thaten geschehen sind, die schwer vor dem

Richterſtuhle des Ewigen in die Wagſchale fallen werden. Ihr aber ſeid ein weiſer Mann, Harant, und die Erfahrung wird Euch ſagen, daß die Geſchichte gar oft einen Weg wandelt, der mit den höheren Fügungen der Vorſehung nicht zu vereinbaren ſcheint, und dennoch, alter, ehrwürdiger Mann, dennoch ſchwebt der Geiſt Gottes auch über ſolchen Thaten."

„Mag ſein, mag ſein, ich kann's nur nicht mehr begreifen. Aber verzeihen Sie dem Alter und dem Grame, wenn ſie mir harte Worte auf die Zunge legten."

„Ich komme, armer Mann," erwiederte Wallenſtein, „um Euch und wer ſonſt Euch theuer iſt, aus dieſem unwürdigen Aufenthaltsorte zu befreien. Nehmt das Wort des Friedländers, daß ich thun werde, was Ihr nur wünſchen mögt. Ich vermag etwas beim Kaiſer und was Ihr Billiges begehrt, gewähre ich im Namen des Kaiſers."

„Er ſpricht groß, wie die Macht," warf hier Drionda ein, „aber todte Kinder und begrabene Herzen kann er doch nicht wieder lebendig machen."

„Still, ſtill, bittere Wahrheit!" ſagte Ha-

rant, ſeine Hand auf das Haupt des Mädchens legend.

„Iſt dies Eure Enkelin?“ fragte der Herzog.

„Nein, Hoheit, Orionda iſt eins von den Geſchöpfen, die in der Wüſte entſtehen und vergehen. Hier dies arme, zitternde Ding iſt die Tochter meines Sohnes.“

Die Erinnerung an die furchtbare Vergangenheit, die dem Greiſe beinahe den Verſtand geraubt hätte, erſchütterte ihn auch jetzt ſo gewaltig, daß er niederſtürzte und mit dem Haupte vorwärts auf die Füße des Herzogs ſank.

„Hebt den alten Mann auf,“ befahl Wallenſtein den Seinigen. „Und ihr, lieben Kinder, geht und begleitet den Ritter.“

„Wohin?“ fragte das Weib mit dem Kinde im Arm, als der Herzog an ihr vorüberſchreiten wollte.

„Wäreſt Du nicht ein Weib, ſo würde ich Dir eine böſe Antwort geben. Wer iſt der Mann dort mit dem Buch auf den Knieen?“

„Mein Vater,“ verſetzte das junge Weib, „jener Mann, den die Jeſuiten von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof gehetzt haben, bis er ſich mit uns in die Höhle verkroch. Willſt Du etwa

die Lebensgeſchichte des Pfarrers von Braunau hören? Auch ſeine Tochter weiß viel Anmuthiges zu erzählen von Prag, von der Schlacht am weißen Berge, vom großen Pappenheim, vom —"

„Kannteſt Du Pappenheim?" unterbrach ſie der Herzog.

„Ja," ſagte Libuſſa mit wildem Blick, „ich kannte ihn und wenn ich ihn einmal wiederſehe, ſo will ich ihn Dir zeigen, wie Judas ſeinen Feinden den Welterlöſer zeigte. Weißt Du etwa, wo er jetzt lebt?"

„Ich weiß ihn zu finden."

„Das iſt gut," erwiederte Libuſſa, „und wenn Du mich zu den Uebrigen noch haben willſt, etwa als Fußbänkchen, ſo nimm mich mit. Nur mußt Du mir auch dieſen kleinen Kerl hier laſſen, die liebe tolle Range. Ich will Dir die Zeit vertreiben," fuhr ſie fort, indem ſie den Knaben Mund und Augen küßte, „will Dir Mährchen erzählen, luſtige und traurige, und wenn Du ein Kenner biſt, auch tanzen. Aber meine Launen mußt Du mir laſſen und darfſt mich nicht fragen, wenn ich weine. Meinen

Vater mußt Du beſchützen, damit er ungeſtört für die Sünden dieſer Welt beten kann."

„Ihr ſeid alle unter meinen Schutz getreten," betheuerte der Herzog nochmals und verließ die dunſtige Höhle. Ihm auf dem Fuße folgten die bisherigen Bewohner derſelben, die Meiſten freiwillig, Einige gezwungen. Zu den Letzteren gehörte der ehemalige Pfarrer von Braunau.

Wallenſteins Umgebung traf bereits Anſtalt, mit der aufgehobenen Bewohnerſchaft der Gebirgsſchlucht aufzubrechen, als eine ganz neue Erſcheinung die ſo glücklich gelungene Expedition zu ſtören drohte. Es trat nämlich plötzlich ein gebieteriſcher Mann von ſtarkem Körperbau, mit Dolch und Schwert bewehrt, unter die Soldaten, ihm zur Seite ein nicht weniger keck blikkendes Weib. An ihrem Gürtel hing einer jener kurzen, gewichtigen Streitkolben, wie ſie zur Zeit der Bauernkriege gebräuchlich waren. Auch Dolch und Reiterpiſtol fehlten nicht. Beide gingen zwar ſeltſam, aber geſchmackvoll und maleriſch. Der Mann trug über einem kurzen, dunkelſammtnen Rock einen brauntuchenen Mantel, ſein kühnes Geſicht ſchützte ein breitkrempiger Hut mit hoher Feder, das Weib aber hatte über den faltigen

Rock noch einen Schurz, ähnlich dem der Bergschotten, geworfen. Fuß und Unterbein bedeckten rohlederne Kamaschen von sauberer Arbeit. Beide mochten in den Vierzigen stehen.

Beim Auftritt dieses Paares gaben sämmtliche Zigeuner durch Schreien und Gebehrden zu erkennen, daß sie einen abermaligen Widerstand zu leisten nicht übel gesonnen seien. „Zaponik kommt! Hoch lebe Zaponik!“ riefen Viele und versuchten den nächsten Soldaten die ihnen abgenommenen Waffen wieder zu entreißen. Indeß schritt der so Genannte entschlossen auf Wallenstein zu und redete ihn ohne Zeichen der Unterwerfung barsch an:

„Mein Auge sagt mir, daß Du der Friedländer bist. Ich halte Dich für großmüthig, darum führe Deine Leute fort und laß uns in Frieden. Diese Menschen sind alle mein!“ Er streckte dabei seinen muskulösen Arm über die Bewohner der Höhle aus.

„Mir scheint, Du hast hier nur zu bitten, nicht zu befehlen,“ versetzte Wallenstein. „Diese Ländereien sind mein Eigenthum. Ihr raubt, plündert und brennt meine Besitzungen nieder, und diesem Unfuge will ich steuern. Bist Du

der Anführer dieſer verzweifelten und unglücklichen Menſchen, ſo tritt, wie ſie, in meine Dienſte, und Du ſollſt zufrieden ſein."

„Zaponik dient Niemand! Der Friedländer wird einſehen, weshalb?"

„Wenn ich aber befehle? Glaubſt Du, ich werde einen Mordbrenner lange fragen?"

Zaponik erfaßte des Herzogs Hand. „Höre mich, ſtolzer Mann, bevor Du harte Worte brauchſt. Dieſe Menſchen hier, Greiſe, Schwachſinnige, Verzweifelte, Frauen und Kinder, ſie alle kamen todmüde in dieſe Wildniß. Der Gebieter über dies große Land hatte ſie von Haus und Hof gejagt, weil ſie Gott nach ihrem Herzen dienen und nicht meineidig werden wollten an ihrer Ueberzeugung. Da erbarmte mich der blinde Greis mit ſeinen Freunden. Ich nahm ſie auf, ich gab ihnen Brod, ich wachte über ſie, wenn ſie von glücklicheren Tagen träumten, und erſt als ich nichts mehr für ſie erbitten konnte, da plünderte, brannte und raubte ich, und das, Herr, das werde ich thun, ſo lange noch Einer von dieſen Armen lebt."

„Du ſcheinſt mir kühn," erwiederte der Herzog. „Geh' mit mir, Zaponik! Du bleibſt frei,

wie der Vogel in der Luft, ſobald Du mir nicht widerſprichſt. Ich verzeihe Dir Deine Räubereien, dulde aber fortan keine neuen und begingſt Du ſie der Mutter Gottes und allen Heiligen zu Liebe! Wähle: Hier Freiheit, dort Tod!"

Er winkte den Seinigen, die ſogleich ihre Piſtolen auf den Zigeuner anſchlugen.

Zaponik ſtand unſchlüſſig. Da trat das phantaſtiſch gekleidete Weib heran, mit ihm Orionda. „Folge ihm," ſagte die Frau, „er iſt ein Sohn des Sternes, der uns Glück bringt. Orionda hat ihn erkannt."

Wallenſtein ſah die Sprechende erſtaunt an. Dieſe jedoch verlor ſich ſchnell unter den Haufen und Zaponik erklärte ſich jetzt bereit, des Herzogs Aufforderung anzunehmen.

Endlich ſetzte ſich der abenteuerliche Zug in Bewegung. Für den Ritter, Pfarrer und Margaretha wurden aus Zweigen und dünnen Bäumchen Tragbahren bereitet, die Uebrigen ſchloſſen ſich zu Fuß an, von Wallenſteins Leuten theils umgeben, theils gefolgt. Der Herzog ſelbſt hielt ſich meiſt zu dem greiſen Ritter und es gelang ihm, den von ſo großem Unglück Niedergebeugten einigermaßen aufzurichten. In Folge der unebe-

nen und ſchwer zu begehenden Wege kam man nur langſam vorwärts. Der Abend brach herein, ehe die Zinnen von Trosky über die endloſen Waldberge emporſtiegen. Um in Rochoſecz Alle auf die Ankunft ſo vieler Gäſte vorzubereiten, ſandte Wallenſtein einen Boten voraus. Er ſelbſt zog es vor, den Zug theils zu Roß, theils zu Fuß zu begleiten.

Der Mond ſtand ſchon hoch am Himmel, als man den hohen Thurm von Rochoſecz aus dem Flußthale aufſteigen ſah. Einige Kriegsleute ſtimmten ein Lied an, das Kampf und Gefahren pries. Dies erweckte auch die Sangesluſt der Zigeuner, und bald erklang eine jener melancholiſch-wilden Melodien, wie ſie bei dieſem räthſelhaften Volke noch heutigen Tages in Gebrauch ſind. Es hatte eine Art Chor mit Echo, das von dem weiblichen Perſonale ſchwermüthig-ſehnſuchtsvoll nachgelallt wurde.

Bei tiefer Nacht, von des Herzogs zahlreicher Dienerſchaft neugierig angegafft, zog der abenteuerliche Haufe in den umfangreichen alterthümlichen Schloßhof. Hier waren bereits für dieſe Nacht Zelte aufgeſchlagen und darunter Speiſe und Trank in Menge aufgehäuft. Von

zahlreichen Fackeln und dem ſtillen Dämmerſchein des Mondes beglänzt, gewährte dieſe Geſellſchaft von Flüchtlingen, Zigeunern und offenbaren Raubgeſellen ein Schauſpiel höchſt eigenthümlicher Art, deſſen Anblick nicht blos das Hofgeſinde, ſondern auch die Herzogin mit der lieblichen Theodora, ja ſelbſt den ſtillen Aſtrologen an die Fenſter des Schloſſes lockte.

Fünftes Kapitel.

Nach ſo unruhig verlebten Stunden zog ſich Wallenſtein ſogleich in die Einſamkeit ſeines Cabinets zurück. Kaum begrüßte er Gattin und Tochter und verweilte nur ſo lange bei ihnen, als er Zeit brauchte einen Becher Wein und wenige Biſſen Brod zu genießen. Die lautloſe Nachtſtille, die nach dem wüſteſten Lärm eingetreten war, forderte den Geiſt des ſtolzen Mannes gebieteriſch auf, abermals der Geheimſprache zu lauſchen, die ihm in ſo verlockenden Tönen ſein Schickſal vorſang — ein Heldengedicht voll Gluth und Poeſie, dem nichts als die Zauber glücklicher Liebe zur höchſten Vollendung mangelten. Vor ihm ausgebreitet lagen wieder die beiden Pergamente, das mühſame Werk des Ge-

lehrten und das kluge Kunſtſtück des Aſtrologen. Gleich einem ſchwer athmenden Geiſte, der eben zum Leben erwachen will, ſtarrte das hieroglyphiſche Zeichenlabyrinth halb offenen Auges ihn an. Lange ſaß er vertieft in dieſen Anblick. Dann trat er an das hohe gothiſche Fenſter und ſuchte hinter weißlichem Wolkengeflock, das, mit ſilbernen Säumen geſtickt, raſch über den Himmel rollte, den Stern zu entdecken, an deſſen Strahl er ſein Leben geknüpft glaubte.

„Ja, es gibt nur eine Wahrheit," ſprach er zu ſich ſelbſt, als Jupiter mit ſtarkem Glanz das Gewölk durchbrach, „und dieſe liegt in den Sternen! Zenno hat Recht, ſein Auge ſieht tiefer, als Keppler's befangener Blick. Er irrt, weil er himmliſchen Dingen Irdiſches beimiſcht. Es betrachte der Menſch den weiten Raum über ſeinem Haupte und Alles in ihm wird hell, klar, ſtrahlend. Die unerhellten oder dämmerigen Flecken in unſern Lebenshäuſern, das ſind die Thorheiten, in die wir uns durch Liſt und Trug, durch Lug und Täuſchung ſtürzen."

Wie es Menſchen gab und noch gibt, die jenem dämoniſchen Walten, das zuweilen ſich aller unſrer Kräfte bemächtigt, einer böſen, uns

feindlich geſinnten Macht zuſchreiben wollen; ſo bot Wallenſtein alle Schärfe ſeines Geiſtes auf, gerade dieſen dunklen Punct in ſich heilig zu ſprechen. Was die große ungebildete Menge ſo gern den Träumen aufzubürden pflegt, das wälzte dieſer Mann der Lichtatmosphäre entfernter Weltkörper zu. Der ganze weite Himmel mit all' ſeinen Sonnen, ſeinen Fix- und Wandelſternen, war das Traumbuch, in dem er forſchend las, das er deuten ließ und ſelbſt deutete und in deſſen flammend durch einanderlaufende Hieroglyphenſchrift er als wahnſinniger Zauberer ſeine eigenſte Seele warf.

Von den gewaltigſten Gedanken ergriffen, floh ihn der Schlaf. Er trat in's Vorgemach, wo dienſthabende Pagen auf purpurnen Seſſeln Bruſt an Bruſt harmlos ſchlummerten. Das gedämpfte Licht einer Lampe, die in Geſtalt eines ſilbernen Schwanes von dem Gewölbe herabhing, beleuchtete ſanft die heitern Züge der Schlummernden. Wallenſtein verweilte einige Minuten bei den Schläfern, doch verrieth ſein ſtrenges Antlitz nichts von dem, was in ſeiner Seele vorgehen mochte. Lautlos ſchritt er dann durch einen Corridor, welcher nach der großen Halle

führte, von der aus man den Schloßraum überſehen konnte. Hier glimmten noch einige Feuerbrände, Fackelſtümpfe lohten mit grellem Flammenſchein hie und da auf, wenn die Nachtluft ſie traf, und zuckende Lichter gaukelten über die wunderlichen Gruppen der vielen hier zuſammengedrängten Schläfer.

Was ſollte Wallenſtein mit all' dieſen Menſchen, ſo verſchieden an Denk- und Sinnesart, ſo wenig erprobt in ihrer Treue, anfangen! Edelleute, Bürger, Bauern, Zigeuner — ſie alle hatte jetzt das Unglück gleich und einander ergeben gemacht; durfte er hoffen, daß gleiche Treue der Ausdauer ſie auch unter veränderten, glücklicheren Verhältniſſen begleiten werde? Er wagte nicht, dieſe Frage zu beantworten, nur die Zuverſicht, mit welcher er auf die Verwirklichung ſeiner Pläne rechnete, beſtärkte ihn in der gewonnenen ſtolzen Ruhe, die ihn nie und nirgends verließ.

Er wollte eben, durch den kühlen Hauch der Nacht erquickt, ſich wieder zurückziehen, als er einen Schatten an der Thür der Halle bemerkte. Einen Augenblick war er unſicher, ob es das Abbild ſeiner eigenen Geſtalt, von der

Dämmerung gegen die Wand geworfen, ſei, bald aber gewann er die Ueberzeugung, es befinde ſich noch Jemand mit ihm in demſelben Raume. Er ſchritt raſch auf den Schatten zu und rief ihn an. Ein paar funkelnde Augen blitzten ihm entgegen, ein todtenbleiches Geſicht, von langen braunen Locken umflogen, war auch in der Dunkelheit erkennbar.

„Wer biſt Du und was ſuchſt Du hier?“ fragte der Herzog.

„Ich wollte an dem Lager meines Vaters knieen und um ſeinen Segen flehen. Wenn der Schlaf ein glücklicheres Daſein in ihm erweckt, liebt er mich wieder, ſonſt aber hat ſeine Hand das Segnen und ſein Mund das Freiſprechen verlernt.“

„Wer iſt Dein Vater?“

„Nikol von Bedrucicz, der Pfarrer von Braunau,“ erwiederte Libuſſa.

„Hat man Dich denn von Deinen Aeltern getrennt, armes Kind?“ fragte der Herzog in auffallend mildem Tone. Der Gedanke, daß er der einzigen Tochter des Mannes gegenüber ſtehe, der mittelbar der Urheber ſeiner jetzigen Größe war, beſchlich ihn mit eigenem ſchauer-

lichen Nachklang. „Du ſcheinſt viel Herzeleid erduldet zu haben, liebe Kleine, fuhr er fort, „doch verzage nicht! Dein Schickſal wird und muß ſich wenden, wenn Du von den Strahlen meines Sternes berührt worden biſt.“

„Deine Sterne ſind falſch,“ verſetzte Libuſſa mit Leidenſchaft. „Als ich noch glücklich war, hing mein Herz an ihrem Glanze und warm, wie Odem der Liebe, fiel ihr Schimmer in meine Seele. Jetzt aber weiß ich, daß ſie falſch ſind. Sie haben meine Mutter umgebracht und dem Vater durch ihre erbarmungsloſe Kälte den Verſtand gelähmt, daß er nicht mehr einſehen kann, wie Unrecht es iſt, wenn ein Vater ſeiner Tochter flucht.“

„Unglück iſt immer ungerecht,“ ſagte Wallenſtein. „Aber, was haben die Sterne mit Deinem kleinen Schmerz zu thun, liebes Mädchen? Wem ſie leuchten, der wandelt im Glück, der Unglückliche hat keine Sterne!“

„Biſt Du ſo glücklich, dann zeige mir den Vater.“

„Wo haſt Du Deinen Bruder gelaſſen?“ fragte Wallenſtein.

„Ich habe keinen Bruder.“

„So iſt der ſchöne lebhafte Knabe ein Vetter von Dir?“

„Er iſt mein Sohn,“ verſetzte Libuſſa ſtolz und hart.

„Lebt Dein Mann noch?“

„Ja.“

„Iſt er unter den Uebrigen?“

„Für einen Mann biſt Du ſehr neugierig,“ entgegnete Libuſſa. „Wär' ich ſo glücklich, wie Du, ich hätte die Bitte einer Unglücklichen ſchon längſt erfüllt. Aber die Männer und zumal die Glücklichen, ſind alle hart und falſch und kalt, wie die Sterne, die ſie ſo hoch verehren.“

Unwillig wollte ſich Libuſſa entfernen. Wallenſtein ergriff jedoch ihre Hand und hielt ſie zurück. „Die Tochter des Pfarrers von Braunau ſoll von dem Friedländer nicht ſagen, daß er ſich vergeblich habe bitten laſſen. Biſt Du ungerecht und lieblos, nun, ſo haſt Du eine Entſchuldigung dafür in Deinen Leiden. Komm; ich glaube wohl, das Schlafzimmer Deines Vaters werde ich finden.“

Er führte nun das Mädchen durch mehrere ſich kreuzende Gänge und öffnete dann ein kleines, bequem eingerichtetes Zimmer. Bläulich

ſchimmerten durch das ſchmale, hohe Fenſter einige Sterne und verbreiteten ein dürftiges Licht in dem Gemache. Am Boden auf über einander gelegten Teppichen ruhte die verkümmerte Geſtalt des Pfarrers von Braunau. Libuſſa kniete neben dem Lager nieder. — Der Herzog beabſichtigte nicht, das Gebet der Tochter am Bett des ſchlummernden Vaters ſtören zu wollen, als er aber ſchon im Begriff war, die Thür hinter ſich zu ſchließen, feſſelten ihn doch die lauten leidenſchaftlichen Worte der Betenden.

„Vater," flehte Libuſſa, „im Schloſſe des reichen Friedländers, deſſen Adern von dem Blute unſrer Brüder ſchwellen, bei dem Groll, den ich gegen ihn und gegen Alles, was katholiſch iſt, hege, und bei dem Schmerz und Jammer, der über Dich gekommen iſt, Du armer Vater, beſchwöre ich Dich, lege Deine Hand auf mein ſündiges Haupt und ſegne mich!"

Ein hohles Schluchzen erſtickte die Stimme des Mädchens, während der Herzog bemerken konnte, daß ſich wirklich die Hand des Schlummernden erhob und gegen die Knieende eine Bewegung machte. Auch unartikulirte Töne, die

Wallenſtein unverſtändlich blieben, ſtammelte der ſchlafende Greis.

„Gut, gut,“ flüſterte Libuſſa, „es iſt ſo noch beſſer. Das Kind werde geſegnet, wenn auch die Mutter den Fluch mit ſich herumtragen muß bis an's Ende der Tage.“

Sie ſprach noch lange fort, aber ihr heftiger wiederkehrendes Schluchzen machte die ferneren Worte völlig unverſtändlich. Wallenſtein verließ mit vorſichtigen Schritten das Zimmer. „Es muß, es ſoll anders werden!“ gelobte er ſich auf dem Rückwege in ſein Kabinet. „Dieſer fanatiſche Krieg, in welchem blind wüthend Meinung gegen Meinung ficht, muß in einen Eroberungskampf, in ein politiſches Waffenſpiel verwandelt werden. Ein großes, einiges, deutſches Weltreich, das ſei die Loſung, das ſei der Zweck, für den Hunderttauſende die Schwerter ziehen ſollen. Weg mit allen Einzelnintereſſen! Zertreten mit ehernem Fuß werde die Ohnmacht aller Reichsfürſten, die immer zerſtören und nie etwas aufbauen. Was dann den Völkern frommt, fällt als reife Frucht dem politiſchen Reformator in den Schooß!“

Unter ſolchen Gedanken beſchlich auch Wallenſtein der Schlaf, mit wechſelnden Traumbildern

seine stolzesten Hoffnungen nährend. Als er früh am Morgen wieder erwachte, ward er durch einen Eilboten aus Wien angenehm überrascht. Er brachte ihm Depeschen vom Kaiserhofe und nicht lange dauerte es, so liefen ebenfalls Briefe aus Baiern von dem neuen Churfürsten Maximilian ein.

Der Ausdruck des höchsten Triumphes strahlte auf Wallensteins stolzen Zügen, als er den eigenhändigen Brief des Kaisers achtsam durchlesen hatte. Ferdinand schrieb in gnädig bittenden Worten, die freilich noch immer die Hülle eines freundlichen Befehles trugen, daß er seinen getreuen Freund und Diener in Wien erwarte. Aus jedem Wort lugte die qualvollste Bedrängniß des kaiserlichen Hofes, die Rathlosigkeit selbst der politisirenden Priester hervor. Wovon Wallenstein schon seit Monaten überzeugt war, das hatte sich jetzt endlich erfüllt. Die geschwächten Truppen der Liga konnten den wachsenden Feinden des Kaisers nicht länger widerstehen; denn der vertriebene Mannsfeld war plötzlich mit frischen Truppen und voller Börse aus England zurückgekehrt und der tolle Christian von Braunschweig ihm in Sinn und That verbunden.

Zugleich war der Dänenkönig über die Elbe gegangen, hatte manchen Vortheil errungen und drängte, längs der Weſer hinſtreifend, den ligiſtiſchen Feldherrn in's Braunſchweigiſche und Heſſiſche zurück. Tilly ſelbſt unerſchrocken und nie beſiegt, mußte ſeinem Lehnsherrn geſtehen, daß ohne neue Truppen in großer Anzahl, vor Allem aber ohne durchaus neue Organiſation des Heeres in Bezug auf Löhnung, ein bleibender Vortheil gegen die vereinigte Macht des Feindes nicht mehr zu erringen ſei.

Mit ſolchen Nachrichten waren beide Briefe angefüllt und die beigefügten Wünſche, den erfahrenen Herzog zu ſprechen, verhießen Wallenſtein im voraus, daß ſein Ziel bald erreicht ſein werde. Wie hätte er jetzt noch an der Untrüglichkeit der Sterne, an der tiefſinnigen Kunſt der Aſtrologie zweifeln können! Da lag das geheimnißvolle Pergament vor ihm mit den ſtrahlenden Zauberkreiſen, die ſeine außerordentliche Lebensbahn, ſein ſteigendes Glück verkündeten, und faſt im nämlichen Augenblick trat das Schickſal ſelbſt in ſein Gemach und ſprach zu ihm: Du biſt der Mann der Zeit, komm und vollende Deine Sendung!

„Die Sterne wollen es!“ ſprach er, geheimnißvoll die Blicke zum Himmel erhebend, während er die Briefe wieder zuſammenfaltete. „Wenn ich Dich umfaſſe, Schickſal,“ fuhr er feierlich fort, „feſt und eiſern, wie dieſe Rolle, die in Zeichenſchrift Dich mir gegeben, wirſt Du mir dann auch ſo treu bleiben, wie ich ausdauernd an Dir halten werde? Oder wirſt Du mich einſt verlaſſen, mich verrathen, mit Bildern und Zeichen meine Wünſche täuſchen und als ein falſches Zifferblatt mir eine Zeit vorlügen, die nicht vorhanden iſt in dieſer irdiſchen Welt? — Nun, in dieſem Fall ſei Krieg zwiſchen der trotzigen Kraft des Hauſes Friedland und Dir, ſo lange eine Sehne dieſes Körpers zuſammenhält! Aber wie — zweifeln? Der Wankelmuth iſt's, der jene himmliſchen Kräfte gegen uns erbittert.“

Wallenſtein war ſchnell mit ſich einig. Mit jener Beſonnenheit und Umſicht, die von jeher ſeine Handlungen ausgezeichnet hatte, antwortete er ſowohl dem Kaiſer, wie dem Churfürſten, verwies Dieſen auf ihren gemeinſamen Gebieter und ſagte Jenem mit der Bereitwilligkeit eines treu ergebenen Dieners ſeine Ankunft in Wien zu. Hierauf begab ſich der Herzog zu ſeiner Gemah-

lin und kündigte ihr seine baldige Abreise an, auch hier strenge Kürze der ermäßigenden Milde vorziehend. Es lag ein eigener Stolz in seinem Tone, als er sprach:

„Ich kann nicht voraus bestimmen, was mein Ruf nach Wien für Folgen haben wird. Ich vermuthe einen neuen Feldzug, und mir wär's ganz recht, ging's gegen den Türken. Du bleibst unterdeß hier und erwartest meine Anordnungen. Für die Leidenden, die ich gestern aus Mitleid, oder, wenn Du willst, zum Glück, in's Schloß gebracht habe, trage Sorge. Später werde ich auch über sie verfügen. Dem alten Ritter magst Du recht freundlich begegnen. Desgleichen nimm Dich seiner Enkelin an und was dieser ergeben ist. Ich will, daß man von mir sage, ich sei uneigennützig und großmüthig. Unter den Aufgehobenen gibt es ein paar Frauen oder Mädchen, die von sonderbarer Gemüthsart zu sein scheinen. Mit diesen, wünsche ich, daß Du Dich in Verbindung setzest, Isabella. Wesen solcher Art haben Einfluß auf den gemeinen Mann. Gib ihnen Geschenke, daß sie vertraulich und mittheilsam werden. Denn, Gott's Schand', sie müssen bleiben und wirken helfen! Das übrige

Volk wird sogleich untergebracht werden, damit es Dich nicht weiter beläſtigt."

„Du haſt doch nichts Gefahrvolles vor, Albrecht?" verſetzte Iſabella mit duldender Ergebenheit. „Ich weiß, daß Du mit Zenno vielfach verkehrt, auch den tückiſchen Böhmen in Dienſt genommen haſt. O, denke bei Allem, was Du thuſt, auch an die Zukunft Deiner Tochter und traue nicht blindlings den Sternen!"

„Zweifelſt Du ſchon ſo früh an der Wahrheit ihrer Verheißungen?" erwiederte Wallenſtein rauh. „Bekämpfe dieſe Zweifel, Iſabella. Ich will es. Sie möchten ſonſt als freundliche Masken in das Lager meines Geiſtes dringen und mir Schaden zufügen. Was ich durch die Sterne weiß, ſteht feſt, wie der Koloß dieſer Erde!"

Mit dieſen feierlich geſprochenen Worten verließ er ſeine Gemahlin und beſchied Seſyn zu ſich. Dieſer war durch ſein überlegtes Benehmen bei Aufhebung der Zigeuner und Flüchtlinge außerordentlich in Wallenſteins Gunſt geſtiegen. Er liebte es, Männer in ſeinem Dienſte zu haben, die bei ſcheinbarer Unthätigkeit doch handelten und dann wieder bei anſcheinend großer Kraftanſtrengung überaus müſſig ſein konnten.

„Dein Probeſtück haſt Du gut beſtanden, Seſyn," ſagte der Herzog. „Es iſt nunmehr meine Pflicht, ebenfalls Wort zu halten. Ich verreiſe, vielleicht ſchon morgen. Auf dieſer Reiſe wirſt Du mich begleiten, meines Winkes jederzeit gewärtig ſein. Doch hab' wohl Acht! Du mußt ſtumm und taub ſein können, wenn ich es verlange, denn Alles, was in meiner Nähe vorgeht, iſt von heut' an bedeutend. Ein einziges Wort, zur Unzeit geſprochen, könnte die Weltgeſchichte ändern, Dich aber, mein Sohn, auf eine unangenehme Höhe hinaufheben."

„Durchlaucht," erwiederte Seſyn, „Unglück macht weiſe."

„So denk' ich auch. Haſt Du Freunde bei Deinen bisherigen Gefährten, ſo benutze die Zeit, mit ihnen Abrechnung zu halten. Du biſt von jetzt an Dein eigener, unbeſchränkter Herr, bis ich Dich rufen laſſe."

„Dieſe Gnade weiß ich zu ſchätzen," ſagte der Böhme mit feinem ironiſchem Lächeln. Wallenſtein's Auge traf ihn wie eine Flamme. „Gnade?" wiederholte er verächtlich. „Biſt Du denn ein Hund, daß Du mit dem Schwanze wedeln mußt, wenn Dein Herr aus Pflicht Dich

füttert? Wiſſe, Seſyn, daß der trotzige Menſch in Dir mir beſſer gefallen hat, als dieſer demüthige Rücken, den das kaiſerliche Hofgeſinde Compliment betitelt. Den Mann will ich ſtolz und hart haben und müßte ſeinethalb der Himmel zerſplittern. Jetzt geh'!"

„Sie ſollen den Mann in mir kennen lernen, Hoheit," verſetzte Seſyn und verließ das Cabinet des Herzogs mit unbezwingbarer Hochachtung vor einer ſo unbändig ſtolzen Seele.

Die noch übrige Zeit ſeiner Abreiſe benutzte Wallenſtein theils zu Befehlen an ſeine Landeshauptleute, theils zu Verordnungen in Bezug auf Unterbringung der ihm wichtigen Zigeuner. Um ſie gleich von Anfang an nur an ſeine Perſon zu feſſeln, gab er ihrem Anführer, dem unternehmenden Zaponik, verſchwenderiſche Geſchenke und ernannte ihn zum Aufſeher einer vor Kurzem angelegten Stuterei unweit Gitſchin. Denn wie geſchickt der freie Sohn der Natur mit Pferden umzugehen wiſſe, war ihm nicht entgangen. Ueberdies geſtattete er ihm noch freie Jagd. Dies Alles trug bei, auch die übrigen Zigeuner in Schranken und beiſammen zu halten, wodurch er eine zwar kleine, aber verwegene Schaar der

gewandteſten Männer ſich erzog, die er nach Luſt und Belieben zu jeder kühnen That gebrauchen konnte.

Am dritten Tage nach der Expedition in's Gebirge brach Wallenſtein mit einem Gefolge von nahe an hundert Mann von Rochoſecz auf. In Gitſchin, wo er mehrere Tage Raſttag hielt, um die dortigen großen Bauten, die Anlage der ſchönen Allee nach Waldiz zu beſichtigen und der Grundſteinlegung der Karthauſe an letzterem Orte beizuwohnen, verdoppelte ſich die Zahl ſeiner Begleiter, da ihm Alles daran lag, in Wien mit der ſeinem Rang und Reichthum gebührenden Pracht einzuziehen. Der glänzende Zug des ſtolzen Friedländers verließ im September 1624 Gitſchin und bewegte ſich langſam auf der Straße nach Ollmütz fort, von gaffenden Landleuten mit furchtſamen Blicken angeſtaunt und ſtreckenweiſe begleitet. Kepplern hatte Wallenſtein in dieſer Zeit nur ein einziges Mal flüchtig geſprochen. Die abweiſende Kälte des Herzogs ſagte dem Gelehrten, daß ſein Glücksſtern nach kurzem Schimmern bereits im Sinken, wo nicht im Untergehen begriffen ſei.

Dem geräuſchvollen Treiben auf Schloß Rochoſecz folgte unmittelbar nach der Abreiſe des Herzogs eine faſt beängſtigende Stille. Seinen Anordnungen gemäß wurden die von ihm Beſchützten durch Landeshauptleute an verſchiedenen Orten untergebracht, die Kaufleute, indem man ihnen für Wallenſtein's Rechnung ein Geſchäft in Gitſchin eröffnete, die Handwerker bei den Bauten, verſprengtes Kriegsvolk und Zigeuner in den Forſten. In Rochoſecz blieben außer den beiden Mädchen nur Ritter Harant und der Pfarrer von Braunau.

Eingedenk der Wünſche ihres Gemahls ließ Iſabella zuerſt des Pfarrers Tochter zu ſich rufen. Ihr leidenſchaftliches Betragen gegen den wilden Knaben war der Herzogin beſonders aufgefallen. Mit weiblichem Scharfſinn zog ſie Schlüſſe daraus, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Libuſſa erſchien, den ſchönen Knaben an der Hand. Sie beſaß noch, trotz ihrer unverkennbaren Verwilderung, Sitte genug, um ſich vor der hohen Frau ehrerbietig zu verbeugen und ihrer Befehle harrend an der Thür ſtehen zu bleiben. Die Herzogin war allein mit Theodora,

die neben ihr auf einem Tabourett saß und ein Kupferwerk durchblätterte.

„Tritt näher, liebes Kind," redete die Fürstin Libussa an mit jener freundlichen Herablassung vornehmer Personen, die vertraulich scheint und auf niedrig Gestellte ermuthigend wirkt. „Ich höre, daß Du eine Verwandte des blinden Ritters und durch schweres Unglück in die jetzige, Deiner Abstammung so unwürdige Lage gekommen bist. Kannst Du mir vertrauen, so werde ich es gern sehen, wenn Du mir als Gesellschafterin immer zur Seite bleiben willst."

„Meine Gesellschaft, gnädigste Fürstin, würden Sie nicht lange ertragen," versetzte Libussa. „Ich bin sehr oft melancholisch und mein unglückliches Temperament verwundet Feind und Freund. Ich bin stolz, rechthaberisch, leidenschaftlich und — protestantisch."

„Dann kann es Dir nur dienlich sein, wenn Du eine so unbändige Natur zügeln lernst. Umgang bildet, Ruhe Anderer nöthigt auch Heftige zu besonnenem Handeln."

Libussa schüttelte unwirrsch ihren dunklen Lockenkopf. „Nein," sagte sie herb mit herzlosem Flimmen ihres weitgespaltenen Auges, „es würde

mein Unglück noch vergrößern. Ich bedarf der Härte, der Unruhe, der Unbändigkeit meines Naturells, um das mir gefallene Schicksal zu erfüllen. Wie sollte ich als duldendes, fügsames Weib diesen Knaben erziehen?"

„Mein Gemahl wird ihn gern den Vätern Jesuiten übergeben. Es sind weise und gelehrte Männer und man behauptet, daß sie die Erziehung der Jugend wie Wenige verstehen."

„Bruno soll kein Heuchler, er soll ein Krieger werden. Wild und unbändig will ich den Burschen, denn er soll sich und seine Mutter rächen."

„Du bist krank, Libussa. Die vielen Unglücksfälle haben Dein Herz mit Bitterkeit erfüllt, aber liebevolle Leitung wird diesen fremden Tropfen aus Deinem Blute scheiden und die Milde, die Sanftmuth, die Geduld, die Liebe, diese höchsten Zierden des Weibes wieder als schirmende Engel Dir zuführen. Bleibe bei mir, ich will Dir und Deinem Knaben Mutter sein."

Libussa senkte ihr Lockenhaupt. Sie schien einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen. Nach einer Weile richtete sie sich wieder empor. Feste Entschlossenheit sprach aus ihrem schneidend kalten

Blick. „Es geht nicht, gnädigſte Fürſtin, es iſt wider mein Gelübde.“

„Ach,“ verſetzte die Herzogin, betrübt aufſeufzend, „iſt es noch nicht genug in dieſen blutigen Zeiten, daß Männer Gelübde der Rache thun und vollziehen, müſſen auch noch zarte Frauen die zahlloſen Greuel vermehren helfen? Setze Dich zu mir und erzähle mir, was Dich betroffen hat, daß Du Dein Geſchlecht ſo ganz verleugnen kannſt! Komm; Bruno ſcheint ſich mit Theodora recht gut zu vertragen. Sieh, wie ein kleiner geborner Ritter ſchiebt ihr der holde Knabe den Tiſch heran.“

„Er iſt auch ein Ritter und ſoll ein tapfrer Krieger werden. Nicht wahr, Bruno?“

„Ja, ich will alle Katholiken todtſtechen und —“

„Nicht ſo viel geplaudert!“ befahl Libuſſa und ihr ſtrenger Blick brachte den Knaben ſogleich zum Schweigen. Dann folgte ſie der wiederholten Aufforderung Iſabellens und begann die Erzählung einer Lebensgeſchichte, die uns zum größten Theil ſchon bekannt iſt. Nur den Schluß haben wir hier nachzuholen, um über einige noch in Dunkel gehüllte Begebenheiten das nöthige

Licht zu verbreiten. Um nicht als bloße Berichterſtatter in den kühlen Ton gewöhnlicher Erzähler zu verfallen, laſſen wir die lebhafte Libuſſa ſelbſt ſprechen. Ihre Erzählung beginnt unmittelbar nach Pappenheim's Entfernung aus dem Hauſe des Ritters am Tage der furchtbaren Hinrichtung in Prag.

„Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte und nun in einſamer Kammer das Vergangene nochmals überdachte, fühlte ich mich grenzenlos unglücklich. Ich kam mir verächtlich vor, denn ich hatte ja im Wahn der Leidenſchaft verſprochen, die Frucht einer raſenden Liebe der Kirche zu weihn, für die Viele meiner Angehörigen Blut und Leben gelaſſen hatten. Verachtung glaubte ich in Margaretha's Augen, im blöden Anſtarren des Ritters, in Seſyn's kalter Höflichkeit zu leſen. Ich war der Verzweiflung nahe und ſann darauf, mir das Leben zu nehmen. Gewiß hätte ich meinen Vorſatz ausgeführt, wäre nicht das Muttergefühl, das allgemach in mir erwachte, ſtärker geweſen. So beſchloß ich zu leben, indem ich mit vollem Bewußtſein vor dem Altar knieend mir gelobte, das Kind, das ich gebähren ſollte, der Rache zu erziehen. Einen ſo fanati-

schen Protestanten aus ihm zu machen, wie sein Vater ein fanatischer Katholik ist, war und wird mein Wille bleiben, so lange ich athme."

„Noch wußte Niemand um meinen Zustand, nur Margaretha ahnte ihn. Sie behandelte mich mit der Geringschätzung einer Tugendheldin, die sich in ihrem festen Panzer sicher fühlt vor aller Verwundung. Ich trat ihr schroff entgegen. Stolz und Hohn erwiederte ich mit Bitterkeit und ätzender Galle. Der Unfriede wuchs von Tag zu Tage, er störte endlich die Ruhe des stumpf gewordenen Ritters. Inzwischen war meine Mutter vor Schreck gestorben, als ich ihr meinen Zustand entdeckte. Ohne Thränen begleitete ich sie zu Grabe und verließ an demselben Tage Prag, um, von Sesyn geleitet, zu meinem Vater zurückzukehren, der mich wiederzusehen begehrte.

„Damals kannte ich Sesyns Wesen und Charakter nicht so, wie ich ihn später kennen lernte. Ich haßte ihn, weil ich glaubte, daß er mich verhöhne und in tiefster Seele verachte. Ihm zu entfliehen war mein fester Wille. Nichts konnte bei damaliger Aufregung leichter sein. Die Verfolgungen der Protestanten hatten ihren Anfang genommen, die Confiscationen waren im

vollen Gange. Wer nicht katholisch werden wollte, mußte, auch wider Willen, in Eilmärschen das Königreich verlassen. Es waren daher alle Heerstraßen mit Zügen von Auswanderern bedeckt. Allein die Fliehenden konnten nicht ungestört die Grenzen erreichen. Die Bekehrungsdragoner, von Kapuzinern und Dominicanern angeführt, begannen ihr entsetzliches Werk des Katholischmachens in allen Kreisen. Böhmen glich einem unermeßlichen Räuberlager. Nur in den dichtesten Wäldern, in Schluchten und Felshöhlen war noch einige Sicherheit. So kam es, daß wir bald in das Getümmel eines Bekehrerhaufens geriethen, der sich widerrechtlich auf Auswanderer geworfen hatte. Sesyn nahm Partei für die Flüchtlinge, und da ich inzwischen unbeachtet blieb, benutzte ich den glücklichen Augenblick und floh zu Fuß in den nahen Wald.

„Niemand verfolgte mich. Noch lange hörte ich hinter mir den Lärm des Kampfgetümmels, von dem ich mich weiter und weiter entfernte. Die Angst, überfallen zu werden und mein Zustand ermatteten mich bald. Kaum vermochte ich noch meine Füße fortzuschleppen und in der unterdeß hereingebrochenen Dunkelheit einem lichten

Schein zuzukriechen, den ich von Zeit zu Zeit durch das Walddickicht schimmern sah. Ich hoffte, es werde eine Köhlerhütte sein. Statt deren gerieth ich in ein lebhaftes Zigeunerlager. Meine Furcht vor den verwilderten braunen Gestalten, die um die Feuer bald hockten, bald tanzten, war unnöthig gewesen. Sie kamen mir freundlich entgegen, trugen mich in ihr bestes Zelt, bereiteten mir das weichste Lager und wußten meine hinschwindenden Kräfte durch arzneihaltige Kräutergetränke bald wieder zu stärken. Hier lernte ich die sinnende Drionda und Zaponik's Gattin, die ernste, weise, prophetischbegabte Ismeila, kennen. Sie ließen mich nicht mehr von sich und ich blieb gern, da ich jede Stunde meine Entbindung erwartete. Unter Ismeila's verständigem Beistande gab ich jenem Knaben das Leben. Kaum war ich wieder genesen, als meine Beschützer, durch das Vordringen der Bekehrerhorden unsicher gemacht, ihr Lager abbrachen und weiterzogen. Durch Thal und Schlucht kamen wir an die Iser und nahmen Besitz von der tief versteckten Höhle, die uns Schutz gewährte, bis Euer hoher Gemahl uns daraus verjagte. Auf unserm Wege dahin begegneten wir einzelnen,

in den Wäldern umirrenden Bauern, die Kunde von der abermaligen Vertreibung aller Pfarrer brachten, welche einen Rücktritt in die Mutterkirche entschieden abgewiesen hatten. Auch der Name meines armen Vaters wurde genannt. Meine Bitten vermochten Zaponik, mit einigen der Kühnsten in die Gebirge aufzubrechen, wohin er sich angeblich geflüchtet hatte. Ihre Bemühungen wurden belohnt. Sie fanden den gebeugten Greis kraftlos, dem Tode nahe, umgeben von Einigen seiner ehemaligen Beichtkinder, die gleich herbes Loos mit ihm theilten. Die Nennung meines Namens ermunterte ihn und die Freude, nach so langer Trennung sein Kind wiederzusehen, gab ihm Kraft und Muth. Er trat in die Höhle, ich stürzte mit freudigem Schluchzen an seine Brust — da riß mich das Gewimmer meines Kindes aus seinen Armen. Es war der letzte glückliche Augenblick meines Lebens. Ich hörte den Fluch des entehrten Vaters wie einen Donner betäubend über mein Haupt fortrollen, sah die gebeugte Gestalt zusammenbrechen und habe ihn von Stund an nicht mehr lächeln sehen. Er war tiefsinnig, geisteskrank geworden. Nur sein Amt verwaltete er in ge-

wohnter Weiſe bei denen, die ſich nach und nach als Proteſtanten zu uns ſammelten."

„Indeß lebte ich nur der Pflege meines Vaters und des Knaben, der, wenn ſchon mein Unglück, doch auch wieder der ganze Stolz meines elenden Lebens ward. Von meinen Verwandten in Prag hörte ich nichts, bis der Zufall ſie ebenfalls in unſern Verſteck führte. Unter Proteſtanten war dieſer bekannt, da die Zigeuner oft auszogen, um bei ſolchen, die ſcheinbar katholiſch geworden waren, Lebensmittel für uns zu ſammeln. Sie erhielten den Auftrag, neue Flüchtlinge, die obdachlos im Lande umherirrten, zu uns zu führen. Auf ſolche Weiſe gerieth auch Ritter Harant mit Margaretha und Seſyn wieder zu uns, und ohne die verunglückte Expedition, wobei der ſchlaue Böhme in des Herzog's Hände fiel, würde unſer Schlupfwinkel wohl noch lange unentdeckt geblieben ſein."

Libuſſa ſtand auf und wollte ſich entfernen. Sie rief den Knaben vom Spiel mit Theodora ab und drückte ihn unter Liebkoſungen an ihre Bruſt.

„Armes Kind," ſagte die Herzogin, „Du haſt Schweres erlitten. Doch hoffe ich, Dein

grollendes Herz wird unter liebevoller Pflege allen sanfteren Gefühlen wieder zugänglich werden. Nimm dies zum Andenken an die Friedländerin und vergiß nicht, daß Du in ihr eine stete Beschützerin gefunden hast."

Die Herzogin nahm ein kostbares Perlenband von ihrem Nacken und hing es Libussa um. Ein Lächeln weiblicher Eitelkeit blitzte in den Mienen der Böhmin auf. Im Auge glänzte seit langer Zeit wieder einmal der erwärmende Funken reinen Glückes. Sie dankte, vielleicht wider Willen, mit lebhaften Worten und küßte der hohen Geberin die Hand. Dann aber riß sie mit alter finstrer Wildheit den Knaben mit sich fort, indem sie laut zu ihm sprach: „Laß uns fliehen, die süßen Redebrocken der Großen vergiften unsere heiligsten Gelübde."

Ohne sich nochmals umzukehren ging sie raschen Schrittes aus dem Gemache, die erschütterte Herzogin ihrem trüben Nachdenken überlassend.

Einsamkeit und theilnehmende Besorgniß um ihren fernen Gemahl ließen die Herzogin häufig die

Gesellschaft Zenno's wünschen und suchen. — Ihr erstes Zusammentreffen mit diesem Mann war ihrem Gedächtnisse nicht wieder entschwunden. Art und Ausdruck seiner Rede hatte wenigstens eine fortdauernde Spannung in ihr hervorgerufen, die in Folge der eingetretenen Ereignisse noch gesteigert worden war. Ohne zu wollen, vertraute sie dem Astrologen und sah es gern, wenn er eifrig den Himmel beobachtete und seinen späteren Mittheilungen darüber das Glück ihres Gemahls ihr in wachsender Größe zeigten. Einige Wochen genügten, ihr die Gesellschaft des Italieners zum täglichen Bedürfniß zu machen. Trafen dann Briefe aus Wien von dem Herzoge ein, so war sie entzückt, wenn darin vorkommende Andeutungen mit Zenno's räthselhaften Aussprüchen übereinstimmten oder doch so erklärt werden konnten.

Nach dem Wunsche ihres Gemahls hatte Isabella mit den neuen Schloßbewohnern Verbindungen angeknüpft. Ritter Harant und Margaretha waren häufig um sie, Libussa, nur erträglich in freier Willkür, kam und ging mit ihrem Knaben, wie es ihr Neigung und Leidenschaft geboten. Orionda, des Spieles der böh-

miſchen Zither kundig, unterhielt die Herzogin oft damit, wenn ſie mit dem greiſen Ritter ein bedeutendes Geſpräch führte; ſelbſt in die Unterhaltung ſie zu ziehen, wollte ihr nicht gelingen. Ihre Antworten blieben ſtets abgeriſſen und undeutlich, oder hatten eine ſo eigenthümliche Faſſung, daß man ſie nach Belieben deuten konnte. Das ſeltſame Mädchen verläugnete in dieſer Beziehung nicht einen Augenblick ihre Abſtammung. Nur Libuſſa's Vater blieb dem Kreiſe der Herzogin gänzlich entzogen. Er kränkelte an Geiſt und Körper und es ſtand zu beſorgen, daß die heftigen Stürme einer Reihe ſchreckenvoller Jahre den Reſt ſeiner ſchwachen Kräfte bald aufreiben würden.

Je länger nun Iſabella dieſe verſchiedenen Hausgenoſſen beobachtete, deſto lieber gewann ſie dieſelben. Sie machte ihr Schickſal zu dem ihrigen, indem ſie gern dem Befehle des Herzogs gehorſamte und feſt entſchloſſen war, ſie nicht mehr von ſich zu laſſen. Auf ihre Veranlaſſung verwendete ſich Wallenſtein ſogar beim Kaiſer für den vertriebenen Ritter, und Ferdinand, der dem reichen Fürſten gern gefällig war, erſtattete dem Greiſe ſeine Güter zurück, worauf

der Herzog im Namen des Ritters deren Verwaltung durch treue Leute besorgen ließ. Nach und nach gewöhnte sich auch Orionda an das anmuthige Wesen Isabella's so sehr, daß sie auf gestellte Fragen etwas bestimmtere Antworten gab. Und so brachte die Herzogin in Erfahrung, wie das wunderliche Kind wahrscheinlich im südlichen Tyrol oder Friaul geboren sein mochte. Wenn sie sich die Tochter des Himmels und der Schlange nannte, so fand dies eine Erklärung in der Annahme, daß ihre Wiege unter freiem Himmel auf einsamer Berghöh gestanden haben mochte, wo sie frühzeitig mit der Thierwelt vertraut worden war. Einen Vater hatte sie nie gekannt. Erst in späterer Zeit war Zaponik ihrer Mutter Gemahl geworden. Sie beklagte oft den Tod der schönen zahmen Natter, die sie Stella nannte, und behauptete, von ihr die Schicksale der Menschen und ihr eigenes erfahren zu haben. Jetzt könne sie nur ahnen und vermuthen.

Solche Erzählungen machten einen tiefen Eindruck auf die Herzogin. Namentlich wenn Orionda sprach oder zum Klang der Zither ein Zigeunerlied sang, lag für sie in den bewegten

Zügen des Mädchens ein wunderbarer Zauber. Das zartgebaute Weſen mit dem wahrhaft goldenen Haar hatte ſo gar wenig Zigeunerhaftes, ja täuſchte und umrankte ſie mit Aehnlichkeiten, daß ſie eine liebevolle Neigung zu ihm faßte. Ab und zu erſchien auch Ismeila in Rochoſecz, doch immer nur auf kurze Zeit. Die Herzogin konnte nie mit ihr ſprechen.

Noch mehr ward Iſabella's Aufmerkſamkeit auf Orionda geleitet durch Zenno's Ausſprüche. Dieſer Mann wollte im Fortgang ſeiner ſideriſchen Beobachtungen die Entdeckung gemacht haben, daß das Geſchick dieſes Mädchens mit dem des Herzogs auf's Innigſte verflochten ſei, ja er vermuthete ſogar, daß in ihr dem Herzoge ein Schutzengel an die Seite gegeben worden ſei, den man nicht leichtſinnig entfernen dürfe! Dies und Wallenſteins eigene Worte mußten Iſabella mehr und mehr beſtimmen, Orionda ganz an ſich zu feſſeln und durch Geſchenke auch deren Mutter ſich günſtiger zu ſtimmen. Denn es ſchien, als habe Ismeila gegen ſie einen entſchiedenen, ſchwer zu verbergenden Widerwillen.

So verging Woche nach Woche, es ward Herbſt und Winter und noch immer lauteten die

Briefe des Herzogs nicht befriedigend. Auch die Beobachtungen Zenno's, die Wallenstein sich fleißig nach Wien schicken ließ, deuteten auf Verzögerung. Himmlische und irdische Constellationen verhießen dem Herzoge Glück und Sieg, aber immer erst in einiger Zeit, hinter dämmernder Verhüllung. Diese Sachlage blieb mit geringen Aenderungen dieselbe den ganzen Winter hindurch, indeß hoffte Isabella auf baldige Entscheidung, da ihres Gatten Briefe den bittern, gallsüchtigen Ton in einen vertrauensvoll scherzenden und in Bezug auf seine heimlichen Gegner spöttischen, verwandelte. Der letzte, den sie Ende März erhielt, gab mehrere Befehle an seine Landeshauptleute zu schleunigster Eintreibung aller rückständigen Abgaben.

Wenige Tage darauf starb der Pfarrer von Braunau. Er hatte Libussa verziehen, seinen Fluch von ihr genommen und das bis dahin so leidenschaftlich wilde Mädchen sank zerknirrscht über das Lager des Sterbenden und wollte sich nicht von ihm trennen. Sobald jedoch der erste Schmerz ausgetobt hatte, fiel sie wieder in den früheren Trotz ihres Eigensinnes.

Isabella traf Anstalten zu feierlicher Beerdi-

gung des viel geprüften Dulders. Sie ließ sogar einen protestantischen Prediger aus Schlesien kommen, um Libussa sich geneigter zu machen. In der großen Halle ward ein Katafalk errichtet, den ihre eigene Dienerschaft in tiefer Trauer bewachen mußte. Ritter Harant und Margaretha, nebst Libussa mit ihrem Knaben, wurden als Leidtragende mit größter Ehrerbietung behandelt. Der Geistliche hielt eine angemessene Rede und segnete den Todten ein, worauf der Sarg geschlossen ward. Nach Befehl der Herzogin sollte er unter angemessenem Gesange spät Abends in die Gruft der Kapelle eingesenkt werden. Zwölf Diener in Trauerkleidung hatten ihn eben bis auf den Hofraum getragen, die Herzogin nebst den Leidtragenden und allem Schloßgesinde folgten ihm, um der feierlichen Einsenkung beizuwohnen, als das ungestüme Hereinstürmen eines Couriers auf schaumbedecktem Rosse, das fast unter ihm zusammenbrach, den Trauerzug hemmte. Achtlos um das, was hier vorging, sprang der Courier vom Pferde und rief nach der Herzogin. Isabella trat vor, die Uebrigen wendeten sich mit Zeichen des Unwillens und der Bestürzung dem Manne zu.

„Gott, es iſt Seſyn!“ ſprach Margaretha, die Hände gegen ihre Bruſt drückend. Auch die Andern erkannten ihn jetzt und da man allgemein annehmen mußte, daß er etwas Außerordentliches zu melden habe, ſo gebot die Herzogin, mit der Feierlichkeit einzuhalten.

„Sprecht, was bringt Ihr?“ ſagte ſie zu dem Böhmen. Seſyn näherte ſich ehrfurchtsvoll und überreichte ihr ein Schreiben vom Herzoge mit den Worten: „Der Stern des Glücks iſt über das Haus Friedland aufgegangen.“

Iſabella löſte die ſeidene Schnur. Wallenſtein ſchrieb nur wenige Worte. Sie hießen: „Endlich ſind die heuchleriſchen Pfaffen zu Kreuze gekrochen. Kaiſerliche Majeſtät haben eingeſehen, daß der proteſtantiſchen Canaglia nicht anders als mit harter Fauſt der Kopf einzudrücken iſt, und weil Sie ſelber kein Geld haben, iſt mein Anerbieten gnädigſt angenommen worden. In Summa: Kaiſerliche Majeſtät haben mich zu ihrem oberſten Feldhauptmann ernannt und genehmigt, daß ich Truppen ausheben darf nach Belieben. Iſt überhaupt Alles in meine Hand gegeben, alſo daß ich ſchalten darf, wie's mir gutdünkt. Laß demnach Ew. Liebden zärtlich

bitten, dieſe meine Erhebung in continenti bekannt zu machen, daß man ſich darnach richte. Auch ſollen mir die Hauptleute das Geld nach Eger ſchicken, ſo lieb ihnen ihre Hälſe ſind! Ew. Liebden erwarte mit zärtlicher Sehnſucht baldigſt in genannter Stadt. Denn ich rüſte ſtark und denke alsbalden Herr von Deutſchland zu ſein. Bitte ſehr, meine Befehle ohne Verzözögerung zu vollziehen."

Mit Stolz und Zittern las die Herzogin dieſe Zeilen. Dann ſchlug ſie das Papier zuſammen, gebot Ruhe und rief mit lauter Stimme der zahlreichen Verſammlung zu: „Man beſtatte den Todten unter den üblichen Gebräuchen. Binnen acht Tagen breche ich nach Eger auf. Der Herzog zieht als kaiſerlicher Feldherr in den Krieg. Er erwartet, daß Jeder ſeine Schuldigkeit thun wird."

„Es lebe der Herzog von Friedland, des Kaiſers oberſter Feldhauptmann!" rief Seſyn aus und die Verſammelten wiederholten jubelnd dieſen Glücksruf. In demſelben Augenblick zog mit blendendem Glanz ein großes Meteor von Oſt nach Weſt und erleuchtete Todtenbahre, Schloß und Verſammlung mit wunderbarer Gluth. Alle

ſchlugen die Augen zum Himmel auf und Viele wollten in dem langſam verlöſchenden Feuerball die Geſtalt eines mit ausgebreiteten Schwingen fortſchwebenden Adlers erkennen.

„Der Stern des Friedländers iſt aufgegangen!“ verhallte aus hoher Luft eine tiefe, feierliche Stimme. Dann ward Alles ſtill, die Nacht wich der plötzlichen Helligkeit, mit entblößten Häuptern lag das Schloßgeſinde auf den Knieen. Da begann der Prieſter wieder den Grabgeſang, die Bahre ſchwankte, von brennenden Kerzen umgeben, nach der Kapelle, und in wenigen Minuten war der Leichenzug in dem Gewölbe verſchwunden.

Seſyn ſtand allein mitten auf dem Schloßhofe. Er ſah empor zum Thurm, deſſen obere Fenſter trüb erleuchtet waren. „Hüte Dich, Zenno,“ flüſterte der Böhme lachend durch die Zähne, „daß Deine Sternenkunſt nicht trügt!“

Aus der Kapelle ſcholl ernſter, monotoner Todtengeſang, ſo dumpf und traurig, als riefen Verzweifelnde ein langgezogenes Wehe! — Seſyn ſchüttelte finſter den Kopf und ging raſchen Schrittes in's Schloß.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Graue Regenwolken lagen über den träg fortziehenden Wogen der Elbe und hüllten Alles in eintöniges, fahles Trüb. Schnee und Regen, von ſcharfen Windſtößen gepeitſcht, ſchlug gegen die Erde und machte den Aufenthalt unter freiem Himmel äußerſt unangenehm. Der Strom war von ſchmelzendem Winterſchnee ſtark angeſchwollen und trieb Eis. Faſt parellel mit der Elbe erhoben ſich ſtarke Verſchanzungen, die in einem befeſtigten Brückenkopfe endigten. Kriegsvolk ſchwärmte weit und breit umher, quälte den Landmann und verurſachte zahlreiche Auswanderungen. Viele Tauſend Krieger blänkelten ſchon ſeit Wochen faſt täglich mit einander, nie aber kam es zu einer entſcheidenden Schlacht. Es ſchien bei-

nahe, als fürchtete von den ſich bekämpfenden Feldherrn Einer den Andern.

Durch Wind und wirbelnden Wogendrang ſegelte in den letzten Tagen des März 1626 ein Nachen von dem ſächſiſchen Ufer nach dem deſſauer. Er war blos mit drei Männern beſetzt, von denen zwei die Ruder rüſtig handhabten. Ihre Kleidung bezeichnete ſie als Schifferknechte. Der Dritte hatte einen Regenmantel ſo umgeſchlagen, daß nur der obere Theil des Geſichtes frei blieb und ein paar blitzende Augen nebſt ſtark gebogener Adlernaſe erkennen ließ. Er ſaß theilnahmlos, wie es ſchien, zwiſchen den arbeitenden Knechten, und nur wenn ein heftiger Windſtoß den Nachen mehr als gewöhnlich ſchwanken machte und dem Zuge des Stromes freigab, griff er ans Steuer und zwang das kleine Fahrzeug, ihm zu gehorchen. Es dunkelte ſchon, als man das linke Stromufer erreichte. Der Mann im Regenmantel ſprang haſtig aus dem Kahne, dem Einen der Knechte einen hàlben Gulden als Fahrlon in die Hand drückend. Nebeldunſt und Geſträuch entzog ihn ſchnell den Schiffern.

„Das war ein Hoher, Matz," ſagte der

Beſchenkte zu ſeinem Gefährten. „Möchte ſchon wiſſen, was Der in der deſſauer Wildniß zu ſuchen hat.“

„Kann uns gleichgiltig ſein, wenn wir bezahlt werden. Ich denke, 's war ein Spion. Warum hätt' er's ſonſt ſo eilig gehabt und ſich ſo eingemummelt! Ich hab' ihn genau belauſcht und gar wohl bemerkt, daß er ſeine kleinen Feueraugen immer nach der Gegend richtete, wo die Mannsfeldiſchen Völker liegen.“

Der Nachen trieb wieder mit dem Strome und ward in Kurzem von den niedrig ziehenden Wolken ganz bedeckt. — Indeß ſchritt der Mann im Mantel, eine kräftige, breitſchultrige Geſtalt, ohne viel auf den Weg zu achten, durch Erlengebüſch grad' auf einen ſchwachen Lichtſchein zu, der in Zwiſchenräumen, je nachdem dünnere oder dichtere Wolkenſchichten vom pfeifenden Winde vorübergejagt wurden, bald verſchwand, bald wieder erſchien. Der einſame Wanderer mußte mit der Gegend nicht ganz unbekannt ſein, denn er vermied die moraſtigen Stellen trotz der ſchwärzer werdenden Nacht mit Leichtigkeit. Nur Riedgras und halbvermorſchtes Wurzelgeflecht nebſt dürren Farrenkräutern ver-

wickelten ſich manchmal in ſeine großen Reiterſporen und hinderten ihn an ſchnellem Vorwärtsſchreiten. Dann murmelte er wohl einen derben Fluch zwiſchen den Zähnen und beſchleunigte, hatte er ſich befreit, mehr denn zuvor ſeine Schritte.

Das Licht war entfernter, als der Fremde geglaubt hatte. Eine gute halbe Stunde war vergangen und noch immer gaukelte es dämmernd durch das jetzt heftiger losbrechende Wetter. Der Wanderer blieb ſtehen und horchte. Um etwas geſchützt zu ſein, kehrte er ſich um. Zur Rechten in weitem Halbbogen blitzten zahlreiche Feuer auf und in weiterer Ferne jenſeit des Stromes wiederholte ſich daſſelbe Schauſpiel. Es waren Lagerfeuer der Tauſende, die ſeit Wochen den Augenblick herbeiſehnten, wo ſie mordend über einander herfallen könnten. Unverdroſſen ſetzte der Fremde ſeinen Weg fort, der jetzt etwas gangbarer ward. Dunkele Ackerflächen zeigten ſich, hinter dieſen ſanfte Höhen, auf denen deutlich ein Haus zu erkennen war. Der Fremde erreichte es nach wenigen Minuten und bemerkte mit Freuden alle Zeichen eines Wirthshauſes. Schlecht gehaltenes Ackergeräth und ärmliche

Wagen ſtanden vor der Thür. Im Innern ging es lebhaft zu. Lachende Stimmen und Gläſerklang miſchten ſich unter einander.

Die ſehr bunte Geſellſchaft ließ ſich von dem neuen Ankömmlinge nicht ſtören. Der Unbekannte zeigte ſeinerſeits ebenfalls kein Bedürfniß nach Verkehr mit Andern und ſo warfen ihm die Verſammelten kaum einige flüchtig muſternde Blicke zu. Er forderte von dem Wirthe ein halb Maß Wein und ſetzte ſich zunächſt dem wohlgeheizten Ofen auf die Bank.

Die Geſellſchaft, an langer fichtener Tafel ſitzend, ſpielte größtentheils. Einige knöchelten und verloren und gewannen mit abwechſelndem Glück, Andere ergetzten ſich an dem zur Zeit üblichen und allerwärts heimiſch gewordenen Landsknechte. Dieſe Letzteren waren Leute von geringem Herkommen, Kärrner, Fuhrleute, niederdeutſche Bauern und junge Burſche in ſoldatiſchem Rock. Die Andern mußten nicht nur wohlhabend, ſondern auch vom Adel oder wenigſtens gereiſte Kaufleute ſein. Sie ſpielten mit Leidenſchaft, tranken gut und ſprachen Hochdeutſch mit Einſchaltung vieler Fremdwörter. Einer von ihnen war beſonders laut, verlor faſt ununter-

brochen mit dem beſten Humor und lachte unter entſetzlichen Flüchen ohn' Aufhören. Der neue Gaſt hielt ihn nach ſeinen Flüchen für einen Ungar. Auch bemerkte er, daß der leidenſchaftliche Spieler, wenn er neue Geldſummen auf den Tiſch legte, wobei er den umbehaltenen Mantel lüften mußte, ein reich betreßtes ſoldatiſches Kleid und eine rothe Feldbinde trug. Dieſe Entdeckung mußte ihn erfreuen, denn ein heiterer Zug überglänzte ſein gebräuntes Geſicht

„Kannſt Du mir ein Pferd verſchaffen nach Aſchersleben?" fragte er den Wirth. „Es ſoll Dein Schade nicht ſein."

„Wenn's der Herr bezahlen will, gern," verſetzte der Wirth trocken.

„Iſt's ein zuverläſſiges Thier?"

„Zuverläſſig, wie ein Müllereſel, Herr! Meine Grethe reitet's, wenn der Teufel uns Sonntags die Kirchſchwelle mit ſolchem Wetter verbaut, wie heut."

„Ich meine," entgegnete der Fremde, „ob Euer Thier einen ſtarken Ritt aushält."

„Es hat vier Beine," ſagte der Wirth. „Abwechſelnd gebraucht, tragen die Euch weit."

„Und was koſtet die Beſtie, Spitzbube?"

„Wenn ich Eure Ehrentitel verdienen soll, verlange ich zehn kaiserliche Dukaten."

„Das heißt, mit dreien ist Dein Vieh bezahlt."

Der Wirth zuckte die Achseln. „Kommt auf Euch an, Herr! Mit Leuten von Eurer Galle ist nicht gut streiten."

Der Fremde warf drei Dukaten auf den Tisch. „Willst Du?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich kein Jude bin."

„Hier sind vier, Hund von einem Bauer!"

„Daß Ihr an dem Brod erwürgtet, das der Hund von Bauer Euch abläßt!"

„Bist Du noch nicht zufrieden?"

„Herr," sagte der Wirth entschlossen, „Ihr sollt mein Beest für acht Dukaten haben, weil ich ja doch einmal das Maul aufgethan habe, aber wenn Euch Eure Knochen lieb sind, so macht, daß Ihr fortkommt! Grobians gibts hier in der Gegend genug, sie brauchen nicht aus der Fremde herzukommen."

Der im Regenmantel zählte lachend die Summe

auf, leerte ſein Maß Wein und befahl den Klepper zu ſatteln.

„Gottes Fluch,“ rief der heitere Spieler und ſtrich ſich den langen ſchwarzen Schnurrbart, „ſo wahr ich Graf Iſolani heiße, ich habe volle dreihundert Dukaten verloren! Da gilt's wieder einen Streifzug in's Halberſtädtiſche, um den leeren Säckel zu füllen!“

Seine Spielgenoſſen lachten über den komiſchen Zorn des Grafen und verließen ſämmtlich die Tafel. Auch der Fremde ſtand auf.

„Ihr ſeid Graf Iſolani?“

„Donnerwetter, was habt Ihr darnach zu fragen!“

„Weil ich ein Verehrer Eurer Tapferkeit bin.“

Mord und Brand! Meine Kroaten ſollen leben!“

„Und der Kaiſer, der ihnen einen ſo tapfern Führer gegeben hat!“

„Der Kaiſer? — Hm, bitte um Entſchuldigung! Laßt Euch einmal bei Licht anſehen. Hm! Wo kommt Ihr denn her, daß Ihr noch ſo ſtocklümmeldumm ſeid und glaubt, der Kaiſer habe mich zum General der Kroaten gemacht? Ha, ha, ha, ha!“

Isolani wollte vor Lachen ersticken, der Fremde aber, dem zwar die wunderliche Manier des kaiserlichen Generals, mit ihm zu verkehren, etwas unangenehm vorkam, wartete doch eine Erklärung mit ziemlicher Geduld ab.

„Seid Ihr denn nicht in des Kaisers Diensten?“ fragte er nach einer Pause.

„Donnerwetter, das will ich meinen!“ versetzte Isolani. „Aber seht, der Kaiser, mein gnädigster Herr, hat die Kroaten eben so wenig geworben, als er mich bezahlt. Das thut ein ganz Anderer, ein Mächtigerer! Holla, Wirth! Zwei Maß Wein! Und Ihr, wenn Ihr kein Schuft sein wollt in meinen Augen, Ihr stoßt mit mir an und ruft aus Herzensgrund: Das Glück des Friedländers hoch!“

Der Fremde weigerte sich nicht, Beide stürzten die Mäßer aus und Isolani schleuderte das seine gegen die lehmerne Diele. „Hand her und mich umarmt! Wer mit mir trinkt und den Mann leben läßt, der nächst Gott und meinem Säbel mir das Verehrungswürdigste auf der Welt ist, der muß mein Bruder sein! Du bist's doch zufrieden?“

„In Zeit und Ewigkeit!“

„Und heißt?“

„Wenn Du mich begleiten willſt, ſollſt Du's erfahren.“

„Ja, ich muß aber nach Aſchersleben in's Hauptquartier.“

„Mein Weg führt eben dahin.“

„Nun, ſo ſei's! Adieu, Kameraden! Wenn ich wieder einſpreche, bitt' ich mir Revanche aus!“

„Gute Nacht, Graf Iſolani! — Auf Euer Wohl! — Viel Glück zu Eurer Brandſchatzung!“ riefen jubelnd die Glücklichen dem leichtfertigen Spieler nach. Bald darauf hörten die Zurückbleibenden zwei Reiter in ſchnellem Trabe ſich entfernen.

Am Spätabende des nämlichen Tages, wo der Fremde mit Iſolani in der Schenke zuſammentraf, ſaß der Herzog von Friedland in dem ſtillſten ſeiner Zimmer, mit geheimen Studien beſchäftigt. In weitem Kreiſe war ſeine Wohnung zu Aſchersleben, wo er den letzten Winter zugebracht hatte, durch zahlreiche Wachen gegen die geräuſchvolle Außenwelt abgeſperrt. Niemand durfte ohne harte Ahndung dieſen Kreis über-

ſchreiten, ſo lange der Herzog in der Stadt war. Verließ er ſie, was häufig, zuweilen auf Tage und Wochen geſchah, ſo trat die gewöhnliche Ordnung der Dinge in dieſer Zwiſchenzeit wieder ein.

Wallenſtein ſaß vor einem Tiſch, auf dem eine Tafel ſchräg aufgerichtet ſtand mit der Zeichnung des Planetenaſpectes. Bruſtharniſch, Reithandſchuhe und Helm waren in einer Ecke des kleinen Zimmers zuſammengeſtellt und zum Theil von ſeinem ſcharlachrothen Feldmantel bedeckt, der von einem Pflock an der Wand herabhing. Die Fenſter des Zimmers, die nach dem Hofraume ſahen, verhüllten dichte Vorhänge, nur das eine in's freie Feld blickende ſtand offen, war aber durch eine breite Draperie von ſchwarzem Tuch ſo abgeſchieden von dem übrigen Zimmerraum, daß es eine Zelle für ſich erhellte. Dieſe Draperie war jetzt zurückgeſchlagen. Ein kalter Windzug ſtrich durch das geöffnete Fenſter in das Gemach und ſetzte die Flammen der vier Wachskerzen in flackernde Bewegung. Seitwärts am Fenſter auf ein Knie niedergebeugt ſchaute ein Greis, deſſen hagere Geſtalt von ſchwarzem Talar umfloſſen war, unverwandt und regungslos in das Rollen und Jagen

der grauen Wolken, durch welche nur auf Augenblicke der matte Schimmer einzelner Sterne brach. Tiefe Falten durchfurchten die Stirn des Herzogs, sein Auge ruhte ſtreng auf den blauen Linien der Tafel, während die linke Hand krampfhaft die Ecke des Tiſches umfaßt hielt. Groll und Unzufriedenheit ſprachen aus jeder Miene des Feldherrn. Außer dem Pfeifen des Windes hörte man im Zimmer ſowohl wie draußen keinen Laut. Alles Leben ſchien erſtorben zu ſein in der Nähe des Gewaltigen.

„Noch keine Aenderung, Zenno?“ fragte Wallenſtein, die faſt unheimliche Ruhe nach längerem Sinnen unterbrechend.

„Noch keine, Hoheit!“ antwortete die regungsloſe Geſtalt am Fenſter.

Ein heftiger Stoß warf die Tafel vom Tiſch. Der Herzog war aufgeſtanden. Seine Augen funkelten, er ſchlug die Arme über der Bruſt zuſammen und trat neben Zenno an's Fenſter. Mit ſeinem dunklen Haar ſpielte der Nachtwind, während das gebräunte Antlitz des Helden lange dem Zuge der Wolken zugewendet blieb.

„Welcher Schatten bedeckt das glänzende Licht meines Sternes?“ fragte er nach einiger

Zeit, nicht ſtreng, wie es ſeine Art war, ſondern forſchend, faſt traurig.

„Ein Punct Deines früheren Lebens, Hoheit, iſt dem Auge der Wiſſenſchaft noch dunkel geblieben, und trügen mich die Zeichen nicht, ſo ſchließt dieſer Punkt einen Lichtſtrahl aus dem Reiche Deines Glückes ein. Nur ſo weit geht mein Wiſſen, weiter nicht. Du ſchweigſt und lockſt mit Willen den feindlichen Schatten über die Linien Deiner verheißungsvollen Lebensbahn!“

Der Herzog durchſchritt langſam das kleine Gemach, deſſen Thür jetzt lautlos von außen geöffnet ward. Bei einer Wendung ſah er das ſchimmernde Goldhaar eines Mädchenkopfes durch den Spalt leuchten. Einen Augenblick runzelte ſich ſeine Stirn, doch ſogleich machte der Unwille ſanfteren Gefühlen Platz. Die dunklen, tiefen, großen Augen des lieblichen Mädchens ruhten fragend auf ihm, wie zwei lichte, geheimnißvolle Sterne des Himmels. Schmerzliche Wehmuth, ſüßes Erinnern zitterte durch Wallenſteins Herz. Er winkte dem Mädchen ſanft zurück, die Thür ſchloß ſich und der Herzog war wieder allein mit ſeinem Aſtrologen. Zenno hatte nichts von der vorübergehenden Störung bemerkt.

Mild und bewegt sprach Wallenstein: „Schließe das Fenster, Zenno, und zieh' den Vorhang zu. Zu mächtig ist die Herrschaft des feindlichen Saturn heut' Nacht. Jupiters Licht kann die schlimmen Stunden nicht besiegen. Komm und höre mir zu!"

Zenno folgte bereitwillig dieser Aufforderung. Wallenstein nahm seinen alten Platz wieder ein, ihm gegenüber setzte sich der Astrolog. „Auf Dein Gewissen, Baptist, frag' ich Dich: ist es unerläßlich, daß, wer aus den Sternen den Bau seines Lebens erkennen will, Alles, was er gethan hat und gewesen ist, ohne Rückhalt Dem offenbare, der vermittelnd zwischen ihn und die Atmosphäre jener Welten tritt?"

„Verheimlichung ist der Widerschein der Lüge, aus dem Glanz der Sterne redet der Himmel die ewige Sprache der lautersten Wahrheit! Glaubst Du, Hoheit, daß Lüge und Wahrheit je die Ringe mit einander wechseln können?"

„Du bist kein Priester, der Beichte hält."

„Ein Priester mit der Weihe der Kirche dieser Welt bin ich nicht, die Weihen der Weisheit aber haben mein Scheitelhaar gesalbt. Ich kann hören und verschwiegen sein, wie das

Grab! Sprich, mein Fürſt, wenn Du vergeſſen haben ſollteſt, mir alle Blätter Deines vergangenen Lebens offen darzulegen!"

Wallenſtein ſtützte geraume Zeit ſein Haupt in die Hand und heftete ſeine Blicke auf die Lichter, als könne er aus ihrem Schein Antwort erhalten auf die Fragen, die ſeine Seele an längſt vergangene Zeiten that. Als er ſich wieder zurücklehnte in den Seſſel, ſprach er mit gedämpfter Stimme:

„Während des Krieges in Friaul wurden wir häufig durch umherſtreifendes Geſindel beunruhigt, das kleine Plündereien mit vieler Vorſicht und Geſchicklichkeit ausübte. In trüben Nächten überfielen flüchtige Horden die Vorpoſten ſo plötzlich, als ſtürzten ſie vom Himmel herab, und ehe Lärm im Lager entſtand, hatten die kühnen Räuber ſchon einen Proviantwagen oder einige Stücke Schlachtvieh in Sicherheit gebracht. Unbegreiflich ſchnell, wie die Plünderer erſchienen waren, verſchwanden ſie wieder. Dieſe Neckereien wiederholten ſich ſo häufig, daß ſie dem Heere läſtig und gefahrbringend wurden. Auch hatten einige Nachtpoſten, die Widerſtand geleiſtet haben mochten, das Leben dabei eingebüßt. Einſtimmig

beſchloſſen, die Befehlshaber, dieſen Ueberfällen mit einem Schlage ein Ende zu machen. Es war genugſam bekannt, daß die Schluchten der Gebirge von herrenloſem Volk wimmelten. Geflüchtete aus Steiermark, die des damaligen Erzherzogs Strenge fürchteten, waren mit Räubern, Dieben, heimathloſen faulen Zigeunerbanden und ähnlichem Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft zuſammengekommen und lebten in ſchrankenloſer Freiheit, alle Geſetze verachtend, auf ihre Hand. Einige ernſt gemeinte Streifzüge ſolten dieſe geſetzloſen Horden für immer zerſprengen oder aufreiben. Mehrere ſtarke Truppenabtheilungen brachen an ein und demſelben Tage zugleich auf, und auch mir ward die Führung eines ſolchen Streifcorps übergeben. Auf faſt unzugänglichen Wegen drang ich mit meinen Leuten weit ins Gebirge vor. Unzweideutige Spuren ließen uns hoffen, daß wir Gefahr und Mühe nicht umſonſt übernommen haben würden. Wir entdeckten bald den Lagerplatz einer zahlreichen Bande. Sogleich ließ ich ihn umſtellen und ſo einſchließen, daß Niemand, ohne perſönlich einen Kampf zu beſtehen, entfliehen konnte. Wir hatten einen harten Stand. Die zwiſchen unerſteiglichen Felſen und

den Musketen meiner Soldaten Eingekeilten vertheidigten sich mit verzweifelter Tapferkeit. Ich verlor manchen braven Mann, überwältigte aber zuletzt doch die räuberischen Leute. Durch ihren hartnäckigen Widerstand erbittert, ward ich wider meinen Willen hart, sogar grausam. Ich ließ Alle, auch die um Gnade Flehenden, erbarmungslos niederstechen, selbst Frauen und Kinder. Das Hinströmen ihres Blutes kühlte mein heißes Herz. Erst der entsetzliche Jammer der armen Wehrlosen stimmte mich wieder milder und ich that dem Morden Einhalt. Dabei mußte ich jedoch selbst thätig einschreiten, um bei den wilden Mordgesellen Gehorsam zu erzwingen. Das Wimmern einer klaren weiblichen Stimme lockte mich hinter einen Fels, der ziemlich fern von dem aufgestöberten Lager sich erhob. Ich eile dahin, und finde ein überraschend schönes Weib ringend mit einem erhitzten Soldaten, der die Arme seinen Lüsten zu dienen zwingen will. Im Kampf hatte er ihr fast alle Kleider vom Leibe gerissen. Die schönsten Formen ihres Körpers schimmerten leuchtend aus den dürftigen Fetzen. Die arme Geängstigte rief mich flehentlich um Rettung an, und ich hätte ein wilder Barbar sein müssen,

wenn ich ihrer Bitte nicht gewillfahrt hätte. Ich nahm das zarte Geschöpf, das mit mir in ziemlich gleichem Alter sein mochte, in meine Arme, hüllte es in meinen Mantel und geleitete es zurück ins Lager. Das Mädchen war mir für diese Rettung dankbar ergeben und bot sich freiwillig zu jeglichem Dienste an. Ich erlaubte dem lieblichen Geschöpf, um mich zu bleiben, mich zu pflegen, Magddienste zu verrichten. Meinen Fragen nach Herkunft und Eltern wich es stets aus, oder beantwortete sie ungenügend. Ich mußte endlich glauben, daß ich ein Kind des Ungefährs vor mir habe, ohne Vaterland, ohne Angehörige. Tracht, Gewohnheiten und Gesichtsfarbe ließen mich eine Zigeunerin in ihr erkennen. Ich sagte ihr dies, und sie widersprach nicht. Eines Abends nun, als ich einsam in meinem Zelt saß, schlüpfte sie zu mir, winkte mir, schlug den Vorhang zurück und deutete auf den gestirnten Himmel. „Kennst Du ihn?" sprach sie. — Ich sah bald den Himmel, bald das Mädchen an. Genau in dieser Stellung vermeinte ich schon früher einmal ein Weib gesehen zu haben. Der verhängnißvolle Abend von Burgau stand plötzlich klar vor meinem Geiste. Du bist's, rief ich aus,

Du gabſt mir die Rolle! Sprich! — Aber das Mädchen wandte melancholiſch lächelnd ihr in jenem Augenblicke wahrhaft ſchönes Antlitz mir zu, und wiederholte nochmals ernſt und langſam die Worte: „Kennſt Du ihn?“ Dann ſank der ſchöne Arm mit dem weißen aufwärts deutenden Finger herab und das Mädchen warf ſich weinend an meine Bruſt. Ich küßte ihre Stirn, ich zog ſie zurück in's Zelt. Mit beredtem Munde ſprach ich ihr Troſt zu, ſuchte ſie zu vertraulichen Geſtändniſſen zu bewegen. Sie ſchwieg hartnäckig, erwiederte aber meine Liebkoſungen mit einem Feuer, das mich berauſchte, das alle meine Beſonnenheit zu nichte machte. Meinen Bitten wurde ſchwache Weigerung entgegengehalten. Die freie Tochter des Feldes entſchlief glücklich lächelnd an meiner Bruſt! — Des andern Tages fand ich mich allein im Zelt. Das geheimnißvolle Mädchen war verſchwunden. Niemand im Lager hatte ſie geſehen. Wie ein Meteor war ſie mir erſchienen, ward ſie ſpurlos mir entrückt. Ich hörte nie wieder etwas von ihr. Aber ein geheimes Weh durchzuckt in manchen Stunden mein ſchuldbeſchwertes Herz, ein Weh, das keine Schlacht betäuben, kein Ruhmesglanz ganz vertilgen kann!

Immer iſt es mir, als müßte das arme verlaſſene Weſen nochmals zu mir treten und Rechenſchaft von mir fordern! Und heut·—"

Das Wort erſtarb Wallenſtein im Munde. Durchbohrend heftete ſich ſein Blick wieder auf die Zimmerthür, die jetzt mehr als zur Hälfte offen ſtand und die ganze zierliche Figur des Mädchens zeigte, deſſen Köpfchen vorher nur im Spalt erſchienen war. Still und ernſt ſah ſie den Herzog mit den brennenden Augen an. Die zarten ſchmalen Händchen lagen auf dem Buſen gekreuzt. Um die Hüften wand ſich ein blauer Gürtel, dem das Bild einer Schlange vielfach eingewebt war. Zenno folgte dem Auge des Herzogs. Er erkannte in dem Mädchen die geheimnißvolle Orionda.

„Was ſuchſt Du, mein Kind?" fragte Wallenſtein.

„Dein Antlitz," verſetzte Orionda, näherte ſich ſchwebenden Schrittes und kniete vor dem Feldherrn nieder. Zenno's Blicke glitten ruhig forſchend von den ſtrengen Zügen des Herzogs zu den weichen Formen des Mädchens, von dieſem wieder auf jenen. Die Erzählung Wallenſteins klang noch fort in ſeiner Seele, während er

nachsann, wie sie mit den Andeutungen der Sternenschrift in Einklang zu bringen sein könnte. Er wollte sich entfernen, doch Wallenstein befahl ihm, zu bleiben.

Orionda hatte inzwischen eine Zither ergriffen und schlug einzelne langsam verhallende Mollakkorde darauf an.

„Hast Du keine heitern Melodien?" fragte Wallenstein liebreich wie ein Vater, indem er seine Hand über die glänzenden vollen Locken des Mädchens gleiten ließ.

„Deine Seele ist schwermüthig, Herr! Das Licht über Dir ist erloschen. Was Du denkst, das spiele ich."

„Liebes Kind, Du irrst. Meine Gedanken sind heiter, wie der Stern meines Lebens; nur die Stunde ist es nicht, die wir beide zu durchleben haben."

„Warum denkst Du zurück?" entgegnete Orionda; „die Zukunft allein gehört dem Gewaltigen!"

Wallenstein lächelte, aber es zuckten um seine stolze Lippe Blitze der Zuversicht.

„Mädchen," warf Zenno ein, „Du bist unter einer heilbringenden Constellation geboren!"

„Willst Du ihr Horoskop stellen?“ fragte der Herzog.

„Wenn sie selbst es wünscht.“

Auf Wallensteins deshalb an sie gerichtete Frage schüttelte sie das Haupt und sprach: „Dein Schicksal ist auch das meinige.“ Sie stand auf, legte die Zither weg und blieb, die Hände über der Brust kreuzend, vor dem Herzoge stehen, als erwarte sie noch einen Auftrag. Wallenstein betrachtete sie lange in dieser Stellung, die sie ruhig wie eine Statue beibehielt. Auf einmal fuhr sie zusammen, wandte den schönen Kopf nach der Thür und legte den Finger an ihren Mund. Dann ergriff sie des Herzogs Hand und sagte in Eil', aber streng, als liege unbestreitbare Wahrheit in ihren Worten: „Bald wird die böse Stunde vorüber sein, Herr! Ich höre das Rauschen des Glückes! Laß es nicht an Dir vorüberschweben!“

Unhörbar überschritt sie die Schwelle. Im Vorsaal begegneten ihr eilende Pagen, denen auf dem Fuße der bleiche, kalte Sesyn folgte. Zugleich hörte man draußen auf der Straße das dumpfe Anrufen der Wachen und bald darauf

Hufschlag. Die Pagen stieß Sesyn zurück und trat unangemeldet in Wallensteins Gemach.

„Vergib!“ redete der vertraute Diener den strengen Gebieter an. „Ich unterbreche Dich vielleicht in tiefsinnigen Studien und Aufmerksamkeit erfordernden Beobachtungen. Doch selbst auf die Gefahr hin, Deinen Groll auf mich zu laden, muß ich mir Gehör erbitten.“

Wallenstein war schnell gefaßt und ganz nur Befehlshaber. „Was gibt es?“ sprach er barsch. „Ich hörte Hufschlag und doch habe ich Befehl gegeben, daß sich auf hundert Schritt Niemand meiner Wohnung nähern soll? Wer hat die Wache? Man soll den Unfügsamen beim Kopfe nehmen und einsperren. Morgen will ich mich weiter um ihn kümmern.“

„Graf Isolani ist zurückgekommen,“ sagte Sesyn, ohne auf Wallensteins Worte zu achten.

„Was soll mir das? Fordert er aufs neue Geld, so soll er den Abschiedssold bekommen. Spieler und Herumläufer brauche ich nicht. Meine Generäle müssen von Eisen sein, keine Kleidernarren und schwatzhafte Weiber.“

„Er war im Lager, Hoheit.“

„Ich hoffe, daß meine Kommandirenden die Kriegsvölker in Ordnung halten."

„Ohne Zweifel. Isolani betheuert, daß Mannsfeld zu schlagen beabsichtige."

„Ha, ha, ha, er träumt! Wahrscheinlich hat er zu viel süßen Wein getrunken."

„Er selbst behauptet nur, was ihm ein Anderer zugeschworen hat."

„Ein Anderer? Wer!"

„Den Namen will er nur Dir nennen."

„Ist er hier?"

„Graf Isolani hat ihn mitgebracht."

„Mach' keine Worte und führ' ihn zu mir. Isolani soll warten!" Seyn verbeugte sich und ging. „Baptist," sagte Wallenstein, „schließe den Vorhang dichter und verlaß mich. Du weißt jetzt von meinem Leben so viel, wie ich selbst. Benutze, was dienlich ist, und strebe dahin, daß nicht trügerischer Glanz meine gefahrvolle Laufbahn erhelle!"

„Hoheit," erwiederte der Astrolog, „ich hoffe, das Wort Orionda's soll den Ton angegeben haben zu dem Siegeshymnus, den Du alsbald wirst anstimmen lassen."

Einige Augenblicke blieb Wallenstein allein.

Er brachte ſie damit zu, daß er nochmals den Planetenaſpect genau betrachtete, den er vorhin von ſich geſtoßen hatte. Dabei traf ihn Seſyn, welcher den ſpäten Gaſt bis an die Schwelle geleitete. Wallenſtein blieb ſitzen. Ohne die ihm ſo bedeutungsvolle Zeichnung aus der Hand zu legen, warf er nur einen prüfenden Blick auf den Eintretenden. Es war derſelbe, dem wir zuerſt im Nachen begegneten. Er hatte den Regenmantel abgelegt und ſtand jetzt in der kleidſamen Tracht eines Soldaten von Rang vor dem Herzoge. Da er weder Schärpe noch Feldbinde trug, war es ſchwer, ſogleich zu errathen, welchem Herrn der Mann diente.

„Ihr kommt von Mannsfeld?“ fragte Wallenſtein, ſeinen ſtrengſten Blick auf ihn werfend.

„Aus ſeiner Nähe, gnädigſter Fürſt.“

„Wie heißt Ihr?“

„Mein Name iſt nicht wohllautend. Das Volk nennt mich den wilden Jäger.“

„Ihr wärt —“ fragte Wallenſtein zaudernd, „Ihr wärt —?“

„Obriſt Holk,“ verſetzte der muskelkräftige Mann lächelnd, ſtrich ſich behaglich den ſtarken Knebelbart und ertrug wohlgemuth die flammen-

den Blicke des Herzogs. Wallenstein stand auf, deutete auf einen Stuhl und lud den Fremdling zum Niedersitzen ein.

„Kommt Ihr als Freund oder Feind, Obrist Holk?"

„Als Freund, wenn Ihr meine Vorschläge annehmt, Herr Herzog."

„Es kommt auf die Bedingungen an. Ich bin freigebig und handle nicht, aber ich lasse auch nicht mit mir handeln."

„Eben d'rum komme ich zu Euch."

„Ihr dient unter Mannsfeld?"

„Seit gestern bin ich ein freier Mann. Ich habe ihm den Dienst gekündigt. Der Teufel mag Obrist sein, wenn die Armee aus halbverhungerten Gerippen besteht!"

Wallenstein's Auge ruhte geraume Zeit fragend auf dem wilden Jäger. Als er sich genügend von seiner Ehrlichkeit überzeugt zu haben glaubte, fuhr er fort: „Ihr verlaßt da einen klugen, kriegserfahrenen Feldherrn! Habt Ihr auch bedacht, daß Ihr von den Fahnen eines unbeschränkten Gebieters zu denen eines von den Vorschriften Mächtigerer gebundenen übergehen wollt?"

„Durchlaucht," erwiederte Holk mit faſt ſpöttiſcher Miene, die Wallenſtein recht wohl zu gefallen ſchien, „wir Alle tragen unſere Haut zu Markte. Wenn mir's nun beliebt, dieſes von der Natur mir angezogene Wamms unter den kaiſerlichen Adlern oder denen ſeines Feldherrn — wie Ihr wollt — mir zerhacken und wieder zuſammennähen zu laſſen, ſo denk' ich, hat Niemand was drein zu reden. Eure Wirthſchaft, Durchlaucht, gefällt mir. Man ſieht's Euren Völkern nicht an, daß ſie tagtäglich mit dem Tode einen Tanz machen. Sie ſind luſtig, voll Muth, wohlgenährt, haben Geld und Geldeswerth und, was die Hauptſache iſt, beten Euch an, Herr Herzog! Ein Führer aber, der von ſeinem Heere als Gott verehrt wird, geht ſichern Siegen entgegen. Und was das Dreinreden Höherer anbelangt, ſo hoffe ich, werden Ew. Durchlaucht Mannes genug ſein, um eine zu lange Rede raſch mit dem Schwerte abzuſchneiden. Was im Kriege taugt, ſagt Mannsfeld — und darin pflicht' ich ihm bei — weiß der Feldherr allein. Das Regieren mögen wieder die weichen, feinfühlenden Händchen der Schranzen und durchtriebener Prieſter beſſer machen."

„Eure Gradheit, Obriſt, gefällt mir. Ihr ſeid aber an vollkommene Ungebundenheit gewöhnt, ſo gar an zügelloſe Ausſchweifungen ſchlimmſter Art; werdet Ihr da ſtrengeren Geſetzen ohne zu murren Folge leiſten?“

„Dem erlauchten, gerechtigkeitliebenden Herzoge von Friedland gehorcht jeder Ehrenmann gern.“

„Das Wort Entſchuldigung ſteht nicht in meinen Kriegsartikeln,“ ſagte Wallenſtein rauh. „Wer fehlt, wird beſtraft, wird hart beſtraft, ohne einiges Anſehen der Perſon.“

„Ich unterwerfe mich den ſtrengſten Geſetzen Ew. Durchlaucht unbedingt und willig.“

„Plünderung, Brandſchatzung, Mord dulde ich nicht! Erſt vor vierzehn Tagen habe ich auf die Klagen des Herzogs von Braunſchweig zwanzig Uebelthäter hängen laſſen. Es waren zwei Offiziere darunter. Mir gilt's gleich, ob Einer vom Adel iſt oder der Sohn des Henkers — Lohn und Strafe werden nach ein und demſelben Recht ausgetheilt. Gleiche Brüder gleiche Kappen, iſt in dieſer Hinſicht mein unumſtößlicher Grundſatz.“

„Genau so habe ich mir den Herzog von Friedland gedacht nach den Schilderungen, die weit und breit in aller Herren Länder von ihm im Umlaufe sind."

„Und Eure Bedingungen, Herr Obrist?"

„Vertraut mir die Führung eines Regiments, Herr Herzog! Die Stärke desselben sollt Ihr bestimmen, die Leute muß ich mir selbst wählen können. Sie müssen jung, behend, kräftig, scharfen Auges und gute Reiter sein. Ihr Kleid sei grün, wie das meine, ein grünes Reis schmücke ihren Hut und „Holkische Jäger" sei ihr gefürchteter Name!"

„Und wer besoldet die Schaar?"

„Ich denke der Kaiser oder Ihr in des Kaisers Namen?" fragte Holk minder zuversichtlich.

„Herr Obrist," versetzte Wallenstein, in dem Heere, das m i r gehorsamt, gilt ein eigenes Abkommen. Ich weiß nicht, ob Ihr sichere Kunde über dessen Entstehung erhalten habt. Wie ich vernommen, trägt man sich viel mit Lügen deshalb im Lande herum, aus denen ich mir aber nichts mache. Da Ihr jedoch in meine Dienste treten wollt, und ich wohl Lust hätte,

einen ſo tüchtigen Mann zu den Meinen zu zählen, ſo hört, wie es damit zugegangen iſt. Der Kaiſer, mein allergnädigſter Herr und Gebieter, iſt ein armer Mann, der ſein ganzes Vermögen den vielen Kapuzen als Bettelpfennig zum Opfer gebracht hat. Das mag angehen in Friedenszeiten, in unſern unruhigen Tagen taugt's nicht und kann ich's mit nichten billigen. Er war aber in Noth mit ſammt dem deutſchen Reiche, das, Gott's Schand', ein erbärmlich Anſehen hat, was da wohl geändert werden möchte und auch könnte. Nun hatte mich der Himmel und etwas vernünftige Wirthſchaft mit Vermögen reich geſegnet. Da ſagt' ich alſo: Gnädigſter Herr, hier iſt meine Kaſſe, gebt mir die Macht und ich bürge mit meinem Kopf für die Rettung des Reiches. Nur ſeid ſo gnädig und gewährt mir Entſchädigung! — Der Kaiſer war damit wohl zufrieden und ſo ließ ich denn die Werbetrommel ſchlagen und ſtellte dem Kaiſer für mein eigenes Geld eine Armee her, mit welcher ich ihm die Welt erobern will. Meine Obriſten erhalten entweder Sold von mir oder ſie beſolden ihre Leute aus eigenen Mitteln und ſichern mir ſich und ihre Regimenter durch eine Caution. Ich

muß mich vorſehen, das begreift Ihr! Zerſtreut ſich das Heer einmal oder wird der Krieg beendigt, ſo kann ich nur dadurch zu meinen Auslagen kommen, daß ich dem Kaiſer genau geführte Rechnungen einreiche. Gott's Schand', daß ich Kaufmann und Feldhauptmann zugleich ſein muß! Aber was thät' ein getreuer Unterthan ſeinem geliebten Herrn nicht zu Liebe, wenn er ihn in Bedrängniß ſieht! Aus dieſem und keinem andern Grunde bin ich, ſo zu ſagen, Herr und Eigenthümer aller Völker, die ich commandire, und der Kaiſer gibt mir nur ſeinen geheiligten Namen her, um das Kind fein ſauber aus der Taufe zu heben. Ihr kennt das Sprichwort, Herr Obriſt: **mundus vult decipi!**"

„Ich weiß Euer Vertrauen zu ehren, Durchlaucht. Vernehmet jetzt auch unumwunden meine Antwort. Ich bin der Eure mit Hand, Herz und Leben, ſo lange Ihr mir befehlen wollt. Aber ich habe kein Geld. Leute kann ich nicht werben. Laßt mir die Wahl unter den Eurigen, führt mich gegen den Feind und die erſte Schlacht, die wir ſchlagen, ſollen Holk's Jäger ſo viel verdienen, daß alle ihnen zugehörigen Roſſe vergoldetes Riemenzeug tragen können!"

„Sei's drauf verſucht, Herr Obriſt! In des Kaiſers Namen nehm' ich Euch als Obriſt eines Reiterregiments in Dienſt und Pflicht. Morgen des Tages mögt Ihr Euch tauſend der beſten Leute ausſuchen. Ich werde ſie auf meine Koſten einkleiden laſſen, wie Ihr es wünſcht. Gute Nacht, Herr Obriſt!"

Wallenſtein wollte ihn verabſchieden, allein Holk blieb. Die Stirnader ſchwoll dem eigenſinnigen, nicht den geringſten Widerſpruch duldenden Manne. „Was wünſcht Ihr noch?" fragte er kühl.

Holk ſah ſich behutſam um und ging nach dem zugezogenen ſchwarzen Vorhange, um ihn zu lüften. Sogleich fiel des Herzogs Hand eiſern auf die Schulter des Kühnen. „Dieſen Vorhang lüfte nur ich; wagt es ein Anderer ohne meine Erlaubniß, ſo ſtirbt er durch meine Hand!"

„Vergebung, Durchlaucht!" verſetzte Holk. „Ich wollte Euch noch eine wichtige Eröffnung machen. Da es mir vorhin ſchien, als bewege ſich das faltige Gewebe und als ſchaue lauernd ein ſtechendes Auge aus den dunkeln Falten, ſo glaubte ich, würde es mir erlaubt ſein, zuvor jeden Lauſcher zu entfernen."

„Ihr mögt Euch wohl geirrt haben, Herr Obriſt," entgegnete der Herzog, merklich erblaſſend, „indeß um ſicher zu gehen, werde ich ſelbſt nachſehen." Mit dieſen Worten trat er hinter den Vorhang. Nichts Lebendes begegnete ihm, nur der eine Fenſterflügel klappte auf, wie er daran vorüber ſchritt. Wallenſtein öffnete ihn und ſah hinaus. Die Nacht war etwas ruhiger geworden, die Wolken leichter. Hie und da färbte die grauen Maſſen ein ſchmaler Lichtſaum. Manches Sternbild ſchimmerte bald da, bald dort auf wenige Sekunden. Der Herzog ſah abwärts aufs Feld. An der Mauer, dicht am Hauſe, ſchien ein Schatten hinzuſtreifen. Er konnte jedoch nicht erkennen, ob ihn ſein Auge täuſche. Vorſichtig ſchloß er das Fenſter und trat zurück ins Zimmer.

„Der Luftzug mag Euch getäuſcht haben, Herr Obriſt. Wir ſind allein."

„Mannsfeld's Truppen ſind unzufrieden," ſagte Holk ſo leiſe als möglich. „Euer gefürchteter und geprieſener Name ſchwebt auf Aller Lippen. Wagt Ihr einen Ueberfall, ſo bleibt Ihr Sieger und wer mag wiſſen, ob Mannsfeld nicht für immer beſeitigt iſt? Norddeutſch-

land gehört dann Euch, Herr Herzog, und bis Dänemark ist's nur noch ein Schritt."

„Könnt Ihr diese Nachricht beim ew'gen Heil Eurer Seele beschwören?"

„Mein Name soll zehn Jahre als der eines Verräthers an den Galgen geschlagen werden, wenn ich nicht die volle Wahrheit sage!"

„Der Herzog von Friedland wird Euch nie vergessen," sagte Wallenstein äußerst freundlich und grüßte den Obrist mit Herablassung.

„Damit Ihr nie Ursache dazu haben mögt," entgegnete Holk, „empfangt noch dies Schreiben eines Freundes. Es ist zwar blos an mich gerichtet, doch weil's Euch dienlich sein kann, lege ich es vertrauensvoll in Eure Hände."

Erstaunt sah Wallenstein einen offenen Brief auf den Tisch fallen, worauf Holk mit klugem Lächeln sich zurückzog.

Isolani begrüßte den neuen Kameraden mit der ihm eigenthümlichen lauten Lustigkeit. Schon während des angestrengten Rittes hatte er ihn liebgewonnen; jetzt wo er ein Mitglied der gro-

ßen Kriegerkette geworden, mittelſt welcher der ehrgeizige Herzog das widerſpänſtige, in engherzige Parteiſucht zerfallene Deutſchland bändigen und ſeinem Willen zwingen wollte, jetzt drang er ihm ungeſtüm eine Freundſchaft auf, die Holk nicht ſuchte. „Bruder," rief er aus, „ein ſo unerwartetes Glück muß mit dem Glaſe in der Hand gefeiert werden! Wir ſetzen uns zuſammen, trinken und erzählen uns gegenſeitig unſere Kriegsthaten die ganze Nacht. Der Friedländer hat's um uns verdient, Gottes Fluch! Er denkt, ſinnt und guckt für uns nach den Sternen, was kümmert's uns! Da droben ſieht er, weiß der Teufel, was? Gottes Fluch, er ſieht's! Und darnach richtet er ſeine Schlachtpläne und Kriegszüge ein. Wirſt Dich verflucht wundern, Bruder Holk, was für unbegreifliche Einfälle unſer Feldhauptmann hat. Wo ein gewöhnlicher Menſchenverſtand denkt, jetzt muß eine Schlacht vor der Naſe ſein, da geht der geheimnißvolle Friedländer ſtolz und verächtlich an dem bangenden Feinde vorüber, wie der Löwe an einem ohrenhängenden Eſel, und wenn das ganze Heer die feſte Ueberzeugung hegt, es werde auf Wochen hinaus gar nichts geſchehen, juſt da möchten

wir mit den Pferden zuſammenwachſen, ſo unerbittlich jagt er uns durch Sumpf und Moor, durch Berg und Haide. Das Schießen und Ueberrumpeln nimmt kein Ende, und dieſe Jagd reibt den Feind auf und treibt uns ſelbſt wie das wüthende Herr aus einem Lande in's andere. Alles das gibt ihn die Sterngückelei ein, die er aus dem Grunde verſteht. Ja ich glaube ſogar, daß er genau weiß, was aus jedem von uns wird, was der Kaiſer in ſeiner Burg ſpricht und was der Papſt in Rom für Geſichter ſchneidet. Alſo, Bruder, auf das Wohl und Glück des Friedländers und den Ruhm unſerer Waffen!"

Holk mußte dem geſchwätzigen Grafen den Willen thun. Iſolani traktirte ſeinen Gaſt vortrefflich aus der Küche des Herzogs. An vorzüglichem Weine war namentlich kein Mangel, und beide Krieger tranken nach der Sitte der Zeit ungemein viel. Die Nacht verging dabei ſchnell und angenehm. Holk erfuhr des Neuen, Unerwarteten und wahrhaft Intereſſanten außerordentlich viel, und da er als ruhiger Zuhörer ſeiner Sinne länger vollkommen mächtig blieb, wie der lebhafte Iſolani, ſo konnte er aus des Grafen freilich etwas wunderbaren Geſchich-

ten doch abnehmen, daß er künftighin einem eben ſo räthſelhaften und unheimlichen, als außergewöhnlich begabten und glorwürdigen Gebieter gehorchen werde. Eins aber ward ihm zur unzweifelhaften Gewißheit: die faſt an Abgötterei grenzende Verehrung des geſammten Heeres und jedes Einzelnen insbeſondere für den allmächtigen Friedländer.

Die heitern Zecher waren ſo ausſchließlich mit ſich und ihren Erzählungen beſchäftigt, daß ſie auf alles Uebrige nicht achteten. Das Kommen und Gehen der Diener, welche Speiſe und Trank zutrugen, konnte ihnen ohnehin nicht auffallen. Dagegen würde vorſichtigeren Männern eine Geſtalt, die ſich in Zwiſchenräumen ſtill an die Wand lehnte und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit jedes ihrer Worte einſog, bedenklich erſchienen ſein. Es war der ſchweigſame Seſyn, der nirgends fehlte, wo es etwas zu hören, zu erforſchen, aufzuzeichnen gab. Als vertrauter Diener, Geheimſecretair und Bote für wichtige, oft blos mündliche Aufträge des Herzogs ſtand ihm jede Thür offen. Diener und Pagen liebten den ſtillen Menſchen freilich nicht, doch mußten ſie ihm des Herzogs wegen mit Achtung begeg-

nen. Erſt gegen das Ende der Tafel, tief in der Nacht, als beide Zecher Alles unter einander ſchwatzten, kehrte ihnen der ſchleichende Späher verächtlich den Rücken.

Seſyn ging aber nicht zur Ruhe. Geräuſchlos erſtieg er die Treppe und ſchlüpfte in das Vorzimmer des Herzogs, wo die dienenden Pagen auf Stühlen oder dem Teppich des Fußbodens entſchlummert waren. Am Schlafgemache des Feldherrn, das unmittelbar an ſein Arbeitszimmer ſtieß, raſtete er ein wenig. Gebückt legte er ſein Ohr an die Thür und lauſchte. Sein finſteres, tief liegendes Auge funkelte unheimlich in dem trüben Dämmer der Ampel, die erlöſchend flimmerte. Es war ſo ſtill ringsum, daß Seſyn die Thür behutſam zu öffnen wagte. Ein Blick überzeugte ihn jedoch, daß der Herzog noch wach ſei. Der Wiederſchein der Kerzen aus dem Arbeitszimmer fiel durch die blos angelehnte Tapetenthür. Mißvergnügt zog ſich der Lauſcher zurück. „Dieſe raſtloſe Thätigkeit peinigt mich,“ murmelte er vor ſich hin. „Wie fang' ich es an, dieſe Muskeln und Sehnen von Stahl zu erſchlaffen?“ Unbemerkt, wie er gekommen, verſchwand er wieder aus dem Vorgemach, warf nochmals ei-

nen höhniſchen Blick auf die halbtrunkenen Kriegshelden und ſtreckte ſich, Gedanken ſonderbarſter Art nachhängend, auf ſein Lager.

Wallenſtein hatte unterdeß das von Holk empfangene Schreiben mit wachſendem Intereſſe geleſen. Es war von dem Obriſten Arnim, der früher in Polen gegen die Schweden Krieg geführt hatte und ſeit einigen Jahren in kaiſerliche Dienſte getreten war. Der Geſammtinhalt des Briefes machte den tiefſten Eindruck auf Wallenſtein und veranlaßte ihn, auf der Stelle an den bereits ſehr bekannten Mann eigenhändig zu ſchreiben. Was ihn dazu bewog, werden wir ſpäter erfahren; nur ſo viel ſei bemerkt, daß der Herzog die Ankunft Holk's ganz im Sinne ſeines Aſtrologen erfaſſen zu müſſen glaubte. Dies trieb ihn auch noch zu weiterer Correſpondenz. Kräftig, entſchieden, befehlshaberiſch ſchrieb er mehrere Briefe. Zweifel, die er in ſeiner Seele hegte, wurden in keinem derſelben laut, ſelbſt in den vertrauteſten war ſeine Sprache trocken, der Ausdruck ſchmucklos und kurz. Noch ſo beſchäftigt, trat mit dem Pagen, der ihm ſeinen Nachttrunk und den gewöhnlichen blos aus ein wenig gebackenem Fiſch und Brod beſtehenden Abendim-

biß brachte, Orionda wieder ein. Da Wallenſtein ſie nicht zu bemerken ſchien, ließ ſie ſich ſchweigend ihm gegenüber an den Boden niedergleiten und erwartete geduldig, bis der Herzog aufblicken und ſie anreden würde. Dies geſchah, als der emſig Schreibende den Becher ergriff. Gewöhnt an Orionda's Art und Weiſe, fragte er ohne irgend ein Zeichen von Ueberraſchung:

„Suchſt Du etwas, mein Kind?"

„Nein, Herr!"

„Geh dann zur Ruhe. Es iſt ſchon ſpät."

„Die Luft plaudert zu laut und mein Herz befiehlt mir, bei Dir zu bleiben."

„Was iſt Dir begegnet, Orionda? Fürchteſt Du für meine Sicherheit?"

Das Mädchen ſtand auf und bewegte ſich faſt ſchwebend gegen den Herzog. Es erhob dabei den rechten Arm, um die reiche Lockenfülle zurückzuſtreifen. Der Zufall wollte es, daß ihr zarter, ſchlanker Zeigefinger an den blitzenden Silberſtreif rührte, der ihr Haar zuſammenhielt, und aufwärts deutete. Wallenſtein verfärbte ſich unmerklich, doch ſchon hatte Orionda die eigenthümlich graziöſe Stellung geändert, ſank vor ihm nieder, umfaßte mit beiden Armen die Knie

des Helden und sah mit ihren dunklen melancholischen Augen ihm traurig lächelnd in's Gesicht.

„Seltsames Kind," sprach Wallenstein und wollte sie aufheben. „Wie oft hast Du schon dieselben Gebehrden wiederholt und mir die vom Herzen kommende Zusicherung entlockt, daß ich, so lange ich lebe, Vaterstelle bei Dir vertreten will. Geh' schlafen!"

Orionda schüttelte betrübt ihr schönes Haupt. Thränen traten in ihre Augen, sie ließ die Arme sinken und vorwärts gebeugt, die Wangen fest an die hohen Reiterstiefeln des Herzogs pressend, begann sie leise zu schluchzen. Eine seltene Weichheit überschlich Wallenstein. Er hob die Schluchzende mit starkem Arm zu sich empor, strich ihr prächtiges Haar aus dem Gesicht und küßte sie gerührt auf die Stirn. Orionda schlug groß und glücklich die Augen auf.

„O, küsse mich immer!" sagte sie flüsternd.

Wallenstein lächelte. „Meinst Du, es schicke sich für einen so rauhen Krieger, wie ich bin, daß er noch Küsse auf die blühenden Wangen junger Mädchen drücke?"

„Hast Du nie geküßt?"

Ueber des Herzogs Stirn ging eine trübe

Wolke. Er sah schwermüthig vor sich hin. Mechanisch griff die Hand nach dem Becher, dessen Inhalt er im raschen Zuge leerte.

Orionda's Haupt ruhte auf dem Schooße des Helden. Aufblickend bemerkte sie die verdüsterten Mienen des außerordentlichen Mannes. Sie fühlte, daß er nicht glücklich, nicht so glücklich sein könne, wie sie es ihm wünschte, und indem sie aufsprang, seinen Nacken umschlang und wiederholt ihre jungfräulichen Lippen auf den strengen Mund des Herzogs preßte, rief sie leidenschaftlich: „Herr, Herr, die Sterne wollen es, daß ich Dich lieben muß! O stoße mich nicht von Dir, mein Licht, mein Held!"

Schluchzen erstickte ihre Stimme. Wallenstein fühlte abermals die leidenschaftlichen Küsse des Mädchens, und obwohl ihm seit langen Jahren alle geschlechtliche Zuneigung fremd geblieben war, konnte er das anmuthige Geschöpf doch nicht hart und kalt von sich weisen. Er ließ sie gewähren. Erst als Orionda wieder herabgeglitten war und ihn nun mit wonneseligen Blicken ansah, nahm er ihr sein geröthetes Gesicht in seine beiden Hände, küßte sie auf den Mund und sagte gerührt:

„Mein Kind! Wie lange habe ich nicht mehr die klaren Augen meiner Theodora gesehen! Der Name Vater, meinem Herzen so theuer, wird vom Lärm der Kiegstrompete überschrien. Nur wie ein fernes, fernes Echo rauscht er zu mir herüber, bewegt und beglückt mein Herz! Du gibst mir dies entschwundene Glück auf Stunden wieder, Orionda, und dafür danke ich Dir! Liebe mich immer, mein Kind, liebe mich, wie das Kind seinen Vater. Ist es wahr, daß Ein Stern, daß die glücklichen Strahlen Jupiters über mir und Deinem schuldlosen Kindeshaupte auf- und untergehen, so vermag keines Schicksals Macht uns zu trennen. Mein bist Du, mein sollst Du sein, als verdankteſt Du mir Dein in undurchdringliches Dunkel gehülltes Leben!"

Wallenstein war aufgestanden. Die zarte Gestalt Orionda's ruhte an seiner Brust. Sanft umschlangen ihre Arme den Hals des Helden. Die Blicke des Mädchens hingen glücklich an den seinen. Die Hand wie segnend auf die schimmernden Locken Orionda's legend, stand er geraume Zeit. Langsam erhob er das Haupt, den Blick und heftete ihn auf den Vorhang, der, verschoben, einen schmalen Fensterstreif sehen

ließ. Die Luft hatte sich geklärt. Flimmern der Gestirne und düster aufleuchtendes Roth ferner Brände gewahrte der Herzog zugleich.

„Orionda, mein Kind, geh' zur Ruh!" sprach er nochmals, umfaßte das Mädchen und geleitete es in das Vorzimmer, wo er einem Pagen befahl, die Ermüdete bis an ihr Gemach zu begleiten. Dann begab er sich, mit starker Willenskraft seine Gefühle bekämpfend, von neuem an die Arbeit. —

Bevor noch der Morgen graute, ward es in und um des Herzogs Quartier lebendig. Reitende Boten verließen Aschersleben auf schnellen Rossen und schlugen vor der Stadt verschiedene Richtungen. ein. Später stieg Wallenstein selbst, nur im Lederkoller und statt des Helmes mit einem spitz zulaufenden Hut von grauem Castor bedeckt, den ein hoher blutrother Federstutz überwallte, zu Pferde. Mehrere Obristen, darunter der Kroatenführer Isolani und Holk, befanden sich in seinem Gefolge. Bewaffnete ritten im Vor- und Nachtrabe. Der Herzog schlug den gradesten Weg nach dem Lager ein. Während des Rittes unterhielt er sich einige Male angelegentlich mit Holk.

Um die Morgendämmerung, die ringsum den Horizont in jenes röthliche Fahl tauchte, das einen windigen und regnerigen Tag verheißt, zeigten sich in den Gebüschen längs der schlechten Straße sonderbar bewaffnete Reiter, bald einzeln, bald paarweise. Sie waren sehr bunt, aber nichts weniger als gut bekleidet, ritten starke Pferde und hatten sich mit vielen Waffen beladen. An jedem Sattel hingen wenigstens zwei große Pistolen, während die Reiter außer krummen Türkensäbeln noch eine lange Muskete über dem Rücken und im Gürtel ebenfalls Pistolen und Dolche trugen. Wallenstein grüßte diese verdächtig aussehenden Gesellen ziemlich freundlich, fragte Einzelne kurz und streng und nickte mit dem Kopfe, wenn die Antwort rasch erfolgte, gleichviel, welcher Art sie war. Diese Buschklepper standen in Wallenstein's besonderer Gunst. Es waren verwegene Mitglieder jenes Zigeunerlagers, das er, wie uns bekannt ist, in den Schluchten des Coczakow aufgehoben hatte. Am Ende des Waldes hielt Zaponik, der Anführer dieser seltsamen Schaar, der jetzt Hauptmannsrang bekleidete. Er war prächtig bewaffnet, ritt einen feurigen Hengst aus dem Marstalle des

Herzogs und trug ein Bärenfell, das malerisch über dem Brustharnische durch silberne Spangen zusammengehalten ward. Auch ihm hingen Muskete, Säbel und Pistolen an Schulter, Hüfte und Sattel. Als er den Herzog durch die scharfe Morgenluft daherſprengen sah, gab er seinem Thiere die Sporen, salutirte vor dem Feldherrn und ritt sogleich an seine Seite.

„Sind wieder Unruhen vorgefallen?" fragte Wallenstein.

„Durch meine Leute nicht, Herr," versetzte Zaponik. „Aber ich habe eine Frage an Dich zu thun."

„Nun?"

„Befiehl, daß Orlonda wieder ins Lager zurückkehrt. Mein Weib vermißt sie und versinkt in Trauer um das Mädchen, das sie so innig liebt."

„Das Kind taugt nicht unter die rohen Gesellen!" versetzte Wallenstein. „Ueberdies würde sie sich grämen, wenn ich sie aus meiner Nähe verbannte. Sie liebt mich und ich — ich habe sie ebenfalls gern."

„Mein Weib will es aber nicht."

„Will nicht, Gott's Schand'! Sage ihr,

daß ich Orionda um mich haben will, daß ſie mein iſt. Sie vertreibt mir die böſen Gedanken. Wenn ihr zarter Finger die Zither berührt, weicht der Dämon des Zweifels von mir, der oft mein Glück verdüſtert. Ihre Stimme umflüſtert mich, wie fernes Friedensgeläut. Sie iſt mein David. Was bedürft ihr des zarten Mädchens im wüſten Tumult des Lagers!"

Zaponik grüßte und ritt ſchweigend wieder zurück auf ſeinen Poſten. Wallenſtein verſank in ſein gewöhnliches, ſtilles Sinnen. Holk, welcher von dem geführten Geſpräch nur wenige Worte verſtanden hatte, fragte Iſolani, wer das allerliebſte Kind geweſen ſei, das geſtern einige Male während ihres kleinen Gelages durch das Zimmer gegangen. Der Graf lächelte lüſtern, deutete auf den Herzog und ſagte ganz leiſe: Es heißt, ſie ſei eine Zigeunerin und die Tochter des robuſten Bramarbas, der eben mit dem Alten ſprach. Möglich, daß es ſo iſt, aber ich bin der Meinung, daß ſie eigentlich unſers gewaltigen Generals Feldliebchen, ſo ein Stückchen Maitreſſe iſt. Die Klugen und Abergläubiſchen, denen ich mich nicht zuzuzählen bitte, behaupten gar, urſprünglich ſei das Dirnchen der leibhaftige

Teufel, der dem Herzoge die Sterne verschieben helfe, damit ihm Alles nach Wunsche gehe! Gott mag wissen, wie die Sachen zusammenhängen! Ganz mit rechten Dingen geht's schwerlich zu, denn ich habe schon oft bemerkt, daß unserm Gebieter nicht wohl zu Muthe ist, wenn er die Dirne nicht sieht oder um sich weiß. Von Vielen, die ihn und sein Geheimwesen genau kennen, erfuhr ich, daß er sich erst zur Uebernahme des Generalats entschließen konnte, nachdem das Wundermädchen auf ganz geheimnißvolle Weise zu ihm gekommen war."

Ehe wir den Herzog auf seinem Ritt weiter begleiten, müssen wir unsern Lesern Aufschluß geben über Orionda und ihr jetziges Zusammensein mit Wallenstein. Das eigenthümliche Mädchen begleitete die Herzogin mit nach Eger, wohin Wallenstein die Gemahlin von Wien aus beschieden hatte. Auch ihre angebliche Mutter nebst Libussa folgten ihr dahin. Zaponik mit dem größten Theil seiner gelenken, unerschrockenen Gesellen fand sich, auf des Herzogs Befehl, in Kurzem ebenfalls in der Nähe des Werbeplatzes ein, während der alte Harant mit seiner Enkelin

nach Prag zurückkehren durfte, da dem Ritter seine Güter durch Wallenstein's Verwendung beim Kaiser wieder zurückgegeben und ihm selbst volle Verzeihung zugesichert worden war. In Eger erklärten Libussa und Orionda einstimmig, daß sie unter allen Bedingungen das Heer begleiten würden. Das nämliche that die ernste Zigeunerin. Alle drei zogen als Marketenderinnen in's Feld, doch übergab Libussa zuvor ihren Knaben der Aufsicht der Herzogin. So lange die gewaltige Heeresmasse durch die deutschen Gauen zog und nur kurze Rast, meist von wenigen Tagen, machte, blieb Orionda stets unter dem Trosse, als aber ein festes Lager aufgeschlagen wurde und die Tage zu Wochen und Monden sich verlängerten, bemerkte man eine tiefe Schwermuth an dem Mädchen. Sie floh die Gesellschaft, den Tumult der stets lustigen, aber freilich auch rohen Soldaten, und da es die Umstände doch nicht gestatteten, daß sie bei ihrer finstern Mutter bleiben konnte, so bat sie den Herzog um Aufnahme in seinem, von wildem Gelärm weniger heimgesuchten Hauptquartiere. Wallenstein gewährte das Gesuch gern und gewöhnte sich in Kurzem so sehr an das liebe Kind, daß er nur

die Wahrheit ſagte, wenn er es ſeinen David nannte. Namentlich ſeit der vergangenen Nacht, wo Orionda's Leidenſchaft ſo unverholen die heftigſte Neigung ihm zu erkennen gegeben, war er feſt entſchloſſen, das verlaſſene Mädchen nicht mehr von ſich zu geben. Sie ſollte ihm einſtweilen, was ſie ſelbſt ſo innig wünſchte, Dienerin, zuweilen Geſellſchafterin ſein und ihm im Zelt des Feldlagers die jüngere, ferne Tochter einigermaßen erſetzen. —

Schweigend ward Wallenſtein von den Truppen begrüßt, als er nach mehreren Stunden das Lager erreichte. Vorausgeeilte Boten hatten ſeine Ankunft gemeldet. Die Regimenter ſtanden geordnet und ſalutirten den Feldherrn. Wallenſtein liebte weder im Hauſe, noch im Lager den lauten Lärm. Acclamationen, welcher Art ſie immer ſein mochten, waren ihm verhaßt. Ernſt bis zur Düſterheit, ſtreng bis zur grauſamen Härte, ſah er es am liebſten, wenn der Soldat durch Schweigen ihm ſeine Achtung zu erkennen gab. Langſam ritt er jetzt die Regimenter entlang, forſchende, finſtere Blicke auf die glänzenden Reihen der ſtattlichen Krieger werfend.

Manchmal hielt er sein Pferd an und that an den ersten besten gemeinen Soldaten einige Fragen, die aufs genaueste bewiesen, daß er mit seinem Leben und Thun vollkommen bekannt war. Diese Herablassung, dies Bekümmern um Wohl und Wehe auch des Geringsten erwarb ihm die unbegrenzte Verehrung Aller und verschaffte ihm den Ruf, daß er eben so allwissend als unverwundbar sei.

Zufrieden mit dem Zustande des Heeres, rief er alle commandirenden Generäle und Obristen zusammen, stellte ihnen den neu angeworbenen Reiteroffizier in Holk vor und hielt sogleich einen Kriegsrath. Nach den eingezogenen Erkundigungen, den Aussagen Holk's und den Nachrichten, die ihm noch jetzt von einzelnen Offizieren überbracht wurden, beschloß er mit Beistimmung des Kriegsrathes, einen Angriff auf den gegenüber lagernden Feind zu machen.

„Der Hauptangriff," sprach er, „muß von den Verschanzungen aus geschehen. Er soll die Mannsfeldischen herauslocken ins freie Feld. Während sie blindlings vordringen, will ich ihnen die Fuchsfalle öffnen. Ihr, Holk, begleitet mich.

Ich muß mit eigenen Augen ſehen, was Ihr könnt und wollt. Der Kampf wird einige Tage dauern, aber wir werden ſiegen. Mannsfeld muß aufs Haupt geſchlagen werden. Das gibt uns friſche, unausgeſogene Ländereien, willige Recruten, die ich brauche und um wenig Geld haben will, um den Perücken in Wien zu zeigen, daß ein Schwert mehr vermag, als eine Feder — und endlich Macht. Stimmen die Herren meinen Gründen bei, ſo werden wir binnen Monatsfriſt Deutſchland beherrſchen bis an die Küſten der Oſtſee und über den Wogen des Belt wird der kaiſerliche Adler ſeine Schwingen entfalten."

Der verſammelte Kriegsrath gab ſeine Zuſtimmung. Auf den nächſten Morgen noch im Schatten und Schutz des Nebels, der in weiter Ausdehnung die Stromniederungen bedeckte, ward der erſte Angriff feſtgeſetzt. Schon nach wenigen Stunden verließ Wallenſtein das Lager wieder, diesmal aber in einer Begleitung von mehrern tauſend Mann. Mit dieſen ſchlug er anfangs die Richtung nach Aſchersleben ein, wandte ſich aber nach zweiſtündigem Marſche links, zog weit hinauf an der Elbe und bewerkſtelligte des Nachts

leicht und ſicher den Uebergang. Unbemerkt und zeitig genug, um kampffähig zu ſein, legte er ſich mit ſeinen Tapfern in einen Hinterhalt.

Mit Tagesanbruch wurden vom Lager des Friedländers die Mannsfeldiſchen Truppen angegriffen. Der Kampf war blutig und blieb unentſchieden. Mit gleichem Erfolge rangen die Streitenden noch mehrere Tage mit einander, Es waren nur Scharmützel, keine Schlacht. Dieſe erfolgte erſt ſpäter, nachdem Wallenſtein durch liſtiges Manövriren ſeinen wilden und kampfgeübten Gegner rundum abgeſchnitten und hart an die Elbe gedrängt hatte. Eingekeilt von zwei Seiten zwiſchen die Schanzen und Brückenköpfe, die das Friedländiſche Lager deckten, brach unerwartet der Herzog ſelbſt mit den beſten Truppen aus ſeinem Hinterhalte hervor und erfocht jenen glänzenden Sieg, der Mannsfeld's ganzes Heer vernichtete und ihm, wie er vorausgeſagt hatte, durch unzählige Ueberläufer ganze Compagnien, ja neue Regimenter einbrachte. Holk hatte an dieſem Tage ſeine kriegeriſchen Talente glänzend bewährt. Wallenſtein lobte ihn vor dem ganzen verſammelten Heere und ſchenkte ihm

fünfhundert Ducaten nebst zwei Isabellen aus seinem Marstalle. Ueberdies wiederholte er nochmals die bereits zugesicherte Erlaubniß, daß er sich aus dem Kern des ganzen Heeres ein Regiment zusammensuchen dürfe, wie er es wünsche. Im Voraus ward ihnen der Name „Holkische Jäger" beigelegt.

Unaufhaltsam flohen die zerstreuten Reste der geschlagenen Mannsfelder nach den nahen Marken, Wallenstein aber kehrte zu Aller Erstaunen nach Aschersleben zurück, ohne Befehl zu geben, die flüchtigen Feinde zu verfolgen und vollends aufzureiben.

„Teufel, ist der Herzog toll?" fuhr Holk auf, als er die unzweideutigen Anstalten, das Generalquartier wieder zu beziehen, bemerkte. „Ich denke erst an der Ostsee soll Rasttag gehalten werden!"

„Pst!" bedeutete Isolani den Vorlauten. „Sein Spiritus — dabei zeichnete er die Figur einer Schlange in der Luft — gibt es nicht zu. Laß Dich das nicht stören, Bruder, der Herzog weiß genau, was uns, was dem Heere, was Deutschland und was ihm gut ist."

Erſt nach mehreren Wochen brach Wallenſtein auf und zog in weitem Bogen mit ſeiner ganzen Streitmacht durch Schleſien nach Ungarn.

Zweites Kapitel.

Das Sommerpalais des einflußreichen Grafen Harrach in Wien war seit Kurzem ein Sammelplatz vieler ausgezeichneter und vornehmer Personen. Man sah täglich weltliche Excellenzen, hohe Geistliche, selbst dem Kaiserhause innigst Verbundene darin aus- und eingehen. Die Herzogin von Friedland, des Grafen Harrach Tochter, hatte es nach dem Wunsche ihres ehrgeizigen Gemahls mit ungewöhnlich glänzendem Gefolge bezogen und beschlossen, auf unbestimmte Zeit ihre Residenz daselbst aufzuschlagen. Auf den fernen Gütern des Herzogs in Mähren und Böhmen war es ihr zu einsam und der neue Palast, den ihr Gemahl mit fürstlicher Pracht in Prag erbauen ließ, konnte unter Jahren noch nicht be-

zogen werden. Ueberdies wünschte aber auch der Herzog, daß seine Gemahlin möglichst häufig am Kaiserhofe erscheinen und durch ihre gewinnende Persönlichkeit ihm die Herzen derer zuwenden möge, an deren treuer Anhänglichkeit und damit zusammenhängender Unterstützung ihm am meisten gelegen war.

Die Rückseite des nicht zu umfangreichen Palastes sah nach einem geräumigen Garten, der in heitern, anmuthigen Anlagen sich bis an den nahen Donauarm erstreckte. Ein Gitterthor von vergoldetem Eisen schloß den Hauptgang, der zugleich Landungsplatz war. Durch dieses Thor sah man den blauen Wasserspiegel des Flusses, die vorübergleitenden Kähne und in weiter Ferne die fruchtbare Landschaft. Vor dem Thore lagen stets einige Gondeln angekettet, deren sich die Herzogin bisweilen zu einer Lustfahrt bediente. Seit die hohe Frau den Palast ihres Vaters bewohnte, kam es nicht selten vor, daß Besuchende von der Donauseite her das Haus betraten. Sie waren hier den Blicken des Volkes weniger ausgesetzt und mancher bei officiellen Besuchen vorgeschriebenen Förmlichkeit überhoben. Aus diesem Grunde war das Gitterthor jetzt

immer unverſchloſſen, nur eine Kette, die ſich leicht aus- und einhängen ließ, hielt die beiden Flügel zuſammen.

Breite Stufen führten aus einem kleinen Salon des Palais in den Garten herab, der jetzt häufig der Spiel- und Tummelplatz zweier Kinder war, die aus der Ferne von aufmerkſamen Dienern beobachtet wurden. Dieſe Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren von faſt gleichem Alter, das Mädchen dunkelblond, von feinem Gliederbau, ſchlank und, obwohl erſt acht Jahr alt, äußerſt graziös in allen Bewegungen. Sie hatte auffallend ſchöne braune Augen und eine feine, nur wenig gebogene Naſe. Die Stirn war hoch, klar, ernſt und gab dem ſonſt ſo milden Kindesantlitz etwas Herriſches. Der Knabe, um weniges jünger, ähnelte ſeiner Geſpielin in nichts. Er hatte goldhelles, glänzendes Lockenhaar, das ihm frei um den Nacken floß, ein ſtrenges Auge und zeigte in all ſeinen Bewegungen bei größter Gewandtheit eine unverkennbare Luſt zu halsbrecheriſchen Abenteuern.

Beide Kinder ſah man in der Regel in friedlicher Eintracht mit einander verkehren. Sie plauderten harmlos von Dieſem und Jenem, wie

Kinder zu thun pflegen, ward aber Hugo von Theodora entschieden aufgefordert, ihr etwas zu erzählen, so sprach er mit Lebhaftigkeit von den Thaten, die er nach Verlauf einiger Jahre im Kriege zu thun gedenke. Dabei funkelten seine blitzenden Augen, die kleine Hand ballte sich und über der Nasenwurzel färbte sich die jugendlich zarte Haut röthlich in Gestalt einer brennenden Flamme. Ein Blick lehrte, daß diese Kinder nicht Geschwister sein konnten.

Hugo trug die Kleidung eines Pagen in Friedland's Farben. Er saß auf der untersten Treppen-Stufe und machte sich sehr ernsthaft mit einem hölzernen Schwert zu schaffen, woran er den wackligen Griff zu befestigen suchte. Neben ihm wand Theodora einen Kranz aus frisch geschnittenen Blumen, die eine Dienerin ihr darreichte. Die Glasthüren des Salons waren geöffnet, um die würzige Luft des lauen Sommerabends hereinströmen zu lassen. Geschäftige Diener gingen ab und zu, ordneten einiges Silbergeschirr auf einer Tafel, setzten Früchte auf und entfernten sich dann wieder.

„Wem flichst Du den Kranz?" fragte Hugo,

das wieder befeſtigte Schwert durch einige keck in die Luft geführte Hiebe probirend.

„Mir ſelbſt,“ verſetzte Theodora, „doch wenn er Dir gefällt, geb' ich ihn gern. Es ſind noch viel Blumen im Garten.“

„Ich mag ihn aber nicht. Blumen verwelken, und ich will Kränze, die immer grün bleiben.“

„Auch im Winter?“

„Warum nicht?“

Theodora lächelte ſehr ſchelmiſch. „Kannſt Du auch machen, daß es im Winter nicht ſchneit?“

„O das iſt recht ärgerlich!“ verſetzte Hugo betrübt und mit verdüſtertem Auge. Nach kurzer Pauſe fügte er lebhaft hinzu: „Sag' mir doch, liebe Theodora, warum iſt der Mann nicht mit uns gegangen, der alle Nächte ſo lange den Himmel anſah? Er hat mir einmal geſagt, als wir noch in Rochoſecz waren, daß er aus uns Allen machen könne, was er wolle. Die Sterne flüſterten ihm das zu. Meinſt Du nicht, daß ſeinen Worten auch der Winter gehorchen werde?“

Theodora hatte den fertigen Kranz in ihren Schooß gelegt und ſehr aufmerkſam Hugo's

Fragen gelauscht. „Du meinst Zenno, nicht wahr?"

„Wen sonst?"

„Der ist mit dem Vater in den Krieg gezogen."

„Was soll der alte Mann im Kriege? Er hat ja kein Schwert und seine Hände zittern."

„Das macht nicht's! Der Vater hat mir's selbst gesagt, daß Zenno ihm sage, gegen wen er das Schwert ziehen müsse."

„Und daran glaubt Dein kluger Vater, liebes Kind?" fragte eine sonore Männerstimme unvermuthet das treuherzig plaudernde Mädchen. Theodora erschrak ein wenig und wendete schüchtern ihr Köpfchen um, während auf Hugo's Stirn das dunkle Flammenzeichen sichtbar ward. Hinter den Kindern stand ein langer, hagerer Mann in schwarzer Tracht, die ein feiner schwarzseidener Mantel leicht verhüllte. Ein niedriger, breitkrempiger Hut beschattete das blasse, äußerst kluge Gesicht. Er schien zu lächeln trotz des schneidend scharfen Blickes, der auf den Kindern ruhte.

„Warum erschreckst Du uns so?" fragte in

vorwurfsvollem Tone Theodora. „Haben wir Dir etwas zu Leide gethan?“

Der Fremde lächelte jetzt wirklich. „Vergib mir, kleine Prinzessin,“ erwiederte er wohlwollend und mit einem Schmelz in der Stimme, den man nach der ersten Frage nicht vermuthen konnte. „Sage mir nur ganz offen, ob Dein Vater das, was Du Deinem jungen Freunde hier mittheiltest, wirklich glaubt?“

„Der Vater hat es mir gesagt, Hochwürden,“ versetzte Theodora mit einer höflichen Verbeugung, „und der Vater lügt nicht. Auch hat er mir, wenn er recht gut war, immer gelehrt, daß das Horchen eine garstige Gewohnheit sei.“

Sie trat von der Stufe herab und zog auch Hugo mit sich, als wolle sie dem Fremden aus dem Wege gehen. Dieser zuckte kaum merklich mit den Achseln und indem er scherzend der kleinen Prinzessin antwortete: „Du bist eine strenge Sittenpredigerin, mein schönes Kind,“ schritt er mit schlürfendem Fuße die Stufen hinauf und verschwand hinter den Flügelthüren.

Es war Lamormain, der ungesehen von den in ihr Gespräch vertieften Kindern an der Gartenpforte gelandet war und ihre ganze Unterhaltung

belauscht hatte. Diesem Manne war nichts unbedeutend, am wenigsten das trauliche Geplauder schuldloser Kinder aus der unmittelbaren Umgebung des Mannes, der seit einem Jahre das Schwert des Kaiserreiches schwang und unumschränkt über Krieg und Frieden, über Wohl und Wehe der Völker gebieten konnte. Lamormain war dem Herzoge Freund, weil er Krieg gegen die Ketzer führte, mehr noch aber neigte er dem Kaiser zu, dessen religiösen Fanatismus er kannte und mit weiser Vorsicht stets nährte und schürte. Am allermeisten liebte er jedoch die Kirche, d. h. sich selbst und seine heimlichen Pläne. Wer diese kreuzte, den haßte er, wer sie durchschaute und zu zerstören trachtete, dessen Tod erflehte er zum Heil der Kirche, während er ein Hochamt hielt.

Seit Wallenstein, das Haus Oesterreich gegen die anwachsende Feindesmacht zu retten, in den Krieg gezogen war und zwar unter Bedingungen, die, obschon den Zeitläufen nach nothwendig, doch hart, egoistisch und habgierig erscheinen mußten, glaubte Lamormain sein geistiges Auge noch um ein Bedeutendes verschärfen zu müssen. Geschmeidig, wie ein Sammethandschuh, näherte er sich brieflich dem stolzen Herzoge und

wußte ihn durch indirecte Sprachwendungen dahin zu bestimmen, daß Friedland Gemahlin und Tochter nebst Umgebung nach Wien schickte. Lamormain wollte ergründen, in wie weit er dem gewaltigen Herzoge trauen dürfe und ob der Herzog dem kaiserlichen Hofe, d. h. ihm, dem Beichtvater Ferdinand's, Glauben schenke. Die kindliche Aeußerung Theodora's war ihm daher von äußerster Wichtigkeit.

Die Herzogin empfing dem Pater mit herablassender Freundlichkeit. Sie war nicht allein. Ein Freund ihres bejahrten Vaters, ein Vertrauter ihres Gemahls, hatte ihr eben Nachrichten vom Heere gebracht. Freiherr von Questenberg begrüßte den Beichtvater als einen alten, geprüften Freund.

„Ich komme heut im Auftrage Sr. kaiserlichen Majestät, hohe Frau," begann Lamormain das Gespräch, „um — doch ich sehe, daß ein eiligerer Freund mir bereits zuvorgekommen ist. Nehmen Sie daher nur den Glückwunsch unsers geliebten Kaisers entgegen, dem ich den meinigen unterthänigst und bescheiden beifüge. Seine Majestät geruhten zu behaupten, daß dem Hause Oesterreich nie ein größerer Dienst von einem getreuen Unterthanen geleistet worden sei, als

gegenwärtig durch den tapfern Heldenarm und das überlegene Feldherrntalent Ihres erlauchten Gemahls. Alle Nachrichten vereinigen sich dahin, daß, wo sich die Heeresmassen des kaiserlichen Feldherrn zeigen, die Feinde weichen, ja die Flucht ergreifen, noch ehe man die Waffen gegen sie braucht."

„Wenn mein Gemahl dem Reiche irgend einen Dienst geleistet hat," versetzte die Herzogin, „so freue ich mich dessen von Herzen und darf wohl im Geiste Albrechts hinzufügen, daß ich keine größere Ehre, keinen erhabeneren Ruhm kenne, als den, für das Haus Habsburg siegreich die Waffen geführt zu haben."

„Habsburg stritt immer für Aufrechthaltung der alleinseligmachenden Kirche," fügte Lamormain hinzu und schlug ein Kreuz.

„Natürlich," meinte Questenberg. „Gingen doch die Vortheile der katholischen Kirche mit denen des römischen Kaisers von jeher Hand in Hand."

„Jetzt aber sind sie völlig in einander verschmolzen, so daß jenes alte Wort: „wer nicht für mich ist, der ist wider mich," eben so auf

die Feinde des Kaisers, wie der christkatholischen Kirche angewendet werden müssen."

„Und doch," entgegnete Questenberg, „will es mir zuweilen scheinen, als müsse dieser Krieg zum Besten des deutschen Reiches in der Folge eine mehr politische Bedeutung gewinnen. Die ursprünglichen Feinde der Kirche, die böhmischen Ketzer, sind besiegt und in Fesseln geschlagen; diejenigen aber, welche gegenwärtig ihre Sache mit so großem Eifer verfechten, gebrauchen Kirche und Religion nur als begeisterndes Panier."

„Und daraus folgern Sie, Graf?" fragte Lamormain fast theilnahmlos.

„Daraus folgere ich, daß es dem Kaiser nicht zu verdenken sein möchte, wenn er als Oberhaupt des deutschen Reichsverbandes zur Erhaltung seines Ansehens in Reich und Kirche die Feinde beider bekämpfte."

„Nun Dank sei es der heiligen Jungfrau," fiel Lamormain lebhaft ein, „daß des Kaisers Angelegenheiten in der Hand eines so kriegserfahrnen Mannes ruhen, wie es der Gemahl unserer durchlauchtigsten Wirthin ist!"

Die Herzogin verbeugte sich. Zwei Pagen trugen aus dem Salon einen runden Tisch her-

bei, der mit Früchten, kalten Speisen und italienischem Wein besetzt war. Während man Einiges genoß und die Pagen zur Bedienung stets bereit standen, lenkte der Beichtvater des Kaisers die Unterhaltung speciell auf das Haus des Friedländers.

„Ihre liebenswürdige Tochter, gnädige Herzogin, die ich draußen im Garten in Gesellschaft des trotzigen Knaben traf, über dessen Abstammung noch immer ein ungelichtetes Dunkel schwebt, hat mir einige interessante Winke über das Leben des großen Feldherrn mitgetheilt."

„Theodora?" fragte die Herzogin. „Das Kind plaudert gern und oft Dinge, die es nicht versteht."

„Sie ist schön wie ihre Mutter und klug wie ihr Vater. Glauben Sie, Herzogin, daß ich von der Schärfe ihrer Beobachtung überrascht worden bin?"

„Sie machen mich selbst neugierig, Hochwürden."

Leichtfertig scherzend, als gelte es blos eine anmuthige Tischunterhaltung, fuhr Lamormain fort: „Die Neigungen des erlauchten Vaters scheinen auf die Tochter übergegangen zu sein.

Schon mehrmals, wenn ich des Abends durch den Garten nach meiner Gondel ging, bemerkte ich das kluge Geſicht Theodora's am offnen Fenſter, die klaren Kinderaugen feſt auf die blitzenden Sternbilder geheftet. Auch hörte ich ſie ſchon von dem greiſen Manne ſprechen, der ihrem Vater anzeige, wer ihm Freund, wer Feind ſei, und es war mir intereſſant, zu erforſchen, wie lebendig der Geiſt in einem Kinde iſt, wenn er von geheimnißvollem Reiz frühzeitig zu thätiger Theilnahme aufgeſtachelt wird."

„Dieſe Bemerkung," verſetzte die Herzogin, „habe ich allerdings ſeit einiger Zeit ebenfalls an dem Kinde gemacht. Früher, als der Aſtrolog noch in unſerer unmittelbaren Nähe lebte, begnügte ſich das Kind, ihn neugierig anzuſchauen, erſt, ſeit er nicht mehr um uns iſt, geht ein Körnchen des räthſelhaften Samens auf, der ſo oft unwillkürlich in die Seele des Kindes fiel."

„Es iſt alſo nicht erdichtet, hohe Frau, daß der Herzog aus den Sternen das zukünftige Schickſal der Welt deuten zu können glaubt?"

„Mein Gemahl ſucht ſich durch eigenes Studium zu überzeugen, ob die Weiſen der Zeit ihre Behauptungen auf haltbare Gründe ſtützen."

„Sind Sie ein Gegner der Aſtrologie, Hochwürden?“ fragte Queſtenberg.

„Ich werde nie der Gegner einer Sache ſein, die ich nicht vollkommen erforſcht habe. Die Wiſſenſchaft der Aſtrologie intereſſirt mich und ich bedaure nur, daß meine vielen und heiligen Geſchäfte mir nicht die nöthige Muße übrig laſſen, um mich einige Zeit anhaltend mit ihr beſchäftigen zu können. Um ſo mehr drängt es mich, geſprächsweiſe das Bedeutendſte darüber zu erfahren. Wenn Männer von ſo gewaltigem Geiſte und ſo großer Schärfe der Urtheilskraft, wie der Gemahl unſerer gnädigſten Wirthin, ſich ernſthaft mit ſo unergründlicher Wiſſenſchaft befaſſen, ſo iſt man ja wohl genöthigt, einigermaßen darauf zu achten.“

„Ich habe immer gehört,“ fiel Queſtenberg arglos ein, „daß zum Verſtändniß der Himmelszeichen, die für die Welt Bedeutung gewinnen ſollen, der Entwurf eines Horoſcops ganz unerläßlich ſei.“

„Man ſagt ſo,“ meinte die Herzogin.

„Das Horosſcop unſeres tapfern Feldherrn hat ihm jedenfalls große Thaten vorhergeſagt,“ verſetzte Lamormain.

„Weshalb, Hochwürden?“

„Darum, Herr Graf, weil der Herzog sonst unmöglich mit so großer Zuversicht die Erschaffung eines Heeres von funfzigtausend Mann hätte verbürgen können.“

„Nun,“ erwiederte Questenberg lächelnd, „da er sein Versprechen gehalten hat, muß doch das Orakel eines Horoscops nicht zu verachten sein.“

„Heißt der Mann nicht Zenno?“ fragte Lamormain.

Die Herzogin bejahte durch eine stumme Verbeugung.

„Es wundert mich,“ fuhr der Jesuit fort, „daß sich der Herzog die Last eines solchen gewiß viele Ansprüche machenden Träumers aufgebürdet hat. Das unstätte Leben im Felde, sollt' ich meinen, müßte die Beobachtungen und Berechnungen eines Sterndeuters außerordentlich stören oder mindestens unzuverlässig machen. Sollte die Wirksamkeit eines so gelehrten Mannes nicht eine größere werden, wenn er in abgeschiedener Stille nur seinen Entdeckungen Wort und Namen gäbe?“

„Behüte Gott!“ entgegnete Questenberg. „Was haben Sie für Begriffe von Astrologie!

So viel ich davon verstehe, bleibt das einmal gestellte Horoscop immer giltig, und der Astrolog, oder wer sonst das Sternenwesen versteht, hat weiter nichts zu thun, als täglich nach der jedesmaligen Stellung der Gestirne die nöthigen Linien nachzuziehen, um immer im Klaren zu bleiben."

„So! so!" sagte Lamormain mit größter Achtung. „Und aus diesen neu hinzukommenden Linien gestaltet sich im Sinn der Astrologen der fernere Lebenslauf desjenigen, dem das Horoscop gehört?"

„Nicht anders!"

Die Herzogin erhob sich. Das astrologische Gespräch der beiden Herren machte sie befangen. Auch konnte sie nicht einsehen, weshalb eine Allen gleich unbekannte Angelegenheit mit solcher Ausführlichkeit noch weiter besprochen werden sollte. Mit edlem Anstande vorabschiedete sich Questenberg von der Fürstin, mit an Demuth streifender Höflichkeit der Priester. Auf dem Corridor trennten sich beide Männer. Lamormain ward von zwei Pagen durch den Salon nach dem Garten bis zu seiner Gondel geleitet, die im matten Schein des aufgehenden Mondes

pfeilschnell über die blauen Wellen dahin glitt.

Seinen breitkrempigen Hut tief in's Gesicht gedrückt, den feinen Mantel fest um sich schlagend, dachte Lamormain über das Gehörte lange und ernstlich nach. Die trotzige Zuversicht des neuen Feldherrn, den der Kaiser in all seinen wunderlichen Forderungen eiligst hatte bestätigen müssen, wollte dem Priester nicht gefallen. Zwar hatte er im Augenblick der drohendsten Gefahr selbst dazu gerathen, hatte die Vorzüge und Verdienste Wallensteins mit beredtem Munde in hellstes Licht gestellt, und doch empfand er jetzt, da das Unvermeidliche geschehen war, ein heimliches Grauen vor der fürchterlichen Schöpferkraft dieses unergründlichen Mannes. Ein Trommelwirbel, ein Trompetenstoß, ein einziger Aufruf waren hinreichend gewesen, mehr denn zwanzig tausend streitbare Männer aus aller Herren Länder unter die kaiserlichen Fahnen zu versammeln. Gab es auch vieles Gesindel darunter, so waren doch bei weitem die Meisten erprobte Krieger. Alle Unterbefehlshaber hatten lange Jahre mit Auszeichnung gedient und hießen dem Herzoge mehr oder weniger befreundet. Jeder Einzelne führte

ihm ganze Fähnlein, Manche mehrere Tausende zu.

Man hatte dies Anfangs in Wien für ein abenteuerliches Gerücht gehalten, wie deren in unruhigen Zeiten so viele umlaufen. Die Bestätigung der Wahrheit folgte aber bald nach. Wallenstein selbst meldete sie dem Kaiser in einem eigenhändigen Briefe. Ferdinand jubelte darüber und war aufrichtig erfreut, einen Mann von so wunderbaren Gaben seinen Unterthan nennen zu können. Lamormain fühlte anders. Die höflichen Redensarten des Briefes deuchten ihm Hohn zu sein; ein übermüthiges Jauchzen wilder Kraft schien ihm versteckt hinter den demüthigen Worten zu lauern. Zum ersten Male argwohnte er hinter dem Thun des ungewöhnlichen Mannes geheime Absichten. Die Frage: wird dieser Feldherr das Schwert für Petri Kirche und deren Diener oder für blos weltliche Größe und Macht führen? ließ dem eifersüchtigen Jesuiten fortan keine Ruhe. Er beschloß, ganz still, blos für sich, ohne irgend eine Absicht dabei blicken zu lassen, Wallensteins nächste Umgebung in die Maschen seines Netzes zu ziehen, um durch sie die so geheim gehaltenen Pläne des schlauen Fürsten nach und nach zu errathen.

Am meiſten empörte den Jeſuiten die rückſichtsloſe Verachtung oder wenigſtens Gleichgiltigkeit des kaiſerlichen Feldherrn gegen die Kirche als Inſtitut. Es ließ ſich nicht wegläugnen, daß er Lutheraner und Calviniſten eben ſo willig in ſein Heer aufgenommen hatte, als Katholiken; ſogar lutheriſche Obriſten führten das Commando über einzelne Heerabtheilungen. Ein Krieger, deſſen heiligſte Pflicht es war, für die Religion zu ſtreiten, konnte ſo nicht verfahren, ohne noch andere, der Kirche vielleicht feindliche, Pläne im Rückhalt zu haben.

Dies Alles, ſchon ſeit Wochen des Prieſters Tag- und Nachtgedanke, beſprach Lamormain während der einſamen Gondelfahrt nochmals in ſeinem Geiſte. Theodora's kindiſche Aeußerungen, die ſpäter angeknüpfte Unterhaltung mit der Herzogin verſtärkten und beſtätigten ſein gegen den Herzog gefaßtes Mißtrauen. Er hielt es für zweckmäßig, fortan den kaiſerlichen Feldherrn als einen heimlichen Gegner der Kirche zu betrachten. Sein jeſuitiſches Sittengeſetz ſchrieb ihm vor, Wallenſtein ſtets zu benutzen, ununterbrochen zu brauchen, im Gebrauch aber ihn aufzureiben und — zu beſeitigen. Auf dieſer nächtlichen Gondel-

fahrt unter prachtvoll schimmerndem Sternenhimmel ward Wallensteins Sturz von dem begabtesten Schüler Loyola's beschlossen. Als er ausstieg, um lautlos, wie ein Schatten, nach der Hofburg zu schlüpfen, überglänzte das herzlose Lächeln feiger Ueberlegenheit, die es für groß hält, dem verhaßten oder gefürchteten Feinde unter zärtlichen Freundschaftsworten Gift in den Labetrunk zu schütten, die marmornen Züge des Jesuiten. Einen Augenblick stand er still am Burgthor. Langsam hoben sich die spähenden Augen unter dem schirmenden Hute zum Himmel empor und die leis gemurmelte Frage verklang ungehört in die Luft: „Mag Zenno auch an den Lichtern da oben erkennen, was hier vorgeht?"

Lamormain drückte fest die lange weiße Hand an sein Herz. Dann senkte er plötzlich die Augen, wie geblendet von strahlender Helle, schlug ein Kreuz und verschwand im Innern der Burg.

In den nächsten Ereignissen glaubte der schlaue Priester eine Bestätigung seiner Annah-

men und Voraussetzungen zu erblicken. Das kaiserliche Heer hatte unerwartet den Kriegsschauplatz in eine ganz andere Weltgegend verlegt und bekämpfte oder bekämpfte auch nicht einen Feind, den zwar das Kaiserhaus zu fürchten, schwerlich aber in so bedenklichen Zeiten zu neuen Rüstungen aufzufordern hatte. Fern im Norden Deutschlands war der Heerd des Feuers, das an den Stufen des Thrones, an der Bekleidung geweihter Altäre leckte. Dort stand der treue, uneigennützige Tilly, der besonnene Feldherr der Liga, der noch niemals eine Schlacht verloren hatte. Mit ihm sollte Wallenstein sich verbünden, den Feind gemeinschaftlich bekämpfen und in dem zerrütteten Deutschland wieder Ruhe und Ordnung herstellen. Statt dessen zog der eigensinnige, maßlos stolze Fürst von Land zu Land, schlug ungeheure Lager auf, unterhandelte mit aller Länder Herren, war mit Jedem Freund, ohne es mit Einem ehrlich zu meinen, und that im Grunde gar nichts. Nur äußerlich, in seinem Auftreten entfaltete er eine bis dahin nie gesehene Pracht.

An den Kaiser liefen häufig Depeschen von ihm ein. In diesen legte der Feldherr jederzeit

die Beweggründe seines auffallenden Verfahrens so genügend dar, daß Ferdinand an der Unentbehrlichkeit und ergebensten Treue seines mächtigsten Unterthans nie länger als Augenblicke zweifelte. Der Zug nach Ungarn, den er gegen Ende des Sommers begonnen hatte, war zwar nicht nach seinem Sinne, allein es galt, den auffässigen Bethlen Gabor zu züchtigen und seine Vereinigung mit Mannsfeld zu hintertreiben, und so ließ er denn geschehen, was zu ändern sein kaiserlicher Wille nicht vermochte.

So verging der Herbst und Weihnachten nahte heran. In Preßburg war ein vortheilhafter Frieden mit dem siebenbürger Fürsten zu Stande gekommen. Bethlen Gabor versöhnte sich mit Habsburg und Ferdinand frohlockte, einen so zähen und widerhaarigen Feind endlich los zu sein. Er war vollkommen einverstanden mit Wallensteins zögerndem Handeln, und wären nicht so verschiedene Gerüchte über dessen ruhmlose Kriegführung in Ungarn aller Orten umgelaufen, hätten mächtige Unterthanen des Kaiserreiches nicht wiederholt bittere Klage gegen die furchtbaren und grausamen Erpressungen des Friedlän-

ders erhoben, so würde Ferdinand nie glücklichere Tage, als gerade jetzt, verlebt haben.

Lamormain war so fein, daß er den Klagen so Vieler nicht beipflichtete. Weder Lob noch Tadel kam über seine Lippen. Er sprach nur vom Heil der Kirche und bedauerte, daß die Ketzerei noch immer nicht gänzlich ausgerottet sei. Er wußte, daß diese Saite in Ferdinands Seele stets laut erklang.

Häufig empfing der kaiserliche Beichtvater Couriere und Boten, da er die Beschlüsse des Cabinets fast allein leitete. Es waren dies immer erprobte Leute und ihm wohl bekannt. Deshalb fiel es ihm auf, als kurz vor Weihnachten ein Mann sich bei ihm melden ließ, welcher mit geheimer Botschaft von Wallenstein an ihn abgesendet zu sein vorgab. Ein junger Mann, im Kleide eines Pilgers, trat ein. Lamormain kannte ihn durchaus nicht, aber er schöpfte Verdacht, als er das erdfahle Gesicht des Fremden und seine tiefen, stechenden Augen erblickte, die von kohlschwarzen, über die Stirn dachartig herabfallenden Haaren halb verdeckt wurden. Der Pilger lehnte sich auf seinen Stab und ohne den Muschelhut abzunehmen, betrachtete er ge-

raume Zeit die feinen, aristokratisch kühlen Gesichtszüge des Priesters.

„Du bist also der berühmte Mann, den man des Kaisers rechte Hand nennt?“ fragte der Pilger mit hohler Stimme, die wie aus dem Grabe heraufklang. „Längst war es mein Wunsch und das Stöhnen meines Gebetes, Dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen!“

„Frommer Bruder,“ versetzte Lamormain, dem diese Einleitung wenig zusagte, „kommst Du aus dem Morgenlande zurück?“

„Am heiligen Grabe habe ich gebetet für das Wohl unserer hochheiligen Kirche und deren erhabene Beschützer.“

„Du hast eine geheime Botschaft zu bringen vom Herzoge von Friedland?“

„Ich sprach den Herzog, und weil er in mir einen eifrigen Diener der Kirche Christi erblickte, vertraute er mir Papiere an, die er nur in die Hand eines Mannes legen wollte, dessen Füße die heilige Erde berührt hätten, auf der unser Erlöser gewandelt.“

Mit diesen Worten überreichte der Pilger einen Brief. Lamormain empfing das Schreiben, durchschnitt den seidenen Faden, der es um-

wand, ohne das Siegel zu beſichtigen, da er in der Aufſchrift die ihm wohlbekannte Hand des Herzogs erblickt hatte. Der Pilger verharrte regungslos in ſeiner Stellung, während der Prieſter mit wachſendem Staunen den kurzen Bericht las. Die Händ zitterte ihm, ſelbſt ſeine Mienen, an Verſtellung und Geheimhaltung der geheimſten Gedanken und Gefühle ſo gewöhnt, nahmen auf wenige Augenblicke einen andern Ausdruck an. Dann faltete er die Depeſche ruhig zuſammen und legte ſie vor ſich auf den Tiſch.

„Kennſt Du den Inhalt?“ fragte er, auf die verhängnißvollen Zeilen deutend.

„So genau, wie mich ſelbſt,“ erwiederte der Pilger.

„Wer biſt Du dann?“

„Ein Feind aller Lüge, allen Verraths!“ ſagte der Pilger und richtete ſeine Geſtalt hoch empor.

„Nenne mir Deinen Namen.“

„Der kann Dir nichts frommen.“

„Doch,“ erwiederte Lamormain kalt. „Du könnteſt ja ein Schuft ſein, der aus gemeinem Haß einen großen Mann um Ehre und Ruhm

bringen wollte. Der Teufel hüllt ſich gern in fromme Gewänder.“

„Hochwürden,“ ſagte der Pilger, „ich habe erlebt, was jene Zeilen berichten.“

„Das kann möglich ſein. Ich finde nur darin nichts weiter, als die politiſche Maßregel eines klugen und mächtigen Mannes. Der Krieg erheiſcht viele, blutige und grauſame Opfer, warum ſollte der Ban von Croatien nicht unter dieſe gezählt werden können?“

Der Pilger zuckte die Achſeln. „Mir däucht, Meuchelmord iſt immer ein Verbrechen, wird er aber geübt aus Rachſucht und Feigheit, ſo ſteigert er ſich zur Scheußlichkeit.“

„Was beweiſt dies gegen den Herzog von Friedland?“ verſetzte Lamormain. „Weil er ſich einen Feind vom Halſe ſchaffte, der ihm unbequem war, ihn vielleicht in ſeinen größern Plänen ſtörte, ſoll ich glauben, er hege egoiſtiſche Abſichten, die nicht mit dem Intereſſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes und der chriſtkatholiſchen Kirche zu vereinbaren ſeien? Eine ſo thörichte Zumuthung darfſt Du einem Bauer, nicht einem Zögling Loyola's machen.“

„Ich habe gethan, was mein Gewiſſen mir

hieß. Nicht verleumden, nicht verkleinern will ich den Herzog, deſſen große Eigenſchaften ich willig anerkenne, aber warnen muß ich diejenigen, die den Worten dieſes hinterliſtigen, furchtbaren Mannes blindlings vertrauen. Der Herzog von Friedland iſt groß, ein treuer Freund, ein ſiegreicher Held, ſo lange ſeinem Willen unbegrenzte Freiheit geſtattet wird, verſucht dieſen zu beſchränken, und Ihr werdet zu ſpät erkennen, daß ſein Haß unverſöhnlich, ſeine Rache unerſättlich iſt!"

Lamormain lächelte. „Du ſchilderſt den Menſchen, frommer Bruder, nicht den Herzog," ſagte er mitleidig. „Ich fürchte ſeine Rache nicht, ich verachte ſie. Beruhige Dich! Petri Kirche ruht auf Felſengrunde, das Kaiſerhaus lehnt ſich vertrauend an ſie an. Es gehört eine gewaltigere Fauſt dazu, als die des Herzogs, um ſolch ein Zwillingspaar zu — überliſten!"

Noch zauderte der Pilger. Er ſchien mit einem Entſchluſſe zu kämpfen. „Was warteſt Du?" fragte ihn der Pater. „Du ſiehſt, ich bin gelaſſen und nicht mißtrauiſch. Es ſtände in meiner Macht, Dich feſtnehmen und in ſichern Gewahrſam bringen zu laſſen. Noch mehr, ich

könnte Dich dem Herzoge ausliefern, der mein Freund ist. Vielleicht würde er einen unzufriedenen Diener in Dir erkennen und einen Versuch mit Dir anstellen, wie weit seine Rache geht. Aber ich will nicht! Du sollst frei von hinnen ziehen und, wenn Dein Herz, Dein Gewissen Dich drängen, mir stets mit neuen Nachrichten angenehm sein. Es bildet nichts mehr, als Menschenkenntniß, es fördert nichts schneller unsere Ausbildung zur Gottähnlichkeit, als wenn wir recht tief in die Herzen unserer irre gehenden Mitmenschen blicken können. Meinen Dank nimmst Du mit Dir! Die Engel des Herrn geleiten Dich! Gehe hin in Frieden!"

Der Pilger fühlte die Hand des Priesters auf seinem Haupte. Lamormain neigte sein Ohr zum Munde des Fremden herab. Dem Säuseln einer Geisterstimme vergleichbar vernahm dieser die Worte: „Dein Name versinkt in die Brust eines geweihten Priesters."

Bezaubert nannte sich der Pilger. An dem triumphirenden Lächeln im Auge des Jesuiten erkannte er, daß seine Mittheilung auf fruchtbringenden Boden gefallen war. —

Am Spätabend hatte Lamormain Vortrag

beim Kaiser. Er steckte den Brief zu sich, ehe er sich in die kaiserlichen Gemächer begab. Ferdinand war noch wichtig beschäftigt. Das Friedensinstrument, welches Bethlen Gabor vollkommen in seine Hände lieferte, war ihm durch einen Courier von Wallenstein zugeschickt worden. Ein Schreiben des Herzogs stellte die Lage des Heeres, das zwar von dem naßkalten Herbstwetter viel gelitten hatte, als sich verbessernd dar und meldete nebenbei den unerwartet erfolgten Tod des Ban von Croatien. Ferdinand achtete wenig darauf. Angenehmer war es ihm, daß der Herzog im Laufe des Winters nach Wien zu kommen versprach. Diese letzte Nachricht vertraute er sogleich seinem geheimen Gewissensrathe, indem er hinzufügte: „Der Herzog thut ganz Recht daran. Käme er nicht freiwillig, so würde ich am Ende genöthigt sein, ihn herzurufen, um meine übrigen getreuen Diener und Unterthanen zufrieden zu stellen. Wie nun, Lamormain, was sagst Du zu diesem Meisterstreich?“

„Ich war immerdar ein aufrichtiger Bewunderer des Herzogs, Sire, weshalb ich nie gezweifelt habe, daß seine Handlungsweise die Folge reifer Ueberlegung sei.“

„Murtesa Pascha zurückgetrieben, Mannsfeld nach Dalmatien entwichen, der Fürst von Siebenbürgen zum Frieden genöthigt, bei allen Heiligen, Du mußt zugeben, daß solche Erfolge den Lärm einer Schlacht aufwiegen!"

„Es sind Thaten, wofür Ew. Majestät dem Herzoge dankbar sein dürfen, wenn er auch vielleicht noch Bedeutenderes hätte thun können."

„Verlangen wir nicht das Unmögliche. Unser getreuer Feldhauptmann hat mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wüßte er gar, wie seine Gegner ihn verleumden, er verlöre vielleicht Lust und Muth, seinem Kaiser, wie bisher, beharrlich zu dienen."

„Sie haben direct Depeschen erhalten, Sire?"

„Aus Preßburg, wo der Herzog sein Winterquartier halten will."

„Es soll ein wichtiger Mann in Ungarn gestorben sein."

„Ich glaube — der Herzog schreibt davon. Ganz recht! Der Ban von Kroatien, ein junger Mann aus dem Heldengeschlecht der Zriny. Wie bist Du so schnell zu dieser Kenntniß gekommen?"

„Der Herzog selbst hat es mir gemeldet.

Wollen Ew. Majestät die besondern Umstände bei seinem Tode erfahren, möchte ich Sie unterthänigst ersuchen, diese Zeilen zu lesen."

Ferdinand empfing die Depesche ziemlich gleichgiltig, aber er erbleichte und mußte sich an den Tisch anklammern, als er deren furchtbaren Inhalt erkannte. Der Brief enthielt folgende kurze Erzählung:

„Der junge Ban von Kroatien, Georg Zriny, widersprach im Kriegsrathe lebhaft den Ansichten des Herzogs von Friedland, indem er eine Schlacht zu liefern mit allen verbündeten Ungarn eifrig begehrte. Die Stellung des Friedländers war günstig, sein Heer dem Feinde überlegen, aber es ärgerte den Uebermüthigen, daß Untergebene sich ihn zu meistern erkühnten. Er schwor in wildem Zorne: „Und wenn er gewiß wäre, noch am selben Tage über die Leichen der erschlagenen Feinde in Konstantinopel einzurücken und auf den Kuppeln der Sophienkirche die kaiserlichen Adler aufzupflanzen, so würde er doch nicht schlagen!" Später nach einem blutigen Gefecht trat derselbe Zriny mit einem abgehauenen Türkenkopfe vor den Herzog und sagte zu ihm: So muß man des Kaisers Feinde

verfolgen, ſo den Sieg erfechten! Worauf der Feldherr verächtlich erwiderte, er habe der abgehauenen Türkenköpfe ſchon viele geſehen. „Aber keinen ſelbſt abgehauen!“ entgegnete Zriny. Seit dieſem Vorfall haßte der Herzog den jungen Ban als ſeinen Todfeind, lud ihn in Preßburg zur Tafel und vergiftete ihn durch einen Rettich. Ein Augenzeuge.“

„Glaubſt Du daran?“ fragte der Kaiſer nach langer Pauſe.

„Der Charakter des Herzogs läßt die Möglichkeit einer ſolchen That zu.“

„Aber iſt es wahrſcheinlich, denkbar, daß ein Mann von des Herzogs Stellung eine blos voreilige Aeußerung ſo grauſam rächen kann? Welch Schreckliches, Unerhörtes müßte man ſich von ſolch einem Manne verſehen!“

„Die Weltgeſchichte hat ſchlimmere Thaten aufzuweiſen, Sire,“ verſetzte Lamormain mit eiskaltem Lächeln. „Nicht die That, wenn ſie wirklich wahr iſt, erſchreckt mich, nur die Urſache.“

„Die Urſache iſt gemein, kleinlich, verächtlich!“ ſagte Ferdinand entrüſtet. „Könnte man mich überzeugen, daß mein erſter Feldherr, der Mann, dem ich meine unbeſchränkte Huld und

Neigung zugewandt habe, so entsetzlicher Handlungen fähig sei, ich würde meine Hand auf ewig von ihm abziehen und ihn für alle Lebenszeit auf das entlegenste seiner Güter verbannen."

„Sie wollen mir verzeihen, Sire, wenn ich Ihnen zu wiedersprechen wage. Hatte der Herzog nicht vielleicht den heißblutigen Ungar zu fürchten? Es scheint, Zriny konnte den Friedländer einer nachweisbaren Verletzung seiner Feldherrnpflichten beschuldigen, ihn vor ein Kriegsgericht stellen, ihn als Landesverräther brandmarken —"

„Halt ein!" sagte der Kaiser düster und ließ kummerschwer sein ergrauendes Haupt in die Hand sinken. „Ich kann, ich will nicht daran glauben! Friedland hat mir das Leben gerettet hier in diesem Gemach, hat die Feinde unserer hochheiligen Religion mit Feuer und Schwert verfolgt, hat sein ganzes Vermögen mir, mir ganz allein unaufgefordert zum Opfer gebracht — o nein, nein, ein solcher Mann kann nicht läßig sein im Dienst seines Kaisers!"

„Ihre Gefühle, Sire, sind vollkommen die meinigen. Ich würde demüthig vorschlagen, auch diesem Briefe, wie so mancher andern gegründeten

Beſchwerde über den Herzog keinen Werth beizulegen, aber, Sire, vergeſſen wollen Sie weder das Eine noch das Andere! Die Tugend leuchtet in ihrer reinen, fleckenloſen Hülle am hellſten, wenn Verleumdung die ſchwärzeſten Verbrechen ihr andichtet!"

„Vermutheſt Du, wer dieſe ſchwere Anklage gegen unſern Feldherrn verfaßt haben mag?"

„Vermuthungen, Sire, können uns keine Entſchädigung gewähren, nur das Wiſſen bringt Licht."

„Wer brachte den Brief? Hat man den Boten feſtgehalten?"

Auf dieſe Frage trat Lamormain dem betrübten Kaiſer einen Schritt näher. Sein Benehmen, bis jetzt hofmänniſch beſcheiden, geſchmeidig, unterwürfig, ward urplötzlich ein anderes. Der dienende Jeſuit verwandelte ſich in den herrſchenden Prieſter. Der feine, ſtehende Zug des Lächelns gefror in ſeinen Mienen, nur marmorne Härte, die nichts Menſchliches mehr an ſich hatte, blieb zurück. „Mein Sohn," gab Lamormain dem Kaiſer zur Antwort, „der Bote jenes verhängnißvollen Schreibens war an mich geſchickt. Ich habe ihn geſprochen, verhört, ge-

prüft. Ich weiß auch ſeinen Namen. Was eines Prieſters Ohr einmal gehört hat, iſt der Erinnerung unverloren, wenn es je wieder gebraucht werden ſollte. Feſtnehmen? Wozu, mein hoher, kaiſerlicher Herr? Ich kenne den Mann und weiß ihn zu finden. Auf freiem Fuße wird er uns nützen. Sollte dieſer Friedland wirklich Pläne verfolgen, die den Zwecken unſerer Kirche und des heiligen römiſchen Reiches zuwiderliefen, ſo gibt es zwiſchen Himmel und Erde keinen geſchickteren Menſchen, den ſchlauen Fuchs zu überliſten. Krähen werden mit Krähen gefangen!"

Ferdinand unterwarf ſich, obwohl widerſtrebend, der größeren Weisheit ſeines Beichtvaters. Lamormain ſteckte den anklagenden Brief wieder zu ſich, um ihn mit größter Sorgfalt für mögliche Fälle aufzubewahren. Der Kaiſer ließ es geſchehen, hörte geduldig und aufmerkſam dem ziemlich langen Vortrage zu, welchen Lamormain ihm in Regierungsangelegenheiten zu machen hatte, und bat, als die beiden einander ſo ähnlichen und doch wieder ſo verſchiedenen Männer ſchieden, um den Segen des Jeſuiten. Voll Salbung ertheilte Lamormain dieſen dem gläubigen Kaiſer. Ferdinand aber warf ſich inbrünſtig

betend vor dem Crucifix auf die Kniee, als der Jesuit ihn verlassen hatte, und flehte zur Jungfrau Maria, daß sie das Herz seines Feldherrn regieren und ihn fernhalten möge von allem Fehl gegen die Kirche und das deutsche Kaiserhaus.—

„Kaiserliche Majestät waren also gnädig gesinnt," sprach Wallenstein, als er die Berichterstattung des aus Wien zurückgekehrten Sesyn angehört hatte. „Ich habe es erwartet. Doch sag', hast Du herumgehorcht, wie die Dietrichsteine, die Liechtensteine und all' die Andern von mir urtheilen, denen meine Krieger ein paar Scheffel Erbsen verzehrt haben, ohne kaiserliche Gulden baar dafür zu erlegen?"

„Gnädigster Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, muß ich bekennen, daß von dieser Seite ein schweres Wetter drohend gegen Sie anzieht."

„Sie haben mich verklagt, nicht wahr?"

„Sie verklagen Sie täglich, stündlich und der Kaiser wird eine Untersuchung anordnen müssen, um nur gerecht zu scheinen."

„Mag's sein, ich verachte die Herren! Was?

Dieſe auf Polſtern Tag und Nacht ruhenden Schwächlinge wollen von dem ruhelos umhergehetzten Krieger verlangen, daß er ſich mit Kleie und Waſſer begnügen ſoll? Gott's Schand', ich will ihnen ein Lied vorſingen über Krieg und Kriegesbrauch, daß ihnen jahrelang die Ohren davon gellen ſollen, wenn ich nach Wien komme."

„Noch heftiger ſcheint ſich der Churfürſt von Baiern über Ew. fürſtlichen Durchlaucht Kriegführung beſchwert zu haben," fuhr Seſyn in ſeinem Bericht fort. „Der Churfürſt meint, ſeit Sie Herzog geworden, ſähen Sie die andern Fürſten blos über die Achſeln an und wären zu ſtolz, um mit Feldherren von zwar geringerem Stande, aber doch gleichem Verdienſt nur zu verkehren, viel weniger ihnen Verſtärkungen zukommen zu laſſen."

„Ha, ha, ha! Der Churfürſt iſt gar nicht dumm! Glaub's wohl, daß ihm die goldenen Sporen und das Fürſtenhütlein, das ich mir ehrlich erworben habe, die Nachtruhe ſtören. Ja, hätte ich nicht Augen, wie eine Katze, die all die Finſterniſſe durchſehen, welche die vermaledeiten Pfaffenröcke künſtlich zu machen verſtehen, da würde ich freilich des Baiern Feldherrn ſogleich unterſtützt

und ihm die Mittel in die Hand gegeben haben, mir oder dem Kaiſer Schach anzubieten. Man muß ſich halt vorſehen mit dem Baier! Er paßt mir ſchon längſt auf den Dienſt."

„Auch kann man den Grund nicht wohl einſehen, weshalb Ew. Durchlaucht ſo viele Proteſtanten im Heere aufgenommen."

„Gott's Schand'," fuhr Wallenſtein auf, „was fällt den Herren denn ein! Soll ich den Schulmeiſter machen? Oder denkt man, wenn ich mit den Augen zwinckere, ſo ſchneit der Himmel Soldaten? Schaff' mir eine Armee, die tauglich iſt, hat mir der Kaiſer befohlen, als ich ihm Arm und Vermögen bot, und ich habe ihm eine Armee geſchafft, trefflich, kampfluſtig und ſiegesdurſtig, wie Cäſars Legionen. Ich nahm die Menſchen, wie ich ſie fand. Die Kraft der Glieder, nicht ihre albernen religiöſen Anſichten warb ich für mein gutes Geld. Wenn Mönche und Prieſter das Reich erretten können, mir ſoll's recht ſein. Mein Commandoſtab ſteht dem erſten beſten Pfaffen zu Gebote. Der Teufel mag Feldherr ſein, wenn die Kutten im Kriegsrathe ſitzen!"

„Seine Majeſtät ſchienen ſich ſehr auf

Ew. Durchlaucht Beſuch in Wien zu freuen. Sie erkundigten ſich angelegentlich nach Ihrem Befinden."

„Ich werde gehen und beim heiligen Wenzel eine Sprache führen, daß jedes Wort wie eine brennende Kohle auf die Glatzen der Pfaffen fallen ſoll! Sahſt Du den Queſtenberg? Er kennt mich, kennt den Krieg, er muß doch wiſſen, daß Heere von vierzig, funfzigtauſend Mann nicht wie die Fröſche von Mücken leben, noch auch ſo ſtill und ſittſam ſich betragen, wie adlige Jungfrauen in einem Fräuleinſtift! Iſt ihm denn die Zunge verdorrt, daß er nicht ſpricht?"

„Queſtenbergs Geſinnungen gegen Ew. Durchlaucht ſind die eines treuen, theilnehmenden Freundes, ſeine Stimme dringt aber nicht mehr durch. Selbſt die Fürſtin, Ihre hohe Gemahlin konnte ernſtliche Beſorgniſſe nicht verbergen. Sie äußerte wehmüthig, daß ſie ſehnlichſt Sie, Herr Herzog, wieder zu ſehen wünſche. Ihr Haus vereinſamt, ſeit das Heer in Ungarn von Unglück heimgeſucht ward. Nur Pater Lamormain und einige Vertraute ihres Vaters blieben ihr treue Freunde."

„Lamormain!" wiederholte Wallenſtein finſter

und leis. „Mich dünkt, der Prieſter iſt mir ein böſer Dämon! — Ich weiß genug," fuhr er laut, zu Seſyn gewendet, fort. „Du haſt mir einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, ſei deshalb bedankt. Du liebſt die Pferde. Macht es Dir Vergnügen, ein Geſchenk von mir anzunehmen, ſo ſuche Dir unter den vier Rappen, die ich von Bethlen Gabor erhalten habe, den beſten aus. Laß ſein! Ich bin kein Freund von dieſen hündiſchen Aufwartekünſten, die den Menſchen entwürdigen. Bleibe mir treu geſinnt und leb' wohl!"

Hätte Wallenſtein ſein Auge rückwärts wenden können, als er nach dieſer Unterredung mit ſeinem Geheimſchreiber, vertrauten Courier und Unterhändler das Zimmer verließ, ſo würde er zurückgeſchrocken ſein vor dem Ausdruck ſataniſchen Freudenjubels, der in den blaſſen Mienen Seſyns aufleuchtete. Ziſchendes Lachen, wie das einer Schlange, erleichterte die Bruſt des rachedürſtigen böhmiſchen Edelmannes. Höhniſch bewegte er das ſchwarzbehaarte Haupt, während ſeine brennenden Augen die Thür durchbohren zu wollen ſchienen, die eben hinter dem Herzoge ins Schloß gefallen war.

„Geh' nur immer, geh', Du kluger Spieler

auf dem Schachbrett des Himmels, die eine Schlinge, die ich um Deinen Fuß geſchlungen, wirſt Du nimmermehr abſtreifen! Du rechneſt mit Sternen das Schickſal von Königen und Reichen aus, ich zähle nur die Zahlen Deiner kunſtreichen Exempel zuſammen und ziehe das Facit. Es iſt eine große Sache, mit Worten klug und ſparſam umzugehen! — Wohl, den Rappen nehm' ich an. Das Thier iſt jung und ſchnellfüßig. Man kann nie vorher wiſſen, wozu man einen guten Renner gebrauchen mag."

Vergnügt und ſelbſtzufrieden ging Seſyn in den Marſtall des Herzogs, ließ ſich die vier Rappen vorführen und traf mit roſſekundigem Blick eine vortreffliche Wahl. Er beſtieg den muthigen Hengſt, um Kraft und Ausdauer deſſelben in gewagtem Ritt zu erproben. Als er wieder zurückkam, hörte er in einer Weinſtube lebhaftes Geſpräch und Zitherſpiel, Geſang und das Aufſtampfen geübter Tänzer. Einige Stimmen kamen ihm bekannt vor. Er hielt ſeinen Rappen an, ſtieg ab, übergab ihn der Pflege eines Kroaten, der an der Thürpfoſte lehnte, und trat in das Weinhaus.

Hohe und niedrige Officiere aus Wallen-

steins Heere saßen um lange Tafeln und sprachen dem edlen Ungarweine mit der Ausdauer erprobter Kenner zu. Die meisten spielten außerdem noch und Massen von Gold- und Silbermünzen wanderten aus einer Hand, aus einer Tasche in die andere. Flüche, Gelächter, Lärm aller Art begleiteten unabläßig das Rollen der Würfel. Wer die aufgeregten Mienen der Herren, ihre blitzenden, vom Feuer der heißen Rebe gerötheten Augen und die drohenden Gebehrden sah, der mußte jeden Augenblick den Ausbruch eines blutigen Streites besorgen.

Kleinere Tische, an denen nicht gespielt wurde, hatten Gäste feinerer Art oder doch gemäßigteren Charakters inne. Zwar tranken auch diese nach Sitte jener Zeit und der Angewohnheit der Krieger sehr stark, doch ließen sie sich nicht vom Geist des Weines so ganz überwältigen, daß sie ein begonnenes Gespräch nicht mit Lebhaftigkeit hätten fortführen können. Die Mitte des Raumes nahmen zwei ungarische Tänzer ein, die in eng anliegenden Beinkleidern, in Stiefeln und Sporen, ohne Wamms und mit flatternden Hemdärmeln, das lange schwarze Haar glänzend von Fett, in den wunderlichsten Wendungen und

Verrenkungen des Körpers ein sehr gemischtes Publicum höchlichst ergetzten. Eine einzige Zither gab Melodie und Tact der Tänze an und wurde so meisterhaft gespielt, daß selbst die in Spiel und Weinkrug vertieften Herren von Zeit zu Zeit den sanft sich einschmeichelnden Tönen einige Aufmerksamkeit schenkten.

Die Zitherspielerin war Orionda. Ernst, fast melancholisch schweiften ihre großen Augen über die tumultuarische Gesellschaft, nur wenn sie auf die kräftige Gestalt eines ihr zunächst sitzenden großen Mannes fielen, der sich von den übrigen Kriegern durch seine prächtige Tracht, die einem Jägeranzuge ähnelte, auszeichnete, überflog ein spöttisches Lächeln die ruhig-kalten Züge des spielenden Mädchens.

„Holk," rief einer der lebhaft sprechenden Männer, die allein an ihrem Tische saßen, „willst Du Dich schon wieder von unserer Lagerhexe bezaubern lassen? Was wird denn aus Dir, Holk? Hast Du Deines Namens vergessen und willst Du ein girrender Täuberich werden?"

„Gottes Fluch!" schrie Isolani an der langen Tafel, „ihr Teufel habt mich wieder einmal mit eurem verfluchten Glück ausgeplündert!"

In diesem Augenblicke trat Sesyn ein. Isolani, halb trunken, wankte ihm entgegen, umarmte und küßte ihn und zog ihn sogleich in einen Winkel des Zimmers, wo er dem Courier erst sein Unglück mittheilte und daran abenteuerliche Vorschläge knüpfte, wie ihm wieder aufzuhelfen sei. Sesyn hätte den Unbequemen gern abgeschüttelt, er getraute sich aber nicht, Gewalt anzuwenden, da er bemerkte, daß auch die Uebrigen des Weines schon zu viel genossen hatten und aus geringem Anlaß leicht eine blutige Metzelei hätte entstehen können.

Holk war inzwischen dem Rufe gefolgt und hatte an dem kleinen Tische Platz genommen. Die Tänzer feierten, tranken gleich den Uebrigen und es trat eine weniger lärmende Pause ein. Orionda verließ ebenfalls ihren Platz, schlüpfte leicht an den Wänden fort und stand nach ein paar Sekunden wieder unweit Holk, die Zither im Arm.

Eine kleine Weile sprachen Holk's neue Gefährten mit so gedämpfter Stimme, daß ihre Unterhaltung nicht von Allen verstanden werden konnte, weil aber der Jägerobrist ihre Behauptungen in Zweifel zog, wurden sie schnell wieder unüberlegt laut.

„Er thut's!“ betheuerte der reiche Graf Terczky, der erſt vor Kurzem des Herzogs Schwager geworden war. „Ich hab's aus ſeinem eigenen Munde.“

„Und Du mußt wiſſen, Bruder Holk,“ ergänzte Illow, ein eben ſo verwegener als beutegieriger Offizier, der Wallenſtein ſein ganzes Glück zu verdanken hatte, „er ſpricht nichts aus, was er nicht ſo ſicher hat, als läg's in ſeiner Truhe. Meinſt Du etwa, unſer Feldherr ſcheere ſich 'was um Papſt, Kaiſer und Jeſuiten? Nicht einen Hauch! Ging's ihm nach, er bände ſich einen Beſen aus blanken Schwertern und kehrte die ganze Cleriſei zur Welt hinaus. O, das wußte und äußerte er ſchon damals, als er noch brütend auf ſeinen Herrſchaften ſaß und den ruhmloſen Kreuz- und Querzügen des Baiernfeldherrn zuſah!“

„Was wäre denn der Welt damit gedient?“ ſagte Holk. „Einen Herren muß Volk und Land immer haben und ohne Beichtſtuhl und Pfaff geht's eben ſo wenig. Was ſollten wir denn anfangen mit unſern Sünden, wenn wir den angeſammelten Vorrath nicht von Zeit zu Zeit einem dickbäuchigen Pfaffen zur Verdauung in die Kutte practicirten?“

„Red'ſt Du doch, wie ein Mädchen! Anfangen! Mit unſern Sünden anfangen! Wenn's keine mehr gibt, he? Wenn ſie der Herzog abſchafft, wie Alles, was nutzlos iſt und dumm und unbequem? Da red' einmal, ich bitt' Dich, mit dem Graukopf! Hollah, Brüder, es lebe der Herzog und die neue Zeit, die er mit ſeinem Schwerte einführen wird!"

Auf dieſen Ruf erhoben ſich nicht blos die zunächſt Sitzenden, um anzuſtoßen, auch die Spielertafel fiel brüllend ein, weil der Name des Herzogs genannt worden war. Seſyn, noch immer von Iſolani feſtgehalten, ward aufmerkſam.

„Meinetwegen!" ſagte Holk. „Mag Wallenſtein anſtiften, was er will, auf meine Hilfe darf er ſich verlaſſen. Ich kann's nur nicht glauben, daß ein ſo kluger Herr ſeine tiefſten Gedanken jedermann kundgibt."

„Ich bin ſein Freund und Terczky iſt ſein Schwager."

„Hat er Euch auch Erlaubniß gegeben, davon zu reden?"

„Wir ſind unter uns," ſagte Illow.

„Wenn auch! Große Unternehmungen wollen

behutsam angegriffen sein. Laß die Fürsten und Bischöfe dahinter kommen und Du kannst die Hostie darauf nehmen, daß sie Alles in Grund und Boden verderben!"

„Verderben! Ha, ha, ha! Wer will unsern Feldherrn verderben? Er hat ja alle Macht in Händen, größere Macht, als selbst der Kaiser!"

„Illow!" rief warnend Terczky.

„Er hat die Macht vom Kaiser!" betonte Holk.

„Und braucht sie in des Kaisers Namen!" setzte Terczky eben so hinzu.

„Unser allergnädigster Kaiser soll leben!" schrie Isolani, der unter den letzten Worten hinter Terczky's Stuhl getreten war. Abermals klangen Gläser und Stimmen tosend durch einander und das Anstoßen und Trinken wollte gar kein Ende nehmen. Illow, der sein Glas auf einen Zug ausstürzte, fiel in ein krampfhaftes Lachen.

„Aber Illow!" sagte Terczky sehr ärgerlich.

„Höre, lieber Graf," erwiederte dieser stotternd, „laß mich in meiner Laune. Es ist ganz so, wie's dereinst immer sein wird und soll. Aber ich muß lachen, sagt, was Ihr wollt. Hinterm

Herzoge der Kaiſer! Ha, ha, ha, ha! Verkehrte Welt eine neue Welt!"

Abermals fiel der Trunkene in ſein weitſchallendes Lachen. Seſyn, dem kein Wort entgangen war, ſuchte in Terczky's und Holk's Mienen ihre Meinung zu leſen, Beide ſchienen indeß auf die zuſammenhangsloſen Reden des jetzt offenbar völlig Berauſchten wenig zu geben.

Orionda blickte Holk fragend an und zog ihn bei Seite, während Terczky den wankenden und immerfort lachenden Illow unterm Arm faßte und mit ihm forttaumelte. Die Zurückbleibenden hörten den Lachenden noch von der Straße.

„Höre nicht auf ſie!" ſagte Orionda feierlich. „Wer ihn verſtehen will, muß die Allmacht der Natur kennen."

Holk ſah das Mädchen mit zärtlichen Blicken an. „Kennſt Du ihn ganz und weißt, was er ſinnt und ſchafft?"

„Sein Sinn iſt groß, ſeine Gedanken weit wie die Welt!"

„Du liebſt ihn?" ſagte Holk.

„Er iſt meine Sonne. Wär' ich ohne ihn? Könnt' ich athmen, ohne den Glanz ſeines Au-

ges gesehen zu haben? Ich lebe von dem Abfall seiner Gedanken."

„Und liebt er Dich eben so?"

Orionda's Haupt sank auf die Brust herab, sie schwieg eine Weile und schlug dann sanft erröthend die Augen wieder zu dem Anführer der Jäger auf. „Das Zeichen seines Sternes ist auf meine Stirn geätzt," versetzte sie bewegt. „Keine Hand kann es verwischen und so lange es sich zeigt, wird er mich freundlich beachten."

„Seltsames Wesen!" sprach Holk und drückte das Mädchen fest an sich. „Um dieses Glaubens, dieser unbegreiflichen Schwärmerei willen liebe ich Dich. Sei mein Weib!"

Orionda entwand sich den Armen des Kriegers. „Frage ihn und den weisen Mann, der all seine Schritte zählt und berechnet," versetzte sie lieblich bescheiden, fuhr mit der Hand über die Saiten der Zither und gab damit das Zeichen zum Beginn eines neuen Tanzes.

Sesyn hatte schon früher die tumultuarische Gesellschaft verlassen. In geringer Entfernung schlich er dem forttaumelnden Paare nach, das so unbegreifliche Reden geführt hatte. Erst, als

er Gewißheit erlangt, daß außer kräftigen Flüchen und ſchäckerndem Lachen nichts zu hören war, kehrte er wieder um, beſtieg ſeinen Rappen und ritt langſam in das Quartier ſeines vertrauten Gebieters.

zweifeln, daß gefliſſentliche, planvolle Verleumdung hier im Spiele ſei? daß man einen Mann, deſſen Charakter eben ſo ſehr Achtung verdiente, als ſeine Fähigkeiten und uneigennützige Aufopferungsluſt alle Claſſen der Staatsbürger zu Anerkennung und Dank verpflichten mußte, aus egoiſtiſchen Gründen Böſes nachgeſagt habe!

Von dieſem Eindruck, welchen er im Augenblick ſeines Einzuges in Wien machte, war der Herzog ſchon eine Stunde ſpäter unterrichtet. Der eigene Schwiegervater brachte ihm die erfreuliche Kunde. Der Jubelruf des Volkes hatte ihm ſchon früher die erfreuliche Gewißheit gegeben. Er dankte dem alten Grafen mit einem kurzen: „Ich weiß, ich weiß!“

Ein reizendes Mädchen, voll Leben und Luſt, flog Theodora dem hohen Vater entgegen. Wallenſtein hob ſie lächelnd zu ſich empor, küßte ihr Stirn und Haar und ſagte wahrhaft glücklich: „Meine liebe, liebe Tochter!“

Theodora weinte und lachte vor Freude, daß der Vater nun endlich wieder da ſei, bewunderte die hohen weißen Corduanſtiefeln und noch mehr die großen goldenen Sporen, die bei jedem Tritte ſo wunderlich klirrten.

Die Gattin begrüßte Wallenstein still, sanft und herzlich. Isabella umschlang lange seinen Nacken und schluchzte leis. „O mein Albrecht," sprach sie nach einer Weile, „wie viel habe ich um Dich gelitten! Erst nun ich Dich wohlbehalten wieder in meinen Armen halte, glaube ich, daß ein dauerndes Glück für mich aufgespart sein kann."

„Wie thöricht sprichst Du!" erwiederte der Herzog mißbilligend. „Ist das ein Gruß, wie ich ihn fordern darf, Isabella? Sieh, als Sieger, ruhmgekrönt und mächtig, kehre ich heim und Du läßt mich Worte hören, als sei mein unvermeidlicher Untergang nah' vor der Thür."

„Du hast viele, viele Feinde, Albrecht," entgegnete gefaßt die Herzogin, „weit mehr und mächtigere, als Du geneigt sein wirst, zu glauben. Ich fürchte, man hält Spione, die Dich aushorchen und jedes Wort aufzeichnen, das Du unbelauscht gesprochen glaubst! Und nicht blos Deine Reden mißbilligt man, auch Dein Glaube, Dein Vertrauen auf eine geheimnißvolle Kunst wird angefochten."

„Sie ärgern sich, daß es weissagende Stimmen über und in uns gibt," sagte Wallenstein

mit jenem bittern Lächeln der Verachtung, das ſein Geſicht ſo oft eigenthümlich überglänzte. „Deshalb ſei unbeſorgt, Iſabella! Ich weiß, bis wie weit des Menſchen Wißbegierde ſich erſtrecken darf und werde nie freveln, nie blindlings dunkler Deutung vertrauen. Was ich geworden bin, war mein ſchon in der Wiege. Es ſagen's Alle, die im Buch der Sterne zu leſen verſtehen. Ich ſelbſt habe mich davon überzeugt. Hundertmal beobachtete ich die heilige Zeichenſchrift, die der Allmächtige in der Nächte Finſterniß und Stille erglänzen läßt, und nie habe ich etwas anderes in ihr erkannt, als das prophetiſche Wort: Vertraue, ſtrebe und Dein iſt eine große Zukunft!"

„Der Kaiſer grollt," warf Iſabella ein.

„Der Kaiſer? Ich zweifle! Und ſollt' es wahr ſein, ſo iſt's, weil man mich verhetzt, mich bei ihm zu verkleinern ſucht. Ich weiß, daß ich's den Herrn Jeſuiten nicht zu Danke gemacht habe, aber grad' deshalb macht' ich's ſo, wie's nun eben iſt. Ich bin der Jeſuiten genau ſo überdrüſſig, wie ſie meiner. Die Herren, denen ich in Waldiz die Karthauſe bauen laſſe, ſtoßen in die nämliche Lärmtrompete. Gibt man ihnen viel, ſo wollen ſie noch mehr. Am liebſten wä-

ren sie Geistliche und Fürsten zugleich. Aber das sollen sie hübsch bleiben lassen, oder ich red' eine andere Sprache mit ihnen. Was geistlich ist und das Friedenskleid trägt, soll pariren! Das ist Gottes Wille, unsers Herrn Christi selbsteigener vernünftig klarer Ausspruch. Da sollen denn auch die Väter Jesuiten mir gehorchen in Gitschin, wie in Wien, oder ich brauch' mein Schwert und jag' sie zum Tempel hinaus. Gott's Schand', könnt' ich ihrer allsammt doch los werden mit ein paarmal hunderttausend Gulden!"

Wallenstein war während dieses Gespräches im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt blieb er stehen und that schnelle Fragen an seine Gattin, die häusliche Angelegenheiten betrafen. Auch nach dem Knaben Hugo erkundigte er sich mit Theilnahme.

„Hugo ist mein Ritter," sagte Theodora, „wenn er groß sein wird, will er für mich eine Lanze brechen."

„In der That?" versetzte Wallenstein freundlich, das liebe, schöne Mädchen väterlich umschlingend.

„Der Knabe wird strenger Aufsicht bedürfen," sagte Isabella. „Sein überaus heftiger

Charakter läßt Arges befürchten. Obwohl von Herzen gut und brav, verträgt er doch nur mit sichtbarem Widerwillen einen Verweis und Niemand folgt er gern, als Theodora."

„Sieh da, ist mein kluges Mädchen eine so treffliche Lenkerin Anderer? So recht! Es strebe nach dem Großen, wer große Gedanken in sich trägt. Sie ist um so mehr meine liebe, liebe Tochter! Wo weilt der Knabe?"

„Ich ruf' ihn, Vater," sagte Theodora, sprang an die Thür und winkte. Hugo in friedländischer Pagentracht kam sogleich. Er blieb an der Thür stehen, ohne sich zu verbeugen. Wallenstein ging ihm entgegen.

„Kennst Du mich noch?" fragte der Herzog den während zwei Jahren tüchtig aufgeschossenen Buben.

„Du bist die große böhmische Bestie," versetzte Hugo trocken und ruhig, als sage er das ABC her.

Isabella erschrak über diese unerwartete Antwort so heftig, daß sie ihres Gatten Zorn fürchtend erblaßte und sichtlich zitterte. Wallenstein lachte aber vergnügt über den neuen Ehrentitel, der ihm so unerwartet gegeben wurde, setzte sich,

hob den Knaben auf sein Knie, strich ihm die blonden Haare aus der trotzigen Stirn und fragte zutraulich:

„Wer nennt mich denn so?"

„Der freundliche Mann im schwarzen Rocke und mit dem großen Hute," sagte der Knabe, der immer offener ward, je liebevoller der Herzog zu ihm sprach.

„Wo sahst Du denn den Mann?"

„Wenn Du bei uns bleibst, kannst Du ihn alle Tage sehen. Er kommt ja immer zu uns, manchmal allein, manchmal mit noch einem Andern. Der hat aber keinen schwarzen Rock an, sondern einen Degen an der Seite und einen Federhut."

„Da ist der Mann wohl recht bös auf mich?"

„O nein," sagte Hugo. „Wenn er so recht schimpft, lacht er allemal nachher und der Andere schüttelt ihm die Hand."

Wallenstein that noch einige andere Fragen an den Knaben, doch mochte es nun sein, daß diesem der ungewohnte Examen zu lange dauerte oder daß die schärfer werdende Stimme des Herzogs ihn erschreckte, eine klare Antwort war dem

Kinde nicht mehr zu entlocken. Wallenſtein entließ Hugo, ſagte ihm noch manches freundliche Wort und bedeutete Iſabella, daß man die Kinder entfernen möge.

„Was iſt das?“ fragte er ſeine Gemahlin, als er ſich mit ihr allein ſah. „Wer kommt in dieſes Haus ſo von Groll gegen mich überfließend, daß er aus Abſtammung und Amt mir einen Ekelnamen andichtet? Kannſt Du mir nähere Auskunft darüber geben?“

„Willſt Du auf das Geſchwätz thörichter Kinder einen Werth legen?“

„Ich liebe die Kinder und ihre Kindesworte gleich Orakelſprüchen,“ erwiederte Wallenſtein ſtreng. „Ein Kind war's, das mir durch weiſſagenden Spruch auf meines Vaters Bergſchloſſe die Ahnung höherer Beſtimmung weckte. Das Leben iſt nicht ſo undankbar gegen mich geweſen, daß ich Urſache haben könnte, Warnungen zu verachten, die es mir unbegehrt zuruft in eines ſchuldloſen Knaben Plaudereien.“

„Sieh, Albrecht, wie biſt Du ſchwach!“ ſagte Iſabella, den ſtarken Mann mit zartem Arm liebreich umfaſſend. „Du verlachſt mächtige, verſteckte Feinde, Du lieſ'ſt Dein Schickſal un-

wandelbar feſt gefügt am Zenith, und fühlſt Dich beunruhigt, wenn ein Knabe zufällig Gehörtes, das keine Folge hat, unbeholfen wieder erzählt! Lamormain —"

„Ha, Lamormain!" unterbrach Wallenſtein aufgeregt ſeine Gattin und faßte ihre zarte Hand ſo krampfhaft, daß ſie erzitterte. „Lamormain!" fuhr er nachdenklich fort. „So iſt's! Ich durchſchaue klarer und immer klarer das fein gewobene Netz, das die Kirche um mich zieht. Habe Dank, mein liebes Herz, Dank, daß Dein Mund den Namen des Mannes nannte, der vor der Welt immerdar mein Freund bleiben muß, wenn auch mein Geiſt ein Köcher voll vergifteter Pfeile für ihn werden ſollte!"

So endigte der Herzog die erſte flüchtige Unterredung mit ſeiner Gemahlin. Seine Zeit war kurz, jede Stunde ihm koſtbar. Er hatte in Wien viel abzuthun, viel anzuknüpfen und feſt zu verſchlingen. Vor Allem drängte es ihn, den Kaiſer zu ſprechen. Er würde um eine Privataudienz gebeten haben, wäre dieſe nicht einmal der Hofetiquette in ſeiner Eigenſchaft als oberſter kaiſerlicher Feldhauptmann zuwider geweſen und hätten ſodann ſeine Gegner nicht daraus

neuen Verdacht gegen ihn schöpfen können. Deshalb unterwarf er sich willig dem Herkommen, seiner Klugheit nicht weniger als seinem Glück und den es regierenden Sternen muthig vertrauend. —

Die feierliche Audienz, welche dem Kaiser vorschrieb, nur das Oberhaupt des Reiches darzustellen, war mit den mancherlei unnützen Ceremonien vorüber. Ferdinand hatte den General mit unverkennbaren Zeichen seiner Huld selbst unter den mißtrauisch ihn belauernden Augen der Hofschranzen empfangen. Unmittelbar darauf war ein Tag zu gemeinsamer Berathung festgesetzt worden, in der über Fortsetzung des Krieges, über Art und Weise, diesen zu führen und über Wallensteins angebliche Säumniß im letzten Feldzuge gesprochen und Beschlüsse gefaßt werden sollten.

Mit gespanntester Erwartung sah unser Held diesem entscheidenden Tage entgegen. Kurze Zeit war er unschlüssig, ob er vor demselben um eine Privataudienz bei Ferdinand nachsuchen sollte, die ihm — das wußte er — sofort bewilligt worden sein würde.

Bald aber entschloß er sich, diese wichtige und über sein zukünftiges Wirken immerhin entscheidende Unterredung auf spätere Tage zu verschieben. Er wollte zuvor Meinung und Verdachtsgründe seiner Gegner hören, bevor er mit starker Hand unübersteigbare Dämme gegen die heranbrausende Verleumdungsfluth aufführte. Gerüstet auf jeglichen Angriff, möge er ein offener oder versteckter sein, begab er sich, immer von stattlichster, dem kaiserlichen Feldherrn ziemender Begleitung umgeben, am anberaumten Tage in die Hofburg.

Der hier versammelte Kriegsrath war seltsam genug zusammengesetzt. Das spöttische Lächeln, welches in Wallensteins eisernen Zügen aufblitzte, ließ sich in der That rechtfertigen. Der kriegerische Herzog, der binnen zwei Jahre den ganzen Süden Deutschlands dem Kaiser wiedergegeben, der Bethlen Gabor gebändigt, den Türken in Ketten gelegt, Mannsfeld aus den Grenzen des Reiches gejagt hatte, durfte wohl erwarten, daß ihm Männer von kriegerischer Erfahrung gegenübergestellt würden. Statt deren fand er sich umringt von hagern, freundlich lächelnden Priestern, von steifen Hofherren, mit goldnen Ketten und Schlüsseln pfauenartig aufge-

ſtutzt. Keiner von allen Anweſenden, ob ihm feind oder freund, hatte je in ſeinem Leben einer Schlacht beigewohnt. Nicht einmal der Kaiſer ſelbſt verſtand das Kriegshandwerk praktiſch zu üben.

Wallenſtein ſah die reich begüterten Fürſten von Liechtenſtein, Dietrichſtein, Eggenberg, jene ihm grollend und Unglück bereitend, dieſer ein lang erprobter Freund und Fürſprecher, nur zaghaft und weich bis zur Furchtſamkeit. Auch Queſtenberg fehlte nicht nebſt einigen andern weniger wichtigen Staatsmännern. Lamormain und ein Aſſiſtent, der Takt und Anlage zu feiner Intrigue in vorzüglicher Maße von dem ausgebildetſten Meiſter des Jeſuitenordens geerbt hatte, ſaß in den Reihen der Räthe. Wallenſtein nahm den Platz zur Rechten des Kaiſers ein.

Fürſt Eggenberg hielt den Vortrag, in dem Alles das, was wir bereits an verſchiedenen Orten in unſerer Erzählung angedeutet haben, weitläufig auseinandergeſetzt und, ſo weit möglich, mit Beweiſen, ſogar mit Zahlen, belegt wurde. Die heftigſten Vorwürfe wurden dem Herzoge der vielen Plünderungen wegen gemacht, die friedliche Unterthanen des Kaiſers in deſſen eigenen

Landen betroffen hatten. Daran ſchloß ſich die härtere und, war ſie zu beweiſen, ſtrenge Ahndung erheiſchende Anklage über Fahrläſſigkeit in Verfolgung errungener Siege; endlich ſein mehr feindſeliges als freundliches Verhalten gegen Tilly, zu deſſen Unterſtützung er doch in den Krieg gezogen war. Dieſe einzelnen Punkte wurden noch mannichfach erläutert und begründet durch Reden, welche die oben genannten, dem Herzoge feindſelig geſinnten Fürſten hielten. Während dieſer nicht eben kurzen und klaren Vorträge funkelten Wallenſteins Augen unter den immer düſterer ſich faltenden Brauen oft wie glühende Dolchſpitzen, indeß hielt er an ſich, ohne äußerlich irgend Unruhe oder Befangenheit zu zeigen. Als aber endlich das Wort an ihn kam, fuhr er mit rauhem Kriegerton in die wohlgedrechſelten Redensarten der hohen Herren und warf ſie ſchonungslos um, wie eine keck geſchleuderte Kugel ein aufgeſetztes Kegelſpiel.

„Die Herren haben ſich viele Mühe gegeben," ſprach er, ſich gegen Kaiſer und Verſammlung verneigend, „mir vorzurechnen, daß dreißig tauſend Menſchen und darüber, die weder Tag noch Nacht einige Ruhe genießen, mehr koſten,

als eines in zurückgezogener Stille lebenden Fürsten wohlbestellte Küche. Mögen's die Herren immerhin glauben, daß Backhähnel nicht auf unsere Tafel gekommen sind, und daß wir selbst gar oftmalen unsern Durst mit durchgeseihtem Sumpfwasser haben löschen müssen, während fürstliche Gnaden ihr Veltliner Weinel gluckten. In Summa, es war kein Schlaraffenleben. Aber Gott's Schand', die Völker wollten denn doch gespeist und getränkt sein, von Verpflegung gar nicht zu reden! Hätten die Herren nur einmal acht Tage in meinem luftigen Zelt zugebracht, so würden sie alsdann eingesehen haben, daß es leichter ist, einen Halskragen umzulegen, als ein hungriges Heer zu verspeisen. — Ei, der Mannsfeld, dem sonderlich mein Auszug galt, war vor mir im Land und mit ihm ein Heer von über zwanzig tausend Mann. Hätten die Herren sehen wollen, was Heuschrecken vermögen, so hätten sie bei mir zu Gast kommen müssen! Ställe, Keller und Rauchfang waren leer, wo die Mannsfeldische Soldateska hingefallen war. Das arme Volk fing sich Mäuse, um nur Fleisch zu sehen! — Mein allergnädigster Kaiser hatte mir Gewalt und Macht ertheilt, zur Erhaltung der Ordnung

im heiligen römiſchen Reiche Truppen zu werben, und als ein getreuer Diener that ich alſo. Ich zog den Beutel und ſchaffte dem Volk Wämmſer auf den Leib. Verlangen die Herren, daß ich ihnen meine baaren Auslagen vorzählen ſoll? Gut, es ſoll geſchehen, aber ein Mathematikus muß nothwendig dabei ſein, da ich Bedenken trage, daß fürſtliche Gnaden in der Arithmetik ſo bewandert ſind, wie es hierbei nöthig. — Tuch und Leder und Stahl kann aber der Menſch nicht eſſen, meine lieben Herren vom Kriegsrath. Mußte deshalb anderweit Rath geſchafft werden. Und was blieb übrig? Nichts anderes, als daß wir dero-Herren fruchttragende Ländereien des Ueberfluſſes beraubten, was Kriegsrecht und Kriegsbrauch iſt. Denn der Krieg muß den Krieg ernähren! Meinen die Herren, daß ich eine Aenderung darin vornehmen kann, ſo bitt' ich gar ſchön, mir Art und Weiſe anzugeben. Mein Hirn iſt zu klein, um ſo kluge Gedanken auszuhecken und lebendig werden zu laſſen. Sind alſo die Herren verkürzt worden um einige hundert oder tauſend Gülden, ſo ſchreiben ſie dieſelben auf die große Schuldabrechnung, die am Ende aller Tage gehalten werden ſoll. Denn wollen

wir Alle insgesammt wieder zu unserm Eigenthum kommen, so müssen wir's andrehen, wie die Eber in der Fabel, die sich gegenseitig aufsraßen bis auf die Schwänze. Zweifle jedoch, daß dabei großer Gewinn herauskommen würde, und will deshalben fürstlichen Gnaden weder solches zumuthen noch zutrauen."

Wallenstein schöpfte Athem, um die Wirkung seiner Worte zu ermessen. Die Fürsten schwiegen, sichtlich betroffen, sei's von der unerwarteten Derbheit seiner Sprache, sei's von der beißenden Ironie, die aus dem Gesagten hervorblickte und die hohen Herren fast wie Kinder lächerlich machte. Lamormain behielt gleichmäßig sein feines Lächeln bei. Da Niemand Anstalt machte, Antwort zu geben, so fuhr Wallenstein ermuthigt fort:

„Ich weiß nicht, was die Herren unter Kriegführung verstanden wissen wollen, da sie mir Schuld geben, ich hätte mehr thun können, als ich gethan habe. Meines Wissens hat allergnädigste kaiserliche Majestät mir das Kriegsschwert anvertraut, damit ich die Feinde so der Kirche wie des Reiches zum Lande hinausjage, und frage ich jetzt ganz bescheidentlich, ob versammelte fürstliche Gnaden mir nachweisen kön-

nen, daß zur Stunde Seiner allergnädigsten Majestät Lande von irgend einem Feinde innegehalten und besetzt seien? So die Herren die Wahrheit achten, werden sie ihre Hütlein ziehen und meine Worte bestätigen müssen! Nun denn! Heißt es denn nur Krieg führen, wenn wir die Feinde massacriren? Mit blankem Schwert drein schlagen, Tausende niedermetzeln und die eigenen Völker zu Grunde richten, ist ein eben so leicht Stück Arbeit, wie das Eintauchen eines Stückchen Biscuits in fürstlicher Gnaden Morgenchocolade. Ich hab's damit anders gehalten, wie's die Herren wissen, und mit einigem Warten und Tractiren den Feind sicherer aufs Haupt geschlagen, als es mit des Schwertes Schärfe hätte geschehen können. Den Erfolg einer Schlacht hat kein Feldherr in der Hand, fürstliche Gnaden, was ich aber spinne und webe mit meines Geistes Klarheit, das kenne ich und kann es berechnen. Und Gott's Schand', ich meine, einem christlichen Feldherrn ziemt subtiles Tractiren mehr, als Würgen und Metzeln!"

Wieder schwieg der Redende eine kurze Weile und wieder herrschte dieselbe lautlose Stille im Kriegsrathe. Ferdinands bisher niedergeschlagenen

Mienen heiterten ſich mehr und mehr auf. Er fühlte bereits, daß der Liebling ſeines Herzens triumphirend aus dieſer Verſammlung hervorgehen werde.

„Fürſtliche Gnaden haben bemerkt," fuhr der Herzog fort, „daß ich Seiner churfürſtlichen Durchlaucht, des Herzogs in Baiern General, Grafen Tilly, nicht wie ein Freund und Bruder unterſtützt habe. Ich will und kann Solches nicht leugnen. Geſchah's aber blos zu kaiſerlicher Majeſtät höchſteigenem Beſten, und haben's mir die fürſtlichen und hochwürdigen Herren kein Arg, ſo will ich's grad' herausſagen, wie ich's meine."

Wallenſtein ſtützte ſein Schwert feſt auf den Boden und legte beide Hände auf deſſen gekreuzten Griff.

„Sehen ſich doch fürſtliche Gnaden einmal um in dieſem unſerm Deutſchland, das Gelehrte, Weiſe und Poeten das Herz Europa's nennen, und fragen Sie ſich dann, ob dieſes Herz froh athmen und ſchlagen kann, wie es ihm zukommt und ſeine Beſtimmung iſt? Ein zerriſſenes, geflicktes, aus zwanzig, dreißig Wunden blutendes Herz, fürſtliche Gnaden, iſt ein Anblick zum

Erbarmen und ein Jammer, worüber ſich ſelbſt die Teufel in der Hölle entſetzen! Wohlan, verlaſſen Sie dieſes Wien, dieſes geſegnete Land Oeſterreich und machen eine Spazierreiſe durch alle deutſche Gauen nach Weſt, Nord und Oſt und fragen Sie dann Ihr eigenes mitfühlendes Herz, ob dies herrliche Deutſchland ein Reich ſei, würdig, daß es ein doppelter Adler behütet? Nein, ſag' ich und nein werden fürſtliche Gnaden mir nachrufen! Dies Land voll Wunder, dies Herz Europas ähnelt einer Roſenknospe, die im Entfalten von giftigen Würmern angenagt worden iſt und langſam, langſam, langſam verwelkt! Soll das ſo bleiben? Sollen wir, die wir das einſehen, noch länger ſo dulden? Sollen wir ſtumm zuſchau'n, wenn der Franzmann in ſich ſtark und einig wird und alle Einzelintereſſen dem großen heiligen Ganzen, der Nationalität, willig opfert? Sollen wir den Engländer noch mehr Macht gewinnen laſſen, als er ſich ſchon erobert hat durch Verſendung ſeiner Flotten in alle Meere? Soll der Schwede ſein granitnes Haupt emporheben, deſſen jugendlich kühner Held mit dem Polen ringt, wie ein Recke der Vorzeit? Sollen wir das Alles mit anſehen und geſichter-

ſchneidend die Augen zudrücken, wie Katzen, wenn ſie die liebe Gottesſonne beſcheint? — Fürſtliche Gnaden können es halten, wie Sie wollen, aber ich verſichere den Herren, daß, ſo lange mein Arm ein Schwert führen kann, ich mit Genehmigung unſeres allergnädigſten Kaiſers dieſem Unheil mich entgegenſtemmen und bemüht ſein werde, das geliebte deutſche Vaterland, dies Herz Europas, von dieſem Wurmfraß zu heilen, es ſtark zu machen und voll reinen Bluts und ihm ein Haupt zu geben, das gebieteriſch alles Nachbarland überſchaue und zeige, daß zwei Adler über ihm die Schnäbel wetzen! Was brauchts ein Baiern, frag' ich, was ein Schwaben, ein Sachſen, ein Preußen? Ein Deutſchland will ich, ein einiges, deſſen alleiniger Oberherr ſein Kaiſer ſei! Es iſt Zeit, daß man aufſteht und dieſen hochmüthigen Fürſten, Herzögen und Churfürſten die Gaſthütel abzieht! Und darum, meine fürſtlichen und hochwürdigen Herren, weil ich gar wohl einſehe, daß der Churfürſt in Baiern ein dürftig Kaiſerlein ſein möchte und, hätte er anders Kraft und Mittel, allenfalls auch noch ein Stücklein fettes Land vom alten Reichskörper abriſſe, habe ich den Tilly nicht unterſtützt, werd's

auch fürder niemalen thun, so mein allergnädigster Kaiser und Herr mir den Oberbefehl über seine Völker fortan überträgt, und ich hab' so gehandelt im Sinn und Namen des deutschen Kaisers, dem ich wünsche, daß er über Europa gebieten möge! Finden versammelte fürstliche Gnaden jetzt noch, daß ich wider des Kaisers Nutzen gehandelt und weil ich vorsichtig verfuhr und mit Berechnung, versäumter Pflichtübung verdächtig sei, so muß ich die Herren gar schön bitten, daß es mir in Zukunft verstattet sein möge, das Schwert des Kriegers dankbar vor meines allergnädigsten Kaisers Füße niederzulegen."

Bei den letzten Worten war der Herzog aufgestanden. Seine Stimme, in der Regel nur rauh und streng, hatte sich in wachsender Bewegung bis zum lauten, tönenden Ruf eines Propheten gesteigert. Wallenstein war Seher und Held in einer Person, und wenn irgend Einem der Versammelten das Bild eines Kaisers vorschwebte, wie der kühne Gedankenflug des böhmischen Helden es sich dachte und es den Fürsten, Grafen und Herren entworfen hatte, so mußte er es verkörpert sehen in dem ungewöhnlichen Manne, dessen eherne Stirn dies

Rieſenbild geboren. Schwach und gebeugt ſaß Kaiſer Ferdinand in ſeiner ſchwarzen Kleidung neben dem hohen Helden, wie der Schatten des Deutſchland, das Wallenſtein geſchildert, und als jetzt der Herzog mit ſchnellem Griff das Schwert von der Hüfte riß, ſich vor dem Kaiſer beugte und es ihm zu Füßen legte, war es, als ſteige ein Gott des Alterthums aus dem Elyſium nieder und küſſe einem gebrechlichen Sterblichen die matt zitternden Hände. —

Ferdinand kam Wallenſtein zuvor. Er empfing das Schwert in ſeine Hand, verhinderte den Helden, niederzuknieen, und gab es ihm mit den Worten zurück:

„Nicht ſo, mein lieber Vetter und Oheim! Tragt und führt dieſen Stahl wie bisher zu unſerer und der heiligen Kirche Ehre, und ſeid unſerer kaiſerlichen Huld und Gnade immerdar verſichert! Wir ſind mit Euch zufrieden. Eure Worte haben Euch vollkommen bei uns gerechtfertigt!“

Wallenſtein verbeugte ſich tief vor dem Kaiſer, ſteckte das Schwert wieder in die Schärpe und überblickte triumphirend die ärgſten ſeiner

Feinde, von denen noch immer Keiner das Wort zu ergreifen wagte.

„Kaiſerliche Majeſtät Huld, Gnade und Vertrauen weiß Friedland zu ſchätzen," ſagte der Herzog, „und darf ich hoffen, daß auch den fürſtlichen Herren meine Gründe einleuchten, ſo möchte ich dienſtwillig der kaiſerlichen Verſammlung meine Vorſchläge für den nächſten Feldzug eröffnen."

„Mit ſchuldiger Achtung vor des Herrn Herzogs kühnen und ehrbringenden Plänen," erwiederte jetzt Fürſt Liechtenſtein, „möchte ich mit kaiſerlicher Majeſtät Genehmigung doch bemerken, daß auch die glänzendſte Ausführung derſelben ein Eingriff wäre in uralte Reichsrechte, daß mit ihm alle Ordnung umgeſtürzt, alles Recht gekränkt, Unſchuldige mit Schuldigen gefährdet, verkürzt, vertrieben würden. Kaiſerliche Majeſtät als Oberhaupt und Schirmherr aller Vaſallen des Kaiſerreichs können und werden ſolche That nie zugeben."

„Wir flehen, wir bitten darum!" fiel Dietrichſtein ein. „Es wäre der Untergang des geſammten deutſchen Reiches von ſolcher Maßregel zu beſorgen, und frage ich, zu weſſen Nutzen,

mit welchem Rechte? Etwa, um glücklichen Emporkömmlingen, die der Zufall erhoben hat, eine ſchwindelnde Laufbahn zu eröffnen? Nie, ſo lange deutſche Fürſten eine Stimme im Rath haben, dürfen ſie ſolchen Vorſchlägen Gehör geben!"

„Ich merk's, ich merk's," verſetzte Wallenſtein und ſchlug höhniſch an die Taſche ſeines Wammſes, „fürſtliche Gnaden fürchten, daß ihnen mit irgend einem Nachſchlüſſel oder Dietriche der Geldkaſten aufgeſchloſſen werden könnte! Nun, thun die Herren, was ſie für recht und dienlich halten, was aber mich anbelangt, ſo ſage ich rund heraus: eine Verfaſſung, die aller Orten wackelt, die keinen Grund, keine Stütze, noch weniger Kreuzgewölbe und Dach hat, taugt nichts, und wer's unternimmt, den morſchen Plunder vollends einzureißen, verdiente ſich, Gott's Schand', einen Ehrenlohn!"

„Herzog Friedland iſt wahrſcheinlich Willens, ſämmtliche verjagte Fürſten alsdann von dem zu entſchädigen, was während der Plünderung dabei für ihn abfällt," bemerkte Dietrichſtein ſüß lächend.

„Fürſtliche Gnaden ſcheinen vergeſſen zu haben, daß ich im Namen unſers allergnädigſten

Kaiſers Krieg führe," entgegnete mit gelaſſener Ruhe der Herzog.

„Ein Krieg mit ſolchen Hintergedanken wäre Raub, kein Krieg!" riefen Einige zugleich, und die Verſammlung nahm mehr und mehr den Charakter einer ſtürmiſchen Berathung unter erbitterten Feinden an. Ferdinand ſchwieg abſichtlich. Es war ihm ganz lieb, daß die Gegner hart an einander geriethen und ſich gegenſeitig reizten. Er mochte und konnte keine Partei entſchieden beleidigen, denn er bedurfte beider. Lamormain's durchdringende, kalte Stimme brachte endlich Ruhe in das Summen und bald laute, bald dumpfe Murren der Unzufriedenen.

„Wollen die Herren den durchlauchtigen Herzog nicht verkennen!" ſprach der Jeſuit, auch in dieſem Augenblick die Heuchelei der Noth ſeiner beſſern Ueberzeugung und ſeinen eigenen Wünſchen vorziehend. „Seine Durchlaucht, deſſen aufopferndem Bemühen wir einen beſſern Zuſtand des Reiches und vor Allem, weshalb Gott und die heilige Jungfrau ihn ſegnen wolle, Unterdrückung der überhandnehmenden Ketzerei verdanken, iſt ja keineswegs gewillt, geſalbte Fürſten zu entthronen — gewiß, Durchlaucht haben

das nicht ausgesprochen — nur größere Einheit, bereitwilligeres Unterwerfen des eigenen Willens unter den höheren und mächtigeren des Kaisers, um dadurch eine starke Mauer gegen den Andrang ketzerisch Gesinnter zu haben, nur dies, scheint mir, wollte der einsichtsvolle Feldherr andeuten. Wenn dabei Widersetzlichkeit von Seiten protestantischer Staatsoberhäupter eintreten sollte, dann freilich würde im Namen unserer hochheiligen Kirche selbst ein scheinbarer Eingriff in uraltes Herkommen zu entschuldigen, vielleicht zu rechtfertigen sein. Ich bitte die fürstlichen Herren dieses Kriegsrathes als Mann des Friedens und Knecht unserer geheiligten Kirche, einen so verdienten Herrn, wie Friedland, nicht zu kränken und den gesunden Kern seiner Worte nicht mit Füßen zu treten, weil ihre Schale sich rauh anfühlt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Seine Durchlaucht mir beizupflichten keinen Anstand nehmen werden."

Es war Keiner in der Versammlung, der durch diese Rede nicht einigermaßen an sich, wie an allen Andern zweifelhaft geworden wäre. Sogar Wallenstein, so schlau er war, begriff die Wendung, welche der Priester seiner nur zu kla-

ren Rede gab, nicht gänzlich. Lamormain's fest auf ihn gerichteter, eigenthümlich sprechender Blick und das Wohlwollen, das unzweifelhaft in seiner Deutung lag, machte ihn auf Augenblicke an die Ehrlichkeit der priesterlichen Absicht glauben. Er nickte beistimmend mit dem Haupte und sagte trocken: „Der hochwürdige Herr Beichtiger versteht die Herzen sündiger Menschen zu erforschen, warum sollte er nicht begreifen, was ich will."

„Ich wußte, daß mein erlauchter Herr und Freund nichts unternehmen würde gegen unsere hochheilige Religion!"

Wallenstein unterdrückte mit Mühe ein Lächeln. Diese Berathung deuchte ihm entwürdigend, und wenn er nie zuvor überzeugt gewesen wäre, daß Alles faul und zerfressen sei im deutschen Kaiserreich, so hätte er es jetzt werden müssen. Er wollte sprechen, unterließ es aber, da Questenberg zu reden Miene machte.

„Kaum zweifle ich noch," sagte der Kriegsrath und kaiserliche Kammerherr, „daß Einer unserer Versammlung das Wort unseres allergnädigsten Kaisers als nicht gesprochen wird wollen betrachtet wissen. Die Lage des Reichs verlangt nach wie vor den Arm eines Helden,

dessen Name den Kriegsvölkern Achtung und Gehorsam, den Feinden Furcht und Entsetzen einflößt. Auch erlaube ich mir den fürstlichen Herren das Versprechen zu geben, daß herzogliche Durchlaucht jedes Mittel ergreifen wird, um allen Zügellosigkeiten der Armeen vorzubeugen, so weit solches mit Kriegführung überhaupt vereinbar ist —"

„So weit solches mit Kriegführung überhaupt vereinbar ist —" unterbrach Wallenstein den Kriegsrath unaufgefordert. „Sehr wohl, Herr Kriegsrath, dem pflichte ich von ganzer Seele bei."

„Haben demnach kaiserliche Majestät nicht etwa noch anderweitige Befehle zu ertheilen," fuhr Questenberg fort, „so dürfen wir gewiß allesammt annehmen, daß Meinungsverschiedenheiten und geringfügige Abweichungen einzelner Ansichten als beseitigt zu beachten sein möchten, und daß sämmtliche anwesende Fürsten, Grafen und hochwürdige Herren nach Wunsch und Willen Seiner kaiserlichen katholischen Majestät Ihren erlauchten lieben Vetter und Oheim, den großmächtigen Herzog von Friedland, auch fernerhin als obersten Feldhauptmann annehmen und bestätigen."

Die Verſammelten gaben ihre Zuſtimmung blos durch ſchweigendes Verneigen; wie wenig ihre Herzen Ja dazu ſagten, konnte Jeder auf ihren Mienen leſen. Nur der Kaiſer war im Innerſten erfreut, ja beglückt. Des Herzogs Verluſt hätte ihn grenzenlos elend gemacht, ſo ſchwer es ihm auch ward, den Forderungen Wallenſteins zu genügen.

Die fürſtlichen Räthe entfernten ſich, nur Wallenſtein und Lamormain verweilten noch einige Minuten bei dem Kaiſer. Dieſer führte jetzt den Herzog zu dem Jeſuiten. „Vetter, bedankt Euch bei dem Manne der Kirche," ſagte Ferdinand in ſcherzender Laune, „ihm allein und ſeiner weitſchauenden Weisheit habt Ihr einen ſo leicht erfochtenen Sieg zu verdanken. Bedenkt, lieber Herzog, daß geborene Fürſten an den Genuß wohlſchmeckender und zarter Brocken gewöhnt ſind!"

Ferdinand ſchüttelte Wallenſtein verbindlich die Hand, der in ſeiner trockenen Manier erwiederte: „Sorgt man in Zeiten fürs Erſticken, ſo iſt man ihres gefahrbringenden Umganges überhoben."

„Davon ein andermal," verſetzte Ferdinand

und entließ den aufs neue in seiner Stellung befestigten Feldherrn. Wallenstein küßte dem Kaiser die Hand und verabschiedete sich mit dem freundlichsten Blicke, über den er gebieten konnte, von dem schlangenglatten Priester.

Von seinen Freunden beglückwünscht, von den feindlich Gesinnten mit kalter Höflichkeit behandelt, verweilte Wallenstein noch einige Tage in Wien. Einen langen Aufenthalt in dieser von Höflingen und Priestern wimmelnden Stadt konnte er nicht beabsichtigen, da es ihm einleuchten mußte, daß sein herrisches Wesen mit dem Bücken und Kriechen der Meisten, die hier Einfluß gewinnen wollten, wenig zusammenstimme. Am Tage vor seiner Abreise hatte er nochmals Audienz beim Kaiser, diesmal ganz allein, unbelauscht. Das Zusammensein beider Männer glich vollkommen einer vertrauten Unterredung, einige Male nahm es sogar den Charakter einer Verabredung an.

Wir dürfen voraussetzen, daß Ferdinand, so lange schon mit Wallenstein in inniger Verbin-

dung, mit deſſen größern Zwecken, wenn nicht ganz, doch zum Theil vertraut war. Deshalb frohlockte der Kaiſer in ſeinem Herzen über den Sieg des Herzogs. Nicht ſo ſchlau wie Lamormain, aber aus Ueberzeugung bigott katholiſch, glaubte er, Wallenſtein werde ein gottgefälliges Werkzeug werden zu gänzlicher Ausrottung der Ketzerei. Vermochte der gewaltige Feldherr nebenbei auch noch die widerſpenſtigen, den Kaiſer auf alle mögliche Art beläſtigenden Reichsfürſten zu demüthigen, ſo hätte Ferdinand dies mit Freuden genehmigt. Seine Politik war in den Hörſälen der Jeſuiten ſo geſchmeidig geworden, daß es ihm in weltlichen Angelegenheiten nicht ſchwer fiel, ſchreiendes Unrecht ſogleich in gutes, klares Recht zu verwandeln. Er wäre gern unumſchränkter Kaiſer, Beherrſcher des ganzen Deutſchland, Gebieter von Europa geworden, und mit Begier klammerte ſich der nur im Beten große Mann an die eiſerne Fauſt des rückſichtsloſen Herzogs, der kühn und verwegen genug war, einen Gedanken, den er längſt mit ſich herumgetragen hatte, jetzt, wo die Zeit ſolcher That günſtig werden konnte, unverhohlen auszuſprechen. Ferdinand ſelbſt würde nie einen gleichen Gedanken

gefaßt, noch weniger an eine Verwirklichung deſſelben gedacht haben, aber daß ihn ein Anderer faſſen konnte, der ihm unterthan war, der ſein Vertrauen beſaß und dem er wieder vertraute, das war ihm ganz recht. Ein einziger kühner Handſtreich konnte Deutſchland, konnte Europa umgeſtalten — dann war Ferdinand Herr und derjenige, der ihm ſolche Macht verſchafft hatte, konnte durch Ueberhäufung von Ehren und Würden unauflöslich an ihn gekettet werden. Mißlang aber ein ſo ungeheures Unternehmen, ſo gab es ja Ausflüchte und Gründe in Menge, mit denen ſich ein ſo bis zum Verbrechen verwegener Mann in der Stille beſeitigen ließ.

Von dieſer Seite betrachtete und erwog Kaiſer Ferdinand den nur in Umriſſen enthüllten Plan ſeines Feldherrn. Die erläuternde Deutung Lamormain's, die ſeinem Gewiſſen behagte, legte ſich weich und warm um ſeine zaghafte Seele. Er glaubte, der Prieſter habe ſeine Zweifel über Wallenſteins Handlungen fallen laſſen, ſei ihm offen und frei beigetreten, und dachte nicht im entfernteſten an die Möglichkeit einer erheuchelten Freundſchaft. Auch Wallenſtein ließ ſich täuſchen, nicht aber, weil er arglos war, ſondern weil ihm

der priesterliche Einfluß seiner gerüsteten Macht gegenüber zu unbedeutend erschien. So hatte denn nur Lamormain Gewinn und wirklichen Vortheil von dem merkwürdigen Kriegsrathe. In seine Hand waren von selbst die Triebfedern aller Parteien geschlüpft. Es hing jetzt von seinem leisesten Drucke ab, die künstlichsten Räderwerke in Gang zu bringen oder stehen zu lassen.

Wallenstein machte den Kaiser mit dem Plane des nächsten Feldzuges bekannt, den er im Frühjahr eröffnen wollte. „Kaiserliche Majestät," sagte er, „werden genehmigen, daß ich das aufrührerische Herrenvolk in Schlesien, Brandenburg, Pommern und Mecklenburg zur Raison bringe. Ich hab' vernommen durch vertraute Kundschafter, daß sie Ew. Majestät nicht wohlgewogen sind. Die Ketzerei treibt noch immer frische Wurzeln in genannten Landen und die Fürsten pflegen und warten sie. Wäre deshalb am besten, kaiserliche Majestät gestatteten mir, daß ich der protestantischen Canaglia Land und Leute wegnähme. Sie haben's lange verdient. Könnte dann auch eine bessere Ordnung einführen, wenn kaiserliche Majestät Gnaden mir für gehabte Kosten einen oder den andern Landstrich als Lohn

verleihen und noch ein Titelchen damit verbinden wollten."

„Mein lieber Vetter," entgegnete Ferdinand, „Ihr habt schon zahlreiche Beweise von meiner gnädigen Gesinnung. Haltet Ihr es für angemessen und zu des Reiches Wohl von nöthen, so habt Ihr in Gottes Namen meine Einwilligung zu all Euren kriegerischen Unternehmungen, nur bitt' ich Euch als Gebieter und Freund, schont die Länder meiner eigenen Unterthanen und, so viel wie möglich, auch die der Reichsfürsten! Der Churfürst von Brandenburg klagt gewaltig über meine Soldaten und meint, Ihr selbst hättet dem Montecucculi, der in den Marken liegt, Auftrag gegeben zu Erpressungen jedweder Art. Bitte, mein lieber Vetter, laßt das, wo's sein kann! Ich möchte Euch nicht zum zweiten Male einer mit Beweisen belegten Anklage straflos entziehen können! Eins der eroberten Lande an Zahlungs Statt ist Euch gewährt."

„Entschuldigen kaiserliche Majestät, wenn ich Ihre Weisung nicht zur Richtschnur meiner Handlung machen kann. Sie kennen meine Gesinnungen, Sie wissen, daß ich jeden Blutstropfen gern und freudig für Ihr Wohl, das ja das Wohl

und Heil Deutschlands ist, verspritze. Was geschehen ist und noch geschehen wird und soll in den Marken, in Schlesien, Pommern, Sachsen und andern Landschaften, geschieht auf mein Geheiß, und darf dem keinerlei Hemmung versucht werden! Bedenken kaiserliche Majestät gnädigst, daß der Churfürst in Brandenburg, die Herzöge in Pommern und Mecklenburg nicht gutgesinnte Herren und dienstwillige Lieferanten sind. Sie hängen alle zusammen, wie Kletten, conspiriren mit dem Dänen und Schweden, und wenn ich ihnen nicht die Mittel nehme, gegen kaiserliche Majestät die Waffen zu ergreifen, muß ich gewärtig sein, daß sie vereint gegen mich aufstehen und mich überwältigen. Damit solches unmöglich werde, gestatte ich mäßige Plünderung und fordere Geschütz und Kriegsbedarf. Die Lande sind reich genug und können's schon tragen, Sire, und wenn der Offizier außer dem Solde noch einiges Geschmeide erwischt und in Spiel und Gelag mit Geld und Geldeswerth sich zeigen kann, geht er frohlockend und voll Todesverachtund in die Schlacht."

„Vetter, Vetter," sagte Ferdinand mit betrübter Miene, „könnt Ihr das auch verantwor-

ten vor Gott und Eurem Gewiſſen? Und werden Volk und Fürſten nicht über des Kaiſers Grauſamkeit laut zum Himmel ſchreien?“

„Das Volk wird ſchreien, Sie aber, Sire, werden ſein Geſchrei nicht hören, und den Fürſten ſtopft man die Mäuler dadurch, daß man ſie in Ruheſtand verſetzt! Kaiſerliche Majeſtät können allein regieren.“

„Die Fürſten werden nur Klage führen, eine Verſammlung beantragen,“ warf nachdenkend der Kaiſer ein.

„So lange ſie von bewaffneten Heeren eingeſchloſſen ſind, thun ſie's nicht,“ entgegnete Wallenſtein mit eiſerner Entſchloſſenheit. „Später könnte man auch auf geſchickte Art das Volk wieder katholiſch machen.“

„Gott des Himmels,“ ſeufzte Ferdinand, den jedes Wort, das die Religionsverſchiedenheit berührte, immer ungewöhnlich aufregte, „wie lange werde ich noch zu Deiner Ehre mit Feuer und Schwert gegen die Verblendeten und Halsſtarrigen zu Felde ziehen müſſen!“

„Das wird kein Jahrzehnt mehr dauern, Sire, wenn vom adriatiſchen Meere bis an

die Nord- und Oſtſee nur Ein Intereſſe gilt, nur Ein Herr gebietet."

„Haltet Ihr Euch ſtark genug, ſo Großes zu vollbringen?"

„So lange kaiſerliche Majeſtät mich ſchützen, werde ich mit Gottes Hilfe an nichts verzweifeln. Habe mir's ſchon überlegt. Zum Herbſt, wenn Deutſchland unſer iſt bis an den Belt, laſſe ich Schiffe bauen, damit ich auch ſtark zur See werde und die Dänen fortjagen kann auf ihre Dünen. Es muß der Deutſche eine Flotte haben, ſoll er in der Achtung anderer Nationen ſteigen. Gott's Schand', beſäß' ich Macht und Mittel, binnen drei, vier Jahren müßten vor dem deutſchen Doppeladler die Flaggen aller Nationen ſich ſenken!"

„Spracht Ihr ſchon mit Lamormain davon?"

„Nein, Sire, auch will ichs nicht. Priéſter dürfen nicht zu viel in weltliche Angelegenheiten reden, ſie ſchlagen Alles ſo gern über den Leiſten, worauf Seiner Heiligkeit Staatspantoffel gemacht iſt."

„Ihr ſeid ein Spötter, Herzog," verſetzte der Kaiſer, „ja, wäre ich nicht durch Eure Thaten vom Gegentheil überzeugt, ſo würde ich Euch

zuweilen ſelbſt der Ketzerei beſchuldigen. — Reiflich erwogen, muß ich jedoch Eure Vorſchläge billigen, da ich ſie zweckmäßig und vor Allem ſegenbringend finde. Verſucht's denn im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau! Ihr habt meine Genehmigung. Wir wollen ſehen, ob der kaiſerliche Purpur groß und weit genug iſt, die Feuerzeichen eines heiligen Krieges zu verdecken. Gott geleite Euch!"

Wallenſtein ſtand faſt am Ziel ſeiner Wünſche nach dieſer Unterredung mit Ferdinand. Sein Geiſt, unruhig und düſter durch die ärgerlichen Vorfälle in Ungarn und die ſtets ſich mehrenden Gerüchte von der wachſenden Zahl ſeiner Feinde; war wieder leicht und frei. Des Kaiſers mündliche Verſicherung, mit ſeinem Namen zu vertreten, was er in des Kaiſers Namen unternehmen werde, machte ihn froh und ſtolz. Wer konnte ihn jetzt noch hindern, einen bisher beiſpielloſen Krieg nicht gegen die Völker, ſondern gegen die Reichsfürſten zu beginnen, deren Vorhandenſein er für das alleinige Unglück Deutſchlands hielt?

„Mag er beten, faſten und Meſſen leſen laſſen, der gute Mann," ſagte er lachend zu ſich ſelbſt, als er im prachtvollen, mit ſechs ſchnee-

weißen Schimmeln beſpannten Staatswagen aus dem Burgthore rollte, „ich werde für ihn handeln. Einen Religionskrieg nennen ſie dieſen Kampf, der nun acht volle Jahre die Lande verheert! Mögen die Thoren glauben, was ſie wollen. Lutheriſch oder päpſtlich, mir ſollt's gleich ſein, vertrüge ſich mit Luthers rebelliſchen Lehrſätzen die Macht, wie ich ſie will, wie ſie Welt und Volk braucht. Weil ſie mir hinderlich iſt in Ausführung meiner Pläne, bin ich päpſtlich, bin ich gut kaiſerlich geſinnt und will's verſuchen, ob's möglich ſein wird, mit ſo bewährtem Doppelſchilde ihrer Herr zu werden."

Wenige Tage ſpäter verließ ein langer Zug von Wagen, denen eine große Schaar Berittener folgte, die Kaiſerſtadt. Wallenſtein geleitete ſeine Gattin und Tochter nach Prag, wo er den Reſt des Winters, mit den Rüſtungen zum neuen Feldzuge beſchäftigt, zubringen wollte.

Viertes Kapitel.

Ein ſchlankes Weib trat aus den moosbewachſenen Trümmern der ehemaligen proteſtantiſchen Kirche zu Braunau. Im dunkeln Haar leuchtete das purpurrothe Band der Böhmin, künſtlich mit den Flechten verſchlungen. Ungeduldig winkte ſie einer älteren, tief ernſten Begleiterin, ergriff deren Hand und riß ſie mit ſich fort in die belebten Gaſſen der Stadt. Der ganze Ort wimmelte von friedländiſchem Volk, das eben aus dem Feldzuge in Schleſien, den Marken und den mecklenburgiſchen Landen, deſſen Herzöge vertrieben worden waren, zurückkehrte und hier an der Grenze Böhmens entweder die Winterquartiere beziehen oder den Feldherrn erwarten wollte, der noch in Sagan weilte. Nach

einem niedrigen Hauſe eilten die beiden Frauen. Hier warf ſich die Jüngere am kniſternden Heerdfeuer auf die Erde und ein Strom heißer Thränen entſtürzte ihren Augen.

„Warum weinſt Du, Libuſſa?“ fragte die Ältere. „Kinder des Schickſals müſſen dulden und ſchweigen können. Sieh mich an! Bin ich glücklicher, als Du, und ſahſt Du je mein Auge vom feuchten Schleier einer Thräne verhüllt?“

„O meine Freundin, meine Ismeila!“ verſetzte Libuſſa und richtete ihre leidenſchaftlichen Blicke auf die Zigeunerin. „Hier ſtand meine Wiege, hier ſang die todte Mutter mir die erſten Lieder meines zertretenen Volkes, hier rief mein armer Vater, den ich in die Grube gebracht habe, die Bürger auf! Du haſt die Trümmer der Kirche geſehen, die Anlaß ward zu dieſen endloſen Kriegszügen, ſieh jetzt hier den Heerd, wo die Flamme zum Kampfe genährt und angefacht wurde zum weltverzehrenden Brande! Und ich, das Kind des Mannes, der gegen Kaiſer und Papſt ſich auflehnte im Gefühl ſeines Rechtes, ich mitten unter den Würgern unſerer Freiheit, das vergeſſene Weib des grimmigſten Feindes lutheriſchen Glaubens!“

„Wieder beugte die Beklagenswerthe ihr Haupt zur Erde und überließ sich dem lang verhaltenen Schmerze. Ismeila ließ sie gewähren. Finstern Blickes beobachtete sie das Aufzüngeln der Flammen, über denen ein Kessel brodelte; nur die Lippen bewegten sich lautlos, als murmelte sie einen himmlischen Segen oder Zauberspruch. Libussa richtete sich auf und trocknete mit Haar und Hand die niederrinnenden Thränen.

„Hast Du je geliebt?“ fragte sie Ismeila mit der ihr eigenen wilden Hast.

„Bei Sternenschein.“

„Darum ist Deine Liebe so kalt und todt,“ versetzte Libussa. „Unglückliche, die ich bin! Ich liebte mit jedem Tropfen meines Blutes, mit allen Nerven und Fibern meines Leibes, und dafür ward ich ins Elend gestoßen!“

„War es ein Mächtiger?“

„Mächtig, groß und herrlich, wie Keiner außer ihm!“ fiel Libussa ein und flammend zuckte im thränenfeuchten Auge die Gluth alter Liebe, genossener Seligkeit auf. „Säh' ich ihn nur einmal noch das Schwert schwingen und könnt' ich ihm zurufen: Heinrich, Du bist ein Elender,

ein Verräther, dann würde meine Seele sich beruhigen, mein Herz still werden und fromm."

„Wo lebt er?" fragte kalt Ismeila.

„Ueberall, wo es Feinde zu würgen, Städte zu erobern und protestantische Bethäuser anzuzünden gibt. Sein Name ist gepriesen bei Freund und Feind."

„Du schilderst Pappenheim."

„Pappenheim!" wiederholte Libussa und schlang beide Hände um ihre Knie, während ihr schlanker Oberkörper rückwärts gegen die Wand sank. In glücklicher Rückerinnerung schlug sie die schönen Augen auf und fuhr fort: „Wie schön sah er aus, als ihn die Krieger von Blut überströmt in das Haus des alten Ritters brachten! Kaum zuckten seine Lippen unter dem schmerzenden Verbande des Arztes. Gebrochenen Auges, wie der sterbende Gott der Liebe, lag er da. Ach und wie blitzte es auf in verzehrendem Feuer, als die Kraft ihm wiederkehrte und sein Händedruck mir sagte, daß ich seinem Herzen theuer geworden sei! Ismeila, damals empfand ich die Freuden des Himmels! Wenn sein Arm mich umschlang, sein Mund mit heißen Liebesküssen mein zitterndes Herz an sich riß und mir zuflü-

sterte, daß er auf Erden nichts liebe, als mich; dann fühlte ich mich groß und frei! Und wenn ich mit ihm betete, wenn der Weihrauch um seine Locken floß, wenn er die kriegerische Rechte emporhob zum Himmel und mit tausend Eiden gelobte, zum Ruhme Christi und seiner Kirche zu leben und zu kriegen: dann betete ich ihn an mit voller Seele und schwur mit ihm ohne Sinn und Verstand! — Was wußte ich denn? Gab es einen Gott außer ihm für mich, eine Religion ohne ihn? — Er war mein Alles, und nur wenn ich an seinen Lippen hing, fühlte ich mich als Wesen. — Und dafür bin ich jetzt elend, allein, verlassen! Darum drücken mich die hundert Meineide, die ich geschworen, zu Boden und nirgend mit größerer Wucht, als hier! O, mein Vater, mein Vater, bitte für dein unglückliches Kind! Flehe für mich beim Allbarmherzigen, daß er der sinnlosen Verrätherin vergebe! — —"

Sie raffte sich auf und faßte Ismeila's Schulter. „Du nanntest ihn vorhin, ihn, den Herrlichen, den Verfluchten. Sag', wo kann ich ihn finden?"

„Ismeila sah sie groß an. „Wenn er auf

weißem Roß gegen die Feinde ziehen wird," gab sie mit prophetischem Ton zur Antwort.

Libussa ließ kleinmüthig ihr Haupt sinken. „Das ist's nicht, was ich hören mag," sagte sie, „das durchbohrt nur hundertfach mein gepeinigtes Herz. Ich will ihn sehen, ihm ins Auge blicken und zurufen: „Heinrich, Du bist schlecht und wortbrüchig, aber — ich liebe Dich doch! Und dann führe ich ihm seinen Sohn zu, und er wird mich lieben und wie sonst an die geharnischte Brust drücken."

„Horch," sagte die Zigeunerin, „ich vernehme Hörnerschall!"

„Es sind die Holk'schen," versetzte Libussa, „sie werden den Herzog anmelden."

„Dann kommt auch Zaponick."

„Und Drionda."

„Sprich nicht von ihr," sagte die Zigeunerin. „Seit sie Ihn gesehen, ist sie nicht mehr mein Kind."

„Sie erlag der Schwäche unseres Geschlechtes."

„Treffe sie dafür der Fluch der braunen Erde!"

„Fluche ihr nicht, Ismeila! Ein verfluchtes

Haupt hat Tag und Nacht keine Ruhe. Liebe allein ist schon Fluch genug."

Ismeila bewegte wie bejahend das Haupt. Inzwischen war der Schall tönender Hörner näher gekommen, größeres Leben regte sich draußen, Waffen klirrten, Pferde wieherten, Trommelwirbel fern und nah rief die Heerhaufen zusammen. „Es sind die Holk'schen," bekräftigte die Zigeunerin, jetzt ruhig, wie im Lager, den brodelnden Kessel umrührend.

Libussa verließ das Haus glücklicher Jugendjahre und mischte sich keck unter das kriegerische Leben der Stadt. Seit Jahren daran gewöhnt, war es ihr fast zum Bedürfniß geworden, unter Kampf und Getümmel sich herum zutreiben. Ihr ernstes Wesen, das zwar oft in ausgelassene Lustigkeit überging, vermochte selbst die unternehmendsten Krieger in Schranken zu halten. Das entschlossene Mädchen schien verwegen genug zu sein, um unehrerbietiges Werben mit gut gezieltem Dolchstoß zu bestrafen. Dieser Sprödigkeit ungeachtet war sie überall beliebt, wo sie als Marketenderin auftrat. Selten blieb sie lange bei ein und demselben Regiment. Sie liebte es, umherzuschweifen, und so kannte sie

alle Offiziere und Gemeine gleich gut. Libuſſa's Abſicht bei dieſen Wanderzügen ging dahin, von dem verſchwundenen Geliebten Kunde zu erlangen, ihn wo möglich wiederzufinden. Zu ſtolz, um ihn geradezu aufzuſuchen, was ohnehin bei der ruheloſen Zeit und der wunderlichen Kriegführung der vielen Heerhaufen kaum möglich war, wollte ſie ihr Zuſammentreffen dem Zufall anheim geben. Daß dieſer ihre Hoffnung ſo lange täuſchen werde, hatte ſie nicht gedacht, da ſie bald erfuhr, daß Wallenſtein's und Tilly's Völker ſich vereinigen ſollten und Pappenheim, obwohl meiſtentheils auf eigene Fauſt Krieg führend, doch oft mit dem Feldherrn des Baiernfürſten zuſammen kam. Der wachſende Ruhm des Helden, den alle Soldaten, ſelbſt ſolche, die ihn nie geſehen hatten, laut prieſen, machte das liebende Herz des Mädchens oft klopfen und mehrte noch ihren Stolz, ihr ſprödes, abweiſendes Betragen. Als aber die gehoffte Vereinigung nicht zu Stande kam, als Pappenheim immer mehr nach dem Weſten zog, während der Friedländer mit den Türken anbinden zu wollen ſchien, da brach die Sehnſucht des Herzens den ſtolzen Muth Libuſſa's, und der

Einzug in ihren Geburtsort ſchmolz gänzlich die Eisrinde, die bis dahin ihr Geheimniß gegen Jedermann ſicher verwahrt hatte.

Auf dem Marktplatze hielt ein Reiter auf ſchäumendem Roße. Leicht erkannte ſie Seſyn. Er ſprach mit einigen Obriſten, die ihn umſtanden, und ritt dann auf Libuſſa zu.

„Grüß' Dich Gott!" redete er die alte Bekannte und einſt faſt Geliebte an. „Ich bringe gute Botſchaft. Der Herzog unſer Gebieter iſt im Anzuge. Mit großem Gepränge wird ſchon morgen, nachdem er die hier liegenden Regimenter gemuſtert hat, aufgebrochen und zwar gradesweges nach Prag. Wir werden unſere Freunde und die Stätte wiederſehen, wo wir ſo Vieles erlitten haben. Kaiſer Ferdinand iſt nach Böhmen gekommen, um das tief Gebeugte aufzurichten und ihm ſeine Verzeihung zuzuſichern. Unſer hoher Gebieter will in Prag mit ihm zuſammentreffen und allem Vermuthen nach wichtige Angelegenheiten mit ihm beſprechen. Ich bedaure, daß ich Dich nicht begleiten kann. Die Pflicht treibt mich auf des Herzogs Güter, vornehmlich nach Gitſchin, wo ich an den gelehrten Mathematicus, der den Palaſtbau über ſich hat, wich-

tige Aufträge habe. Sieh dies Bündel mit des Herzogs stolzem Wappen!"

Sesyn ließ dem still zuhörenden Mädchen ein dickes Briefpaquet sehen, barg es jedoch sogleich wieder im Wamms. Libussa war verwundert über die fast muntere Laune des sonst immer verschlossenen und einsylbigen Böhmen und vermuthete, daß außerordentlich erfreuliche Begebenheiten die Ursache davon sein möchten.

„Kommst Du wirklich nach Prag?" fragte sie den Jugendbekannten.

„Sobald meine Geschäfte abgethan sind, ganz sicher."

„Gut, so geh' ich mit dem Herzoge."

„Du wirst Hugo sehen," lächelte Sesyn. Libussa erröthete, doch überwand bald die Mutterzärtlichkeit das Gefühl der Scham. Sie neigte das schöngelockte Haupt und sagte: „Wohl! wohl! So kann ich ihn an sein Gelübde erinnern."

„Vergiß nur nicht, daß der Herzog sein Oberherr ist!"

„Ich bin seine Mutter und nur aus Rücksicht für Hugo hab' ich den Knaben ihm über-

lassen," versetzte Libussa stolz und wandte dem Böhmen kühl den Rücken. —

Dieser ritt seines Weges, um noch manches Auftrages sich zu entledigen. Inzwischen zogen die Holkischen Jäger, ihr gefürchteter Führer voraus, in Braunau ein. Wenige Stunden später kam Wallenstein mit seinem Gefolge, dem Anscheine nach sehr zufrieden mit den Erfolgen seiner bisherigen kriegerischen Streifzüge. Ihm zur Seite ritt ein Offizier, den des Herzogs Umgebung noch nicht in solcher Nähe gesehen hatte. Man wußte, daß er erst kürzlich unter dem gewaltigen Feldherrn Dienste genommen hatte, von Geburt Italiener sei, viel Vermögen besitze, Geschick zu heimlicher Intrigue eben sowohl, wie zur Heerführung habe und Octavio Piccolomini heiße. Während des Einzuges in Braunau sprach Wallenstein fortdauernd mit diesem Manne, der ungefähr von gleichem Alter mit dem Herzoge sein mochte. Auch als er vor seinem Quarrier anhielt, mußte ihm der Italiener folgen. Er schloß sich mit ihm ein und pflog geraume Zeit vertrauliche Unterhaltung.

„Deine Wünsche sollen erfüllt werden, Octavio," sprach er zu ihm. „Der Kaiser kann

nicht anders, er muß mir gewähren, was ich fordere. Das iſt berechnet ſeit langer Zeit, und wie ſehr Pfaffen und Fürſten dawider ſein mögen, aufhalten können ſie's nicht. Du wirſt General, wie ich den Arnim zum Feldmarſchall machen werde. Es iſt freilich ein ſtörriſcher Geſell, doch nicht unleitbar, wenn eine glatte Zunge ſeinen rauhen Worten ſchmeichelt. Ihr Italiener verſteht das vor Andern, darum hab' ich Dich ausgeſucht für dies Geſchäft. Leiteſt Du es ein, daß es Fortgang hat, ſo wird der Lohn dafür groß, mein Dank grenzenlos ſein."

„Mein Fürſt," erwiederte Piccolomini auf dieſe Rede, „der Mann, den ich Dir genannt und als vorzugsweiſe tauglich bezeichnet habe, iſt Kaufmann. Du weißt —"

„Daß Kaufleute um Geld ihre Seele dem Teufel vorausgeben," ergänzte Wallenſtein. „Gott's Schand', Du haſt Recht! Was will er haben?"

„Zu vorläufiger Sicherung fünftauſend Thaler."

„Und überdies noch dreißigtauſend? Bei Gott, viel Geld! Aber er ſoll ſie haben, und müßte ich meine beſte Herrſchaft an den Juden verpfänden. Leßley heißt der Mann?"

„So nennt er ſich! Gib mir, bitt' ich, eine Anweiſung auf Arnim, daß mir die Summe ausgezahlt werde, wenn ich den Mann ſtelle."

Wallenſtein ſchrieb flüchtig einige Worte nieder und reichte ſie dem Italiener. „Vergiß nicht, dem Manne einzuſchärfen, daß er noch während des Winters nach Schweden muß. Juſt wenn Lärm und Freude am höchſten geſteigert ſind, muß das verrichtet werden. Es wird der Welt eine andere Geſtalt geben."

„Wo ſoll ich Deine weiteren Befehle erwarten?" fragte Piccolomini.

„In Güſtrow. Geh' gleich dahin, ſobald das abgethan iſt. Man darf keine Ahnung haben, von wannen der Schlag kommt. Wir wollen gar ſchön fromm thun und flugs Trauerflöre anlegen, wenn die Kunde davon durch alle Lande geht."

Piccolomini empfahl ſich und trat unverweilt die Reiſe an, die ihn wieder zurück an die Oſtſeeküſte führte. Wallenſtein blieb lange allein. Er achtete nicht der jubelnden Rufe, die wiederholt ſeinem Glück gebracht wurden, nicht der lärmenden Muſik, unter deren Begleitung die einzelnen Regimenter an ſeiner Wohnung vor-

überzogen. All' seine Gedanken waren fern im hohen Norden, am Mälarsee, im Schloß der alten Wasa. Das Fackellicht der jubelnden Schweden leuchtete tief in sein geheimstes Inneres hinein, der Wiederhall der Siegeshymnen, die ein dankbares Volk seinem Heldenkönige singt, dröhnte laut wieder in seinem Herzen. Grimmig schlug er mit der Hand auf den Tisch und seine Gedanken machten sich Luft in verständlichen Worten.

„Er muß vernichtet werden," sprach er, „denn wir Beiden haben nicht Platz neben einander auf Erden. Steht er mir nicht mehr im Wege, dann kann ich thun und lassen, was ich will, denn die übrige protestantische Canaglia ist mit einem Händedrucke erwürgt. Glück auf drum, Octavio!"

Unter Glockengeläut und Kanonendonner hielt Kaiser Ferdinand seinen Einzug in Prag. Es war tief im December, bitter kalt und den Böhmen wurde es recht schwer, am Abend durch die glänzend erleuchteten Straßen zu schwärmen

und den Herzensjubel der triumphirenden Prieſterheerden mit verſtärken zu helfen. Sie thaten es indeß, weil ihnen etwas Anderes nicht übrig blieb, ſie riefen dem zürnenden Herrſcher ein Vivat nach dem andern, doch Ferdinand ließ ſich an keinem Fenſter·blicken. Nur im verſchloſſenen Wagen, von einem Schwarm Trabanten und geputzten Hofgeſinde begleitet, fuhr er durch die erleuchteten Straßen. Als der kaiſerliche Zug in die Rittergaſſe kam, ward er von dicht zuſammengedrängten Volksmaſſen aufgehalten. Der Frage, was es gebe? antworteten erſchreckte Diener, daß zahlloſe Menſchen ein großes Gebäude umſtänden, an deſſen Fenſtern auch nicht ein Lichtſchein zu entdecken ſei.

„Iſt es bewohnt?“ fragte der Kaiſer ſchnell.

„Man ſagt es.“

„Fragt, wie ſein Beſitzer heißt,“ befahl Ferdinand, öffnete das Fenſter und ſah hinaus auf die grauen vom Lichtglanz der Nachbarhäuſer mattroth ſchimmernden Steinmaſſen. Wie ein ſtehen gebliebener Sarg, den ſeine Träger verlaſſen haben, ragte das Gebäude in die froſtige Decembernacht. Der rückkehrende Diener meldete, daß Ritter Harant von Polcicz der Beſitzer des nicht

erleuchteten Hauses sei, daß er abgeschieden von allem Umgange lebe und sein Stammhaus nie verlasse. Beim Klange dieses Namens gingen vielfache Erinnerungen durch Ferdinands Seele. Er dachte an Wallenstein und dessen Fürbitte, an die Begnadigung des Ritters, an den hingerichteten Reichshofrath. Eine Regung von Theilnahme an den Schmerzen und Leiden Anderer bemächtigte sich seiner. Er ließ den Wagenschlag öffnen, befahl, ihm vorzuleuchten, und schritt gesenkten Hauptes durch die ängstliche, neugierig gaffende Menge dem Hause des Ritters zu.

Harant saß im hochgelehnten, wappenverzierten Polsterstuhle am knisternden Kaminfeuer, ihm zu Füßen, in schwarzes Sammetgewand gehüllt, seine Nichte Margaretha, ein Historienbuch auf dem Schooße, aus dem sie dem Großvater mit lauter Stimme vorlas. Der Greis war, seit wir ihn aus den Augen verloren haben, vollends ganz erblindet, sonst aber für sein hohes Alter rüstig. Ungebrochen blieb sein Muth, unwandelbar seine Ueberzeugung, und mehr als man glaubte, kümmerte er sich um Lauf und Schicksal der Welt. So innig und tief, wie die-

ser Alte, trauerte Niemand um Böhmens Fall; so schmerzlich fühlte ihn Keiner. Er hatte das Vaterland auf der Höhe seines Glanzes gesehen, er hörte nun seit Jahren, wie es still jammernd verging.

Geschäftige Diener, deren ihn viele umgaben, brachten auch die Kunde von Ferdinands Ankunft in Prag vor den Ritter. Er nahm sie hin, ruhig, fest, wie Alles, was man ihm erzählte. Der Lärm in und außer der Stadt, das Schreien, das Laufen der Menschen sagten ihm, daß der Unterdrücker Böhmens in die alte Königsstadt eingezogen sei. Darüber verdüsterten sich seine Mienen, aber er sprach sich gegen Niemand aus. Erst als man am Abend die Häuser erleuchtete und Margaretha die Frage wagte, ob sie auch Windlichter vor die Fenster stellen solle, verneinte er dies rauh und unwillig, ja er befahl die Laden zu schließen. Dann bat er die Nichte, daß sie ihm von Podiebrad's Regierung vorlesen möge.

Während er den Worten des Mädchens ernst lauschte, fiel der Löwenkopf dumpf dröhnend gegen die Thür.

„Man klopft," sagte Margaretha, „wer mag heut bei uns Einlaß begehren?"

„Vermuthlich ein Patriot, dem dieſer Lärm gleich mir das Herz durchbohrt," meinte Harant und ermunterte die Nichte, fortzufahren, während ein Diener Befehl erhielt den ſpäten Gaſt einzulaſſen. Das Schallen vieler Tritte auf Flur und Treppe machte aber den Greis ſehr bald wieder ſtutzig, auch Margaretha gerieth in Angſt, legte das Buch weg und umſchlang aufſtehend den Nacken des Großvaters. Jetzt ward die Thür ſchnell geöffnet und der eilig eintretende Diener flüſterte dem Ritter zu: „Der Kaiſer kommt!" Harant blieb nicht Zeit, eine Sylbe zu entgegnen, denn Ferdinand folgte dem Meldenden auf dem Fuße. Von vier vorleuchtenden Pagen in ſpaniſcher Tracht, wie ſie üblich war am Kaiſerhofe, trat der Herrſcher, hinter ihm mehrere Begleiter, in das alterthümliche Gemach. Erſchrocken ſank Margaretha beim Anblick des Kaiſers auf die Knie, ihrem Beiſpiel folgten die Diener. Nur Harant blieb ruhig in ſeinem Polſterſtuhle ſitzen. Er hatte ſich aufgerichtet und, wie er zu thun pflegte, wenn Ungewöhnliches um ihn vorging, beide Hände auf den Krückenſtock legend, ſich horchend mit weit geöffneten Augen vornübergebeugt.

Ferdinand befahl den Knienden, ſich zu erheben. Sein gelbliches, hageres Antlitz war ernſt, der Blick düſter und ſtreng, wie immer. Er heftete ihn lange auf die greiſe Geſtalt des alten Ritters, die regungslos die großen, vorſtehenden Augen auf ihn richtete. Niemand rührte ſich, es war ſo ſtill im Zimmer, daß man ein Blatt konnte fallen hören. Da Niemand ſprach, nahm Harant zuerſt das Wort, indem er ſich erhob und auf den Stab gelehnt am Stuhle ſtehen blieb.

„Es ſind viele Menſchen im Zimmer," ſagte er mit zitternder Stimme. „Was begehren ſie von mir?"

„Herr Ritter," verſetzte der Kaiſer, nahe vor ihn tretend, „kennt Ihr Euren Kaiſer nicht mehr?"

Bitter lächelnd ſchüttelte Harant das weiße, faſt kahle Haupt, es ehrfurchtsvoll entblößend, indem er zur Antwort gab: „Vergebung, kaiſerliche Majeſtät! Das Licht meiner Augen hat nicht Schritt gehalten mit den Jahren. Es iſt erloſchen im blendenden Glanz der neuen Aufklärung, die mit blutigen Schriftzügen den Völkern beigebracht wird."

Ferdinand legte seine kalte Hand auf die des Ritters. „Ich beklage Euch, armer Mann, doch sagt, warum entzieht Ihr Euch der allgemeinen Lustbarkeit, die meine gute Stadt Prag mir zur Begrüßung veranstaltet hat?“

Der eiserne czechische Trotz ward sichtbar in den Mienen des Alten. „Weil ich die Lust nicht theile, Sire, und weil ich nicht gelernt habe, mich zu bücken vor dem Auge eines Gewaltigen. Sire, ich danke Gott, daß er mich hat erblinden lassen vor dieser Stunde!“

Mit leichtem Ruck schüttelte er die Hand des Kaisers ab, ohne sie zu ergreifen, und fiel matt zurück in den Polsterstuhl.

„Um Gott, Großvater!“ flüsterte die erschrockene Margaretha, den Zorn des beleidigten Kaisers ob solchen Wortes fürchtend. Doch Ferdinand versuchte zu lächeln, und indem er sich zu seinen Begleitern wendete, sprach er: „Wir würden einen harten und schweren Kampf mit den Böhmen zu bestehen gehabt haben, wäre jeder Einzelne unserer Widersacher mit einer so starken und furchtlosen Seele begabt gewesen. Herr Ritter,“ fuhr er fort, „auf Fürsprechen meines verdienten Feldhauptmannes, des edlen Herzogs von Fried-

land, der auch Euer Freund ist, habe ich Euch meiner kaiserlichen Gnade versichert. Sie verbleibt Euch bis an Euer Ende. Gott und der heiligen Jungfrau Maria sei es gedankt, daß ich die Gesinnungen meiner Feinde zu ertragen und ohne Haß anzuhören weiß! Ihr habt meine ganze Achtung, Ritter Harant! Beliebt es Euch, die Hand eines offenen Feindes anzunehmen, so reiche ich sie Euch hiermit und lade Euch zugleich nebst dieser schönen Dame ein, heut über acht Tage im Palaste des Herzogs von Friedland mich zu besuchen."

Harant hatte sich wieder erhoben, tappend griff er nach Ferdinands dargereichter Hand und sie fest in die seinige fassend, mit der Linken Stock und Barett erhebend, versetzte er: „Serviteur, Serviteur, mein Herr und Kaiser! Der Mann, zu dessen Glauben ich mich bekenne und den ich anhangen werde zu jeder Stunde, der sprach vor seines Kaisers Majestät, als man ihn zur Rechenschaft forderte nach Worms vor die versammelten Fürsten des Reiches: Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Sire, wie jener unerschrockene Protestant, spreche auch ich: Hier stehe ich, ich kann nicht anders!"

Wieder ſank der Greis zurück in ſeinen Stuhl. Die Hand Ferdinands ruhte feſt in der des Ritters. „Werdet Ihr meiner Bitte Gehör geben?“ fragte der Kaiſer.

„Sire, ich bin Ihr Unterthan. Sie haben über uns geſiegt, wie kann ein Beſiegter dem Befehle ſeines Herrſchers zuwider handeln!“

„Nun denn auf Wiederſehen, Herr Ritter! Schöne Dame, buona notte!“

Auf einen Wink des Kaiſers ſchritten die Pagen voran, und Ferdinand verließ Zimmer und Haus ſeines trotzigen Feindes. Auf der Treppe ſtützte er ſich auf den Arm des Fürſten von Liechtenſtein, der ſich in ſeinem Gefolge befand, und ſagte leiſe zu ihm: „Lieber Fürſt, ich wünſchte mir viele ſo rückſichtsloſe, ſtolze und treue Freunde, wie der alte Böhme mir feind iſt. —“ Harant aber zog Margaretha an ſeine Bruſt, und indem er mit zitternder Lippe einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückte, ſprach er: „Gott Lob, Gott Lob! Ich habe dem Henker unſers Vaterlandes meinen Groll ins Geſicht geſpien, jetzt, jetzt kann ich ruhig ſterben!

Fünftes Kapitel.

Am Christtage des Jahres 1627 rollte ein unabsehbarer Wagenzug nach dem glänzenden Palast des Friedländers, der zwei Tage früher aus Schlesien in der Hauptstadt Böhmens eingetroffen war. An dem genannten Tage hatte sich Ferdinand aufs Neue von den Ständen des Königreichs Treue und unbedingten Gehorsam schwören lassen und die Bitte seines tapfern Feldherrn genehmigt, den böhmischen Adel bei sich zu sehen und selbst der Volksmasse ungehindert Zutritt in die großen Räume des Gartens zu gestatten, welcher nach der Moldauseite den Palast umschloß. Das Wetter war mild, klar und sonnig, wie selten in dieser Jahreszeit, und der begünstigte Herzog hatte nichts unterlassen, was

ſeinem Gebieter den Aufenthalt in Prag angenehm machen konnte. Stolz im Bewußtſein des Sieges, den er über Böhmen erfochten, in ſofern er das geſchlagene für immer gefeſſelt hatte, wollte er dem Kaiſer auch zeigen, daß dieſes beſiegte Volk ein ruhiges, heiteres, genügſames und willig folgendes geworden ſei.

Unter den hundert Karoſſen, die an dieſem Tage in die hochgewölbten Thore des Palaſtes rollten, fiel eine von vier Dienern getragene Sänfte auf, der zwei Hoflakaien in kaiſerlicher Livree vorſchritten. Ehrerbietig machten die vielen Diener Platz, und neugierig folgten Alle den beiden Geſtalten, welche an der breiten Treppe ausſtiegen und ſogleich von friedländiſchen Pagen empfangen wurden. Es war ein hoher Greis mit einer ſchlanken Frauengeſtalt, beide in tiefſtes Schwarz gekleidet. Mühſam nur konnte der zitternde Alte, auf ſeine Diener geſtützt, die Treppe erſteigen. Schmettern der Trompeten dröhnte durch die Hallen des Palaſtes, als die Flügelthüren vor den neuen Ankömmlingen ſich aufthaten.

„Willkommen, edler Ritter, und Ihr, ſchöne Dame," rief der Herzog und ergriff die Hand

des blinden Harant, um ihn nach einem bequemen Seſſel zu geleiten. „Kaiſerliche Majeſtät haben mir ſchon ſo werthen Beſuch angekündigt.“

„Serviteur, Serviteur!“ antwortete Harant mit ſchwacher Stimme, müd' und kraftlos in den Seſſel ſinkend. Seine Hände zitterten ſo heftig, daß ſie, ſelbſt auf dem Krückenſtabe ruhend, fort und fort hin- und herſchwankten. Herablaſſend ſprach Ferdinand mit dem Ritter, es war aber, als vermöge der Greis ſeine Worte nicht mehr zu faſſen; unverwandt richtete er nur die weit offenen lichtloſen Augen auf den Sprecher und ſchüttelte ſanft das faſt haarloſe Haupt.

Angelegentlich unterhielt ſich inzwiſchen Wallenſtein mit der noch immer reizenden Margaretha. Die ernſte Schweigſamkeit, der um Erbarmen flehende Zug tiefen Schmerzes, der ihrem feinen Antlitz eingegraben war, feſſelte ſelbſt den für Frauenſchönheit unempfänglichen Friedländer. Es war überhaupt heut etwas ihm Fremdes in ſein ganzes Weſen, in ſeine Unterhaltung gekommen. Galant gegen Frauen, ſcherzend den Männern gegenüber, ſtolz und groß im Beſitz ſeltenen Glückes, in Erwartung noch höherer Würden, ſo ging er, den hermelinverbrämten Fürſtenmantel

auf den breiten Schultern, in der Rechten den Herzogshut, durch die Reihen ſeiner zahlreichen Gäſte.

Neues, lebhafteres Trompetengeſchmetter meldete noch vornehmere Ankömmlinge. Die Hauptthür des mächtigen Saales, der in die innern Gemächer des Palaſtes geleitete, that ſich auf, wie von unſichtbaren Händen geöffnet, und des Kaiſers Gemahlin, ihr zur Seite Wallenſtein's Gattin, die in Glück und Glanz ſtrahlende Theodora an der Hand, traten in den Saal. Nach feierlicher Begrüßung nahmen alle ihre Plätze ein, Wallenſtein zur Rechten Ferdinands, ſeine Gattin an der Seite der Kaiſerin. Der Kaiſer ſelbſt ſaß auf erhöhtem, thronähnlichen Stuhl. Auf den Wink eines kaiſerlichen Ceremonienmeiſters wurden ſämmtliche Thüren des Saales geöffnet, damit der draußen ſtehenden Dienerſchaft und allem Volk, ſo viel deſſen auf Treppe und Vorraum Platz hatte, Einſicht in den Saal gegönnt werde. Todtenſtille trat ein. Jetzt erhob ſich der Kaiſer, mit ihm der Herzog und die ganze Verſammlung der Fürſten, Grafen und Barone des Königreichs, nur Ritter Harant behielt ſitzend ſeine lauſchend etwas nach vorn

gebeugte Stellung bei. Vor der Thür entstand ein Geräusch, ein Drängen und Stoßen, doch verlor es sich schnell wieder. Aufmerksame bemerkten das Blitzen eines Harnisches und das dunkle Flattern eines faltigen Gewandes. Laut erhob der Kaiser seine Stimme und sprach, allem Volk vernehmbar:

„Wir, Ferdinand der Zweite, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, erheben hierdurch mit Beistimmung unserer getreuen Räthe unsern vielgeliebten Vetter, Oheim und Herrn, den hochgebornen Fürsten Albrecht Wenzel Eusebius Grafen von Wallenstein, Regierer des Hauses Friedland, aus Anerkennung seiner vieltreuen Dienste zum Herzoge von Mecklenburg, Friedland und Sagan und verleihen ihm alle Würden und Privilegien eines unabhängigen Reichsfürsten."

Der Kaiser berührte die Schulter des Herzogs und dieser bedeckte mit triumphirendem Blick das Haupt vor seinem Kaiser mit dem Fürstenhute. Rauschend fielen Trompeten und Pauken, Cimbeln und Hörner ein und der Ruf: „Heil Friedland! Heil dem Herzoge von Mecklenburg!" pflanzte sich wie ein Lauffeuer vom Saal zu Treppen und Höfen, von diesen auf die Straßen und so weiter und immer

weiter durch die ganze Stadt fort. In hellſtem Glanz goß die Mittagsſonne ihr volles Licht durch die hohen Fenſter in den Feſtſaal, beleuchtete die vielen allegoriſchen Bilder an den Wänden und namentlich das prächtige Deckengemälde, das den Herzog ſelbſt als Triumphator auf dem Siegeswagen darſtellte, wie er, einen leuchtenden Stern über ſeinem Haupte, von vier Sonnenroſſen gezogen und von Victoria mit dem Lorbeerkranz geſchmückt, der Unſterblichkeit entgegenrollt. Unwillkürlich hatte Wallenſtein in dem Augenblick, wo er die ſtolze Genugthuung genoß, im Beiſein des Kaiſers ſein Haupt bedecken zu dürfen, den Blick nach dieſem Gemälde gewendet, und der Glanz erreichten Triumphes verklärte ſeine harten Züge. Da verſtummte Jubelruf und Fanfarengetön, fern aus hallte das Echo ſein Glück, ſeine Größe! Es ward wieder ſtill, als auf einmal eine nur dem Herzog bekannte Stimme wie Prophetenruf vernehmlich den Saal erfüllte und, Jedermann verſtändlich, die Worte ſprach:

„Wer treu zu ſeinem Herrſcher hält, deſſen Güter mehren ſich und die Strahlen ſeines Sternes häufen Ehren auf ſeinen Scheitel, legen Purpurmäntel um ſeine Schultern!“

Nicht Einer in der ganzen Versammlung fand irgend etwas Anstößiges in diesem so loyal klingenden Spruche, selbst der Kaiser schien dem unberufenen Redner beizupflichten. Für Wallenstein allein hatte die so geschickt und zu günstiger Stunde in's Gedächtniß gerufene Prophezeiung eine ungleich größere Bedeutung und nachhaltigere Wirkung. Zenno's Horoskop und jenes räthselhafte Weib, das ihm die Prophezeiung eingehändigt, zogen leuchtend seinem Auge vorüber. Im Vorraum entstand abermals Gedräng und Getümmel, der Mann im schwarzen flatternden Gewande war verschwunden, aber ein Krieger mit prächtigem Harnisch um die Brust, die malerisch eine rothe Feldbinde umwand, den Helm in der schwertgewohnten Rechten, brach sich Bahn in den Saal. Klirrenden Schrittes ging er grad' auf den Kaiser zu, beugte ein Knie vor Ferdinand und überreichte diesem ein Schreiben mit den Worten:

„Euer getreuer Diener, Graf Gottfried von Pappenheim, thut im Auftrage des baierschen Generals Grafen von Tilly kaiserlicher allergnädigster Majestät zu wissen, daß durch Gottes und der heiligen Jungfrau Beistand das Land Braun-

ſchweig durch die Schärfe des Schwertes in unſere Hände gefallen iſt.“

„Pappenheim! Pappenheim!“ rief es aus röchelnder Bruſt dumpf und vorwurfsvoll wie eine Geiſterſtimme. Der Krieger fuhr zuſammen und ſtand auf. Gleich ſich kreuzenden Flammen wurden zwei blutige Streifen auf ſeiner Stirn ſichtbar. Er wandte ſich und erblickte jetzt hochaufgerichtet den alten Ritter, der ohne ferneres Wort ſeinen Stab erhob und, während dieſer der matten Hand entſank und der Griff mit dem böhmiſchen Löwen auf Pappenheims Reiterſtiefeln fiel, mit dem mehrmals wiederholten wimmernden Weheruf: „Pappenheim! Pappenheim!“ leblos zurückſank. Schreiend warf ſich Margaretha auf den Greis. Auch Wallenſtein und Iſabella, ſelbſt die Kaiſerin, traten theilnehmend näher, dem Ritter beizuſtehen. Es war unnöthig. Harant, der ſtarre böhmiſche Patriot, war verſchieden. Stolz, finſter und doch ehrfurchtgebietend lehnte der entſeelte Greis, die Augen noch halb offen, im Lehnſeſſel. Jetzt trat auch Pappenheim näher.

„Sire,“ ſprach er, ſeinen Reiterhandſchuh ausziehend, bin ich Schuld am Tode dieſes Greiſes oder hab' ich ihn mit Wiſſen und Willen je

gekränkt, so fordere ich hiermit den Schlachtengott auf, für diesen Todten gegen mich zu kämpfen!"

Und mit festem Griff drückte er den Handschuh in die erkaltende Hand des entseelten Ritters.

Im Hause des Friedländers gab es einen Saal, der ganz mit vergoldeten Ledertapeten ausgeschlagen war und in seinem überwältigenden Glanze an die prachtvollen Paläste der alten römischen Kaiser erinnerte. Hier hatte der ruhmgekrönte Herzog die Tafel zu dem Bankett herrichten lassen, das den Tag seiner solennen Ernennung zum Reichsfürsten würdig beschließen sollte. Groß war die Zahl der Gäste, ehrfurchtgebietend die Namen, die an des Herzogs Tafel speisten, blendend die Pracht der Gewänder im Glanz der Kerzen. Ueber achtzig Edelknaben, sämmtlich im Dienste Wallensteins, vertraten die Stelle der Lakaien. Musik erhöhte die Lust der Gäste, und manches Glas ward unter wirbelndem Paukenhall dem Kaiser und seinem Feldherrn ausgebracht.

Die Freigebigkeit des Herzogs kannte heut keine Grenzen. Wer immer ſein Haus betrat, war ihm willkommen, war ſein Gaſt. Dichte Volkshaufen wogten ein und aus durch die hohen Pforten des Palaſtes, und mancher Arme, der furchtſam herangeſchlichen war, verließ es mit Segenswünſchen für den mächtigen Herrn auf ſeinen Lippen.

Allein nicht in allen Gemächern des Palaſtes herrſchte gleiche Luſt, gleicher Jubel. Der unvermuthete Todesfall des Ritters hatte Trauer über mehr als ein Haupt gebracht. Wallenſtein hatte befohlen, den Todten in ſeine Wohnung zu ſchaffen, dieſer Befehl war aber, was ſonſt nicht zu geſchehen pflegte, im allgemeinen Jubel nicht befolgt worden. So ſtand nun der Armſeſſel mit dem Verblichenen noch am Spätabende in dem jetzt öden Prunkſaale. Keine Kerze erleuchtete den weiten Raum, nur des Mondes Licht, der über der Altſtadt emporſtieg, goß ſeinen melancholiſchen kalten Schein über die erſtarrten Züge des Hingegangenen. Ihm zu Füßen kniete Margaretha, von wildem Schmerz erfaßt. Ihre Diener ſtanden in einiger Entfernung und wagten nicht, die Gebieterin zu ſtören.

Kaum vernahm sie, wie fernen Jubelruf, die rauschenden Fanfaren, die um die schwelgerische Tafel des glücklichen Herzogs stürmten. Ihr Geist war tief gebeugt, ihr Herz gebrochen, denn das Letzte, was sie liebte, war mit dem Tode des edlen Großvaters ihr entrissen worden. Allein, ganz allein stand sie jetzt in einer Welt, die nur unter Schwertergeklirr und betäubendem Schlachtruf fortdauern zu können schien.

„O, mein theurer, theurer Großvater," rief sie schluchzend aus, mit beiden Armen die Knie des Todten umschlingend und an sich pressend, „o nimm mich zu Dir! Laß mich nicht auf dieser verwilderten Erde zurück, ein Spielball roher Willkür und brutaler Männerlaune! Gott im Himmel, der Du ein Vater der Waisen heißt, höre mein Flehen! Erbarme Dich meiner, die ich elend, betrogen ward von Jugend auf! Ein Opfer der Falschheit, ward mir das Leben zum Ekel, o zwinge mich nicht, daß ich die Last freiwillig von mir werfe, die ich zu tragen für den Schimpf eines freien Menschen halte. Du hast Böhmen untergehen lassen, Du hast es gewollt, daß mein Vater unter dem Beile des Henkers verblutete, Du nahmst mir den Geliebten und die-

ſen letzten Halt — was ſoll mir jetzt noch das Leben! Ich werfe es von mir, ich mag es nicht!"

In ſchmerzlicher Aufregung ſtreckte ſie die Hand nach dem Gürtel des Ritters aus, wo der diamantenbeſetzte Griff eines türkiſchen Dolches im falben Dämmer verlockend glitzerte. Da fühlte ſie eine ſchwere Hand auf ihren Arm ſinken. Sie ſchrak zuſammen und ſah ſchüchtern zur Seite. Seſyn ſtand neben ihr.

„Nicht ſo, Margaretha," ſagte der Böhme, „Du biſt nicht verlaſſen, nicht einſam, wenn Du es nicht ſein willſt. Ich kenne, ich achte Dich Vertraue Dich mir an, wenn Du mich nicht verachteſt!"

„Seſyn!" ſagte Margaretha zitternd, indem ſie von dem Vertrauten Wallenſtein's unterſtützt aufſtand. Drüben im Feſtſaale jauchzte von neuem lärmende Freudenmuſik.

„Hörſt Du's, wie die verkappten Teufel jauchzen?" fuhr Seſyn fort und das liſtige Grinſen ſüßer Racheluſt ſtand auf ſeinem gelblich blaſſen Antlitz. Heut feiert Er, für den keine Sprache Flüche genug hat und keines Menſchen Herz ausreichende Galle, um damit ſein Blut

zu vergiften, den Triumph ſeiner menſchheitſchändenden Thaten. Der Herzogshut deckt ſeinen ſündigen Scheitel, der Purpur ſeine Schulter — und wofür? Weil er die deutſchen Länder verbrannt, die Völker geſchlachtet, Städte und Dörfer geplündert hat! Zur Ehre des Glaubens, ſagt ſein Mund — ha, ha, ha, ha! — aus Eigennutz und verbrecheriſcher Ruhmesſucht, ſpricht ſein kaltes Herz. — Margaretha, rede, liebſt, ehrſt Du dieſen Menſchen?“

„Mich friert, wenn ich Dich ſo reden höre,“ ſtammelte das Mädchen.

„So erwarme an der Gluth meiner Worte,“ flüſterte Seſyn. „Wiſſe, daß er mir zumeiſt dieſen Ruhm zu verdanken hat. Ich ebnete ihm bereitwillig alle Pfade, ich breitete weiche Vließe unter ſeine Füße, damit er leicht und willig hinwandle bis nahe an die Stufen eines Königsthrones, aber dicht an ſeinen Ferſen ſtach ich den Boden aus und grub einen unergründlich tiefen Abgrund. Seine Größe ſoll ſein Grab, ſein Herzogshut die Binde für ihn werden, die ihm dereinſt der Henker um die Augen legen wird! Verbinde Dich mir, Margaretha! Gib mir Deine

Hand, werde mein Weib! Bei der greisen Locke dieses Todten, den jener Stolze wie tausend Andere um Glück und Erdenruhe gebracht hat, beschwöre ich Dich, werde mein!"

„Ich bin nicht rachsüchtig, Sesyn," erwiederte Margaretha, „ich bin nur unglücklich. Geh! Ich will Deine verbrecherischen Worte nicht gehört haben."

„Verbrecherisch! Du nennst verbrecherisch, was Ehre und Lohn verdient? Margaretha, sei mein! Ich liebe Dich!"

„Meine Seele ist tief betrübt."

„Erhebe sie zu mir, laß sie umfangen von der meinen und die Freude wird Dir zurückkehren."

„Wir sollen nicht freveln an der Leiche eines geliebten Todten!"

„Ich lasse Dich nicht, Margaretha!" rief Sesyn dringender. „Karg sind mir die Stunden zugemessen. Noch ehe diese Nacht verstreicht, muß ich im Dienste des Friedländers hinaus in die Welt, sündige Botschaft ins Heerlager tragend, das den Belt und sein neues geraubtes Herzogthum bewacht. Ich weiß nicht, wenn ich wiederkehre. Soll ich ohne Trost, ohne Hoff-

nung ſcheiden und Dich verzweifelnd Dir ſelbſt überlaſſen?“

Margaretha zauderte. Nach einer Pauſe legte ſie ihre Hand auf Seſyn's Schulter. „Verſprich mir, Seſyn, nichts gegen das Leben des Herzogs, dem ich Dank ſchulde, obgleich er uns alle tief gekränkt und gedemüthigt hat, zu thun, und Du ſollſt zurückkehrend freundliche Aufnahme bei mir finden.“

Jetzt war es an Seſyn, zu zögern. Finſtern Geſichts fragte er: „Und das iſt Alles? So karger, kahler Troſt für ſo viel Liebe?“

„Es iſt ſo viel, als eine trauernde Magd gewähren kann.“

„Sei's!“ ſprach der Böhme. „Bei dem Frieden dieſes Edlen, ich unternehme nichts gegen das Leben des Mannes, den ich auf weiter Erde am meiſten haſſe!“

„So ziehe in Frieden!“ verſetzte Margaretha und reichte dem Unterhändler die Hand zum Abſchiede.

Kanonenſchüſſe zeigten das Ende des Banketts an, zugleich verbreitete ſich ſchnell zunehmende Helligkeit über den ganzen Palaſt. Von außen erſcholl Jubel des ab- und zuſtrömenden

Volkes. Das lebhaftere Ertönen der Musik ließ vermuthen, daß des Herzogs hohe Gäste sich nach einem andern Theile des Schlosses begäben. Bald schimmerte auch Glanz wandernder Lichter durch die Fenster, blasse Schatten paarweis folgender Personen fielen verworren gegen Wand und Pfeiler. Sesyn verließ Margaretha und diese nahm ihren vorigen Platz zu den Füßen des Ritters wieder ein, um den jauchzenden Troß geschmückter Herrschaften vorüber zu lassen, ehe sie die Ueberreste des geliebten Todten nach ihrer Wohnung geleite. —

Eine hohe Säulenhalle, von Wallenstein selbst die Loga genannt, war so in dem Palast angebracht, daß man aus ihr den vollen Anblick des weitläuftigen Gartens genießen konnte. Von den kunsterfahrensten Baumeistern Italiens hatte der Herzog diese prächtige Säulenhalle nach dem Muster der weltberühmten Loggia di Lanzi von Ocagna in Florenz erbauen lassen. Meisterhafte Freskogemälde schmückten ihre Wände. Dahin geleitete jetzt der stolze Feldherr seinen Kaiser mit allen Gästen. Ein Schauspiel von unbeschreiblicher Schönheit überraschte die Erstaunten und entlockte selbst dem so ernsten Ferdinand

Worte des Beifalls und der Bewunderung. Der Garten war von zallosen Lichtern taghell erleuchtet, so daß die vielen Springbrunnen, die mit Geschmack überall angebracht waren, funkelnden auf- und niedersteigenden Pyramiden von Perlen und Diamanten glichen. Am meisten aber überraschte und fesselte die Blicke aller Zuschauer eine in der Mitte des Gartens und gerade der Gallerie gegenüber angelegte colossale Fontaine, die auf hohem starken Wasserstrahl eine blitzende Königskrone auf- und niedertrug, während rund um sie zwölf kleinere wie übermüthig scherzende Elfen mit goldenen Kugeln spielten.

Niemand von den Zuschauern sprach ein Wort. Alle staunten und bewunderten den Geschmack des Herzogs oder beneideten ihm auch die großen Mittel, die solche Feenschauspiele in kurzer Zeit erschaffen konnten. Die Musik, im Garten vertheilt, verlor sich nach und nach in die Ferne und verstummte endlich ganz. Man hörte nur noch das Plätschern der Springbrunnen und das Gesumm der Volksmenge, die in den Höfen die Beleuchtung des Gartens anstaunte.

„Habt Dank, mein lieber Fürst," sprach

Ferdinand zu Wallenstein, „Ihr habt uns heut vergessen machen, daß die Last des deutschen Reiches auf unsern schwachen Schultern ruht. Gott und die heilige Jungfrau sei mit Euch und Euren Thaten!“

„Die Krone stürzt!“ rief eine Stimme von unten herauf. Alle wandten sich dem Garten zu — und wirklich — der schwächer werdende Wasserstrahl ließ die goldene Krone immer tiefer und tiefer abwärts sinken bis sie hinter dem vorragenden Muschelrande gänzlich verschwand.

Wallenstein runzelte die Stirn, über Ferdinands Gesicht aber flog ein bitteres Lächeln und indem er seinem Wirthe vertraulich auf die Schulter klopfte, sagte er: „Es ist doch nicht gut sein bei Euch Böhmen. Sie reißen uns, wenn auch nur in Gedanken, die Krone vom Haupte!“

Vom Herzoge bis an die Treppe geleitet, begegneten ihnen Harant's Diener mit der Leiche des Ritters, um sie nach der Sänfte zu tragen. Margaretha, tief verschleiert, folgte so ganz in ihren Gram versenkt, daß sie die hohe Umgebung nicht zu bemerken schien. Ferdinand ließ schweigend den Trauerzug vorübergehen, auch

Wallenstein sagte nichts, aber sein Blick ruhte strafend auf den Dienern und verhieß den Ungehorsamen harte Verweise. In Hof und Flur standen noch viele Gaffer. Unter ihnen erkannte der Herzog zwei Frauen, die er hier nicht vermuthete — Libussa und Ismeila. Gleichgiltig hatten sie die Blicke nach der Treppe gerichtet, wahrscheinlich um den Kaiser nebst Gefolge bequemer sehen zu können. Als nun statt dessen die Leichenträger herabstiegen, drängte sich Libussa aus der Menge. Sie erkannte den Ritter. Leidenschaftlich, wie sie war, stürzte sie sich auf die Träger und drückte heiße Küsse auf die Stirn des Todten. Hugo folgte der Mutter mit zürnendem Gesicht und suchte sie zurückzuhalten. In diesem Augenblick schritt Pappenheim aus der Loga und trat neben den Herzog. Er ward des Knaben und dessen Mutter ansichtig, und kaum hatte er nur flüchtig Libussa's Profil erfaßt, als auch er rücksichtslos die Treppe hinabeilte, die schlanke Böhmin an sich riß und mit dem reinsten Ausdruck glücklichen Entzückens die gleichfalls Ueberraschte umarmte.

„Libussa, Geliebte! So hab' ich Dich wieder!" rief er, und die Böhmin, ihn erkennend,

umhalste den Geliebten mit gleicher Lebhaftigkeit. Im Glück des Wiedersehens erstarben ihre Worte in einem Strome süßer Thränen.

„Was bedeutet dies?“ fragte der Kaiser, die Treppe hinabsteigend.

„Sire,“ versetzte Wallenstein, „daß Euer Majestät Unterthanen trotz Krieg, Brand und Noth noch immer das Gefühl ächt menschlicher Zuneigung sich bewahrt haben.“

Ferdinand lächelte, das überraschte Paar war unter der Volksmenge verschwunden. Als der kaiserliche Wagen aus dem Thor des Palastes rollte, beugte die Sänfte Harants, von einigen Trabanten des Herzogs begleitet, die Zäponick anführte, um die Ecke. Wallenstein, nach seinen Gemächern zurückschreitend, bemerkte ebenfalls den stillen Leichenzug. Er konnte ihn nicht fesseln. Dagegen folgte er mit scharfem Auge einer einsamen, im Garten wandelnden Gestalt, dessen Lichter nach und nach erloschen. Sie kam ihm bekannt vor, und als sie sich jetzt wendete und das volle Licht des Mondes ihre Züge beleuchtete, glaubte er zwei Erscheinungen auf einmal vor sich aufsteigen zu sehen. Dies war das Weib von Burgau und das Zigeunermädchen aus

Friauls Felsenschluchten in einer Person. — Er schlug secundenlang die Augen nieder — als er nochmals hinblickte, war sie verschwunden. Froh hob sich die Brust des Helden. „Mein Stern verläßt mich nicht!“ rief er sich selbst zu, kreuzte die Arme über die Brust und schritt stolz durch die Reihen der Edelknaben in das geheimste seiner Zimmer.

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

In demselben Verlage ist erschienen:

AMAURY.

Von

Alexander Dumas.

Nach dem Französischen

von

Wilh. Ludw. Wesché.

2 Bände.

Ein ausgezeichneter Roman, besonders für die Damenwelt. Ein Paar lieblichere Wesen, als die ätherisch zarte Magdalene und die blühende Antoinette, dürfte wohl selbst die Phantasie eines Dichters nicht geschaffen haben. Dabei findet sich aber nichts Gekünsteltes, nichts Gesuchtes, nichts Widernatürliches; sondern Alles steht und geht vor unsern Augen so ganz nach der Ordnung aller Dinge, daß dem Leser der Gedanke fern bleibt, als seien es die Bilder eines Romans, denen die Phantasie eines Dichters Kraft und Leben und Liebreiz und Anmuth eingehaucht. Daneben prangen stattlich und schön der greise Herr von Avrigny, der Leibarzt des Königs, der Leben rettende Gott von Paris, mit seinem herrlichen zwanzigjährigen Mündel, Graf Amaury de Leoville. Beide in Liebe zu Magdalena wetteifernd, eifersüchtig. Beide der Verzweiflung nahe, das Ziel ihrer Wünsche durch den Tod auf immer entrückt zu sehen. Der Vater, der Tausenden das Leben gerettet, vermag das einzige, heißgeliebte Kind dem frühen Grabe nicht zu entreißen. Sein Herz bricht vor Gram. Amaury vom Selbstmorde durch ihn gerettet, will doch aller thätigen Theilnahme am Leben entsagen. Da tritt Antoinette, längst von glühender Liebe zu Amaury entbrannt, einem Engel des Friedens gleich auf und versöhnt ihn mit dem Leben. Es ist in Wahrheit ein schönes Buch, ein ächter Schmuck für jeden Toilettentisch.

Früher sind von demselben Verfasser in gleichem Verlage erschienen:

Leben und Abenteuer John Davyns. 3 Bände. — **Die Stuarts.** 2 Bde. — **Denkwürdigkeiten eines Fechtmeisters, oder 18 Monate in St. Petersburg.** 3 Bde. — **Johanna d'Ark, die Jungfrau von Orleans.** — **Georg.** 2 Bde. — **Sylvandire.** 2 Bde. — **Das Hochzeitskleid.** — **Ascanio.** 4 Bde.

Ein Duell ohne Zeugen.

Eine

Geschichte unserer Zeit.

Von

Paul L. Jacob.
(Bibliophile.)

Nach dem Französischen

von

Wilhelm Ludwig Wolché.

Ein kräftiges Genrebild aus dem Leben der hohen Noblesse des heutigen Frankreichs. Ein Roman gleichsam in Lapidarschrift geschrieben. Keine Verwickelungen, keine Intriguen, keine Geheimnisse. Der gräßliche Fall, das Duell ohne Zeugen, und die schauderhaften Folgen desselben, zum Theil durch Neid zum Theil durch eifersüchtige Liebe herbeigeführt, wird Schritt vor Schritt entwickelt, und endet wie er begonnen mit einem Mord, nur mit dem Unterschied, daß der erste ein unfreiwilliger Selbstmord, der letzte ein Justizmord ist.

Vernalt,

oder

Sklaven und Herren.

Scenen

aus dem letzten Sklavenaufstand in Südcarolina.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Zwei Bände.

Das Publikum erhält mit diesem Werke ein Buch, das der Leser nie unbefriedigt aus den Händen legen wird, so oft er dasselbe auch immer durchlesen mag. Die Scenen, welche der Verfasser schildert, die Charaktere, welche er zeichnet, die Gestalten, welche er vorführt, gehören zu den interessantesten, die sich Einer denken kann. Das Leben in den südlichen Staaten Nordamerika's, mit seinen Bildern der Ueppigkeit, der Herrschaft, und des Sklaventhums, des blutigen Kampfes mit Urgebornen des Landes und den empörten Negern erscheint mit einer Treue, mit einer Einfachheit dargestellt, daß man sich in Mitten der Dinge, von denen die Rede ist, versetzt glaubt. Und wenn es Erwähnung verdient, daß die Darstellungsweise des Autors im schönsten Sinne des Wortes originell ist, hier reizend, wie die lieblichen Mädchen-Gestalten, die er beschreibt, dort hart und abgebrochen gleich den verwitterten Seelen der Sklavenhüter, bald wiederum in wilder Begeisterung aufflammend gemäß den feurigen Seelen der riesigen Söhne Afrika's; so muß versichert werden, daß auch die Uebersetzung eine vollkommen gelungene ist.

Glandorf.

Ein Roman

von

Maria Lenzen.

3 Theile.

Ein Originalwerk! Wenn schon dieser Umstand nicht wenig dazu beiträgt, für vorstehenden Roman das Interesse anzuregen, so wird sich dieses Interesse in Staunen verwandeln, sobald der verehrte Leser nur einige Blattseiten überflogen hat. Fürwahr, es dürfte wenig Werke der deutschen schöngeistigen Litteratur aus neuester Zeit geben, die mit Glandorf in die Schranken zu treten vermögten. Da ist zwar kein eitler, gesuchter Prunk der Worte, wohl aber die Sprache in ihrer edelsten Haltung. Da giebts keine widernatürliche Verwickelung; wohl aber den wundersam überraschenden Schritt der ewigen Vergeltung; da findet sich kein Bild des Lasters mit den lieblichsten Töchtern des Frühlings umblendet; wohl aber die reizendsten Scenen, in denen Liebe und Unschuld und die erhabenste menschliche Schönheit in den feinsten Zügen sich darstellt. Doch wir müßten das ganze Werk in allen seinen Theilen selbst hersetzen, um eine treue Schilderung desselben zu geben; denn es giebt Arbeiten, die man durchaus selbst sehen und betrachten muß, um ihren hohen Werth zu begreifen, weil die beste Beschreibung weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt; und zu dieser Art von Werken gehört Glandorf.

Widener Library
3 2044 100 910 520